Nordisches Bilderbuch.

Reisebilder

von

Theodor Mügge.

Zweite unveränderte Auflage.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn und Comp.

1857.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Scheeren, Geld und Stockholm	3
Dicke Sohlen. Deutsches Wesen. Physiognomie der Straßen, Rudermadams und Wasserdroschken. Aussichten. Norder- und Södermalm	21
Sommerleben in Stockholm. Lustschlösser. Thiergarten und Volksfeste	51
Die Studentenfeste. Scandinavische Union. Die nordischen Sprachen	86
Schwedische Küche. Speisehäuser. Gastmäler. Der Branntweinstisch	138
Wissenschaften und Künste. Museen und Sammlungen. Künstler, Poeten und Gelehrte. Musik, Oper, Sänger und Theater	155
Die Industrie und ihre Forschritte. Arbeit und Gewerbe. Adel, Priester, Staat und König	184
Die Riddarholmskirche. Patriotische Gespenster und Geister	204
Eisenbahnen und Tagesfragen. Hohe Politik. Blicke in die Zukunft	214
Die Kanalreise und ihre Freuden. Die großen Seen. Trollhättafall und Gothenburg	231
Die Stadt. Handelsgeist und Handelslebendigkeit. Gustav Adolf's Denkmal. Sonntagsfeier und Sonntagsstille. Fahrt nach Christiania	264

	Seite
Die Norweger und ihre Hauptstadt. Altes und neues Leben	277
Der Bauernstaat und die Aristokratie. Norwegischer Scandinavismus	303
Der Prinz Vicekönig. Die Norweger als Hofmänner . .	313
Krogkleven. Norwegische Romantik. Ein norwegischer Bauer	326
Auf dem Meere. Sund und Sundzoll. Dänen und Deutsche	340
Kopenhagen und seine Umgebungen. Bauwerke und Lustschlösser	351
Flotte uud Heer. Volk und Hof	364
Vergnügungslust und Sommerfreuden. Der Jahrmarkt im Thiergarten. Die dänischen Damen	374
Thorwaldsens Museum Künste und Wissenschaften. Literaten, Maler und Poeten	385
Das Ultradänenthum und die deutsche Sprache. Der demokratische Gesammtstaat und die Scandinavier. Die Parteien und ihre Zukunft. Demokratische Minister .	398
Die dänische Demokratie gegen die deutschen Herzogthümer. Sprachstreit und Geldstreit. Neue dänische Klagen gegen Deutschland. Dänische und deutsche Rechtsbegriffe. Eisenbahn und Dampfschiffe nach Kiel	410

Nordisches Bilderbuch.

1.

Die Scheeren, Geld und Stockholm.

Sind wir schon in den Scheeren? fragte ich, als ich aufwachte.

Ja wohl mein Herr, antwortete mir der Gehülfe des Restaurants auf Sr. schwedischen Majestät Dampfschiff, der Nordstern, der mir die blank geputzten Stiefeln so eben an's Bett setzte.

Und immer noch dasselbe schöne Wetter?

Alles so ruhig, als führen wir auf einer Waschschüssel, sagte er ärgerlich. Es ist eine wahre Schande! Auch nicht ein einziger Mensch ist diesmal seekrank geworden. Wenn's so weiter geht, muß man davon laufen.

Das Geschäft geht also schlecht?

Spottschlecht! brummte er, meinen Rock mit seiner Bürste bearbeitend. Weiß es Gott, wie es zugeht, aber es ist selten einmal so recht schlechtes Wetter,

wenn wir fahren. Der Nagler hat immer Glück. Wenn der in See ist, giebt's gewöhnlich den schönsten Sturm.

Aber, lieber Freund, lachte ich, dankt doch dem Himmel, wenn dieser alte langsame, schwerfällige Nordstern ohne Sturm in den Hafen kommt. Hoffentlich werden wir diesmal zur rechten Zeit in Stockholm eintreffen?

Um zwölf Uhr spätestens sind wir da, brummte er noch verdrießlicher. Das ist es ja, es geht alles verkehrt. Sogar in der Damenkajüte ist alles gesund; sämmtliche Herrn Passagiere haben den allerbesten Appetit und nun können wir obenein nicht einmal mehr das Diner geben. Sonst sind wir immer erst Nachmittags in den Hafen gekommen, oft genug ist es Abend geworden und dabei ein Wetterchen, daß die meisten sich in Swinemünde zu Bette legten und in Stockholm wieder aufstanden. Aber es wird alles jetzt schlechter in der Welt, murmelte er schwermüthig, und wenn man Unglück haben soll, so kommt's, man kann beten, so viel man will.

Mit grimmigem Gesichte packte er meine Kleider auf den Feldstuhl und ging dann, um mir Caffee zu holen, während ich mich ankleidete. Um seine Gefühle zu würdigen, muß man wissen, daß jeder Passagier der beiden königl. preußischen und königl. schwedischen Postdampfschiffe, welche zwischen Stettin und Stockholm

fahren, dem Restaurant wenigstens sein Mittagbrod bezahlen muß, er mag essen oder nicht essen. Die Restaurants rechnen nun darauf, daß die gute Hälfte der Passagiere dem fatalen Mitteldinge zwischen Leben und Sterben verfällt, das man Seekrankheit nennt und daß überhaupt im unglücklichsten Falle von der ganzen Schiffsgesellschaft nur einige wenige ausgepichte menschliche Ungeheuer übrig bleiben, welche einen unzerstörbaren Hunger entwickeln. Der Restaurant hört daher den Wind mit satanischem Entzücken heulen, während die spiegelglatte See ihn mit rachedürstigem Ingrimm gegen Gott und Menschen erfüllt. Nun hatten wir aber von Stettin ab eine Ueberfahrt, wie sie selten vorkommt. Nicht ein Lüftchen kräuselte das Meer. Die Sonne glänzte am reinen Himmel, wie eine rechtschaffene Junisonne glänzen muß, und die milden Sommertage machten den herrlichsten Mondnächten Platz, zu denen nur die Nachtigallen fehlten. Grund genug für den unglücklichen Restaurant, gegen sein Schicksal zu wüthen, das übrigens immerhin noch gar nicht so schlimm war, denn die sich freuen und das rosige Sonnenlicht athmen, müssen die sehr mäßigen Genüsse dieser Gastfreundschaft anständig genug bezahlen. Während dieser Betrachtungen stieß ich vergnügt mir zwei oder drei Male den Kopf an die Bettstelle und fuhr mit den Ellenbogen an die Seitenwände meines engen Palastes, von der Gewißheit belebt,

daß es das letzte Mal sein würde und dann sprang ich die Treppe hinauf, arbeitete mich durch einige Matrosen, die trotz den besten Waschfrauen das Deck wuschen und putzten, gelangte mit einigen Kreuz- und Quersprüngen auf einen trocknen Platz und sah die neue Welt um mich her im Sonnenglanze aufgeschlagen liegen.

Einen Menschen aus dem deutschen Sande oder auch einem Bergbewohner, der schlafend hieher gebracht würde und aufwachend diese sonderbare Welt sähe, könnte wohl der Gedanke überkommen, er sei plötzlich auf einen andern Himmelskörper versetzt worden. Eine Unermeßlichkeit narbiger Felsen umgiebt ihn. Einige ragen kaum über das Wasser hinaus, das an das Gestein schlägt, andere steigen kuppig und spitzig auf und bilden größere Felsenreihen und Wände, zwischen welche sich das Meer drängt. Bald breitet sich dies zu weiten Becken aus, bald trennt es mit schmalen Sunden und Straßen ein Labyrinth düsterer Granitmassen, die hier trotzig ihre nackten Glieder ausstrecken, dort unter Moos und Wald sie verstecken, der in der Ferne dunkle Kränze und Leisten bildet. Rund umher ist häufig kein Schiff, kein Boot, kein Haus, kein Lebenszeichen zu entdecken; es scheint eine Einöde zu sein, welche nicht einmal ein Seehund, geschweige denn ein Mensch bewohnt; kein Vogel ist zu erblicken und auf den dunklen Wellen springt kein Fisch auf. Der Dampfer läuft

inzwischen aus einer Felsengasse in die andere über Seebecken fort, in denen man keinen Ausgang für ihn entdeckt. Jetzt berührt sein Bugspriet fast die Felsenwand, da aber dreht der Mann am Steuer das Rad, und nun thut sich eine andere Wasserstraße auf, ein anderer Sund öffnet sich und dort liegen ein paar rothangestrichene Holzhäuser, da liegt ein Fischerboot, da wird das Segel einer Schlupp sichtbar, die uns entgegenkommt und der Sonnenglanz fährt über die hohen Masten eines Schiffes, das hinter einem Felsen ankert.

Das sind die Scheeren von Stockholm, ein ungeheures Gewirr von Klippen aller Art, größerer und kleinerer Inseln und Halbinseln, die ein Dutzend Meilen breit und tief in's Land dringen, bis an den felsigen Damm, auf welchem die alte Hauptstadt der Schweden in unbekannten Zeiten zuerst erbaut wurde, eben da, wo die salzigen Wasser der Ostsee von dem süßen des großen Mälaersees sich scheiden. Wunderbar ist diese Zerklüftung anzuschauen. Dies Meer mit Felsen und Felsenbrocken besäet, noch wunderbarer wird sie, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil dieser Küsten mit solchen versteinten Gärten umringt ist, durch deren geheimnißvolle düstere Irrgänge die Stimmen des Sturmes rauschen, die in Tagen der Vernichtung geschaffen wurden, von denen Niemand etwas weiß, und welche seit Jahrtausenden unwandelbar dieselben geblieben sind.

Als ich früher einst durch diese Klippengewinde fuhr,

waren sie in eisige Nebel gehüllt und mit Schneestreifen bedeckt. Jetzt lagen sie im hellen Sonnenglanz und die klare Luft ließ weit nach allen Seiten hin manch' stilles Plätzchen erkennen, in welchem sich ein ärmliches Menschenleben angesiedelt hat. Es führen viele Wege durch diese zahllosen Klippen, deren spärliche Bewohner immer noch kein so abgeschiedenes Leben führen, wie viele Leute in Norrland oder Herjedalen mitten in den wilden Gebirgen. Denn diese hier haben doch das Meer und ihr Kahn führt sie mit ihren Fischen und ihrem Holz nach Stockholm, wohin sie zur Winterzeit auch mit ihren Schlitten und ihrer Jagdbeute fahren. Für größere Schiffe giebt es nur einige Wege und für die großen Handels- oder Kriegsschiffe nur einen, den sie alle nehmen müssen. Ein Dampfer braucht acht Stunden und bei heftigem Gegenwinde wohl noch mehr, ehe er in den Hafen von Stockholm einbiegt, und hat man einige Zeit sich in diesen Klippen umgesehen, so werden sie immer häßlicher und eintöniger. Es sind immer dieselben nackten Steine, da und dort ein verkrüppelter Baum darauf oder verworrenes Gestrüpp in den Spalten; aber nirgend eine kühne Formation, nirgend ein Gipfel, der sich beherrschend über seine Nachbarn erhöbe, nirgend eine großartigere oder wohlgefällige Unterbrechung dieser Steinklumpen, von denen man glauben könnte, einer der Riesen, welche hier einst wohnten, habe sie eines schönen Tages sämmtlich in

seiner Tasche gehabt und beim Spazierengehen zu seinem Privatvergnügen in's Wasser gestreut. Ueber hundert Fuß ragen wenige daraus hervor, die meisten sind weit niedriger; ebenso wenig aber sieht man darüber hinaus etwa in der Ferne höhere Gebirge aufsteigen und diesen felsen- und inselreichen mächtigen Meerbusen umkränzen. Schweden ist ein Felsenland, aber kein Gebirgsland, wenigstens nicht an seinen Küsten, und dies ist sein Unterschied zu Norwegen, dessen Natur kühner, trotziger, gigantischer; in dessen Fjorden oft die Meereswellen gegen Felsenwände donnern, deren Scheitel das ewige Eis krönt, deren Seiten aber mit Waldesgrün und lieblichen kleinen Thälern bedeckt sind.

Einige Stunden vor Stockholm verengt sich der Wasserpaß zwischen zwei Felsenreihen und hier liegt zur Linken ein festes Schloß mit Geschützthürmen, Gallerien und Rondelen, in der Morgensonne so zierlich anzuschauen, als wäre es so eben in Nürnberg fertig geworden. Es ist die kleine Festung Warholm, von der der alte Napier behauptet haben soll, eine Fregatte reiche hin, um mit ihr fertig zu werden. Vielleicht haben die schwedischen Kriegsmänner sich diese Warnung gemerkt, denn man baut so eben einige neue Schanzen, welche jedoch auch nicht allzu fürchterlich aussehen. Wenn aber diese Mauern und Thürme auch den Feinden keinen großen Respekt einflößen, so haben sie doch manchen

schon in Angst und Furcht gebracht, der darin wohnen mußte; denn Warholm ist ein Staatsgefängniß. Wie es dazu benutzt wird, um im Frieden friedlichen Leuten einen Schreck einzujagen, erfuhren wir an uns selbst. Ein Soldat, der auf einem Mauervorsprung Wache stand, lief, als er uns kommen sah, bis an die Spitze und legte sein Gewehr auf uns an. Bücken Sie sich, er will auf uns schießen! rief ein vorsichtiger Landsmann, der neben mir stand, indem er sich selbst zu decken suchte. — Aber nein, der Mann legte nur das Gewehr auf die Mauer und ergriff ein langes Horn, durch welches er einige Worte uns zuschrie, welche äußerst wild und schaurig klangen. Inzwischen hatte der Capitain sich ebenfalls ein langes Horn bringen lassen, mit dessen Hülfe er verschiedene schreckliche Töne antwortete. Ein Blinder konnte sich einbilden, die große Seeschlange sei heraufgekommen und brülle das unglückliche Schiff an, mit sehenden Augen aber nahm sich diese Sprachrohrunterhaltung sehr lustig aus. Zu verstehen war nichts davon, mir kam es aber vor, als schrie der Soldat: Guten Morgen allerseits, haben Sie gut geschlafen? und der Capitain antwortete: Sehr gut, danke für gütige Nachfrage. Der Capitain erklärte uns dagegen mit strafendem Ernst, daß der Soldat gefragt habe: Was ist das für ein Schiff? Woher? worauf er erwiederte: Sr. Majestät Schiff,

der Nordstern, kommt von Stettin, worauf der Soldat an seine Mütze faßte und sich zufrieden gab.

Aber das kann den Soldaten in Warholm doch gleichgültig sein und obenein kennen sie gewiß den Nordstern sehr genau, sagte ich.

Es ist Gebrauch, daß jedes Schiff unter den Kanonen einer Festung angerufen wird und Auskunft geben muß, erwiderte der Capitain würdevoll.

Ich dachte darüber nach, was nicht alles auf Erden Gebrauch und Gesetz sei und fand diesen Gebrauch zur Unterhaltung der Vorüberfahrenden höchst zweckmäßig. Der Capitain war in bester Laune zumeist wohl darüber, daß er ganz Stockholm anführen würde, was ihm auch glücklich gelang, denn kein Mensch erwartete den guten Nordstern, welcher regelmäßig immer zu spät kommt, zur richtigen Zeit. In wenig mehr als einer Stunde sollten wir anlangen, allein die Nähe der Hauptstadt machte sich noch immer nicht bemerklich. Die Nacktheit der Felsen und Klippen verschwindet allerdings etwas mehr, die Stürme fegen Holme und Klippen nicht mehr so kahl, der Fjord drängt sich mehr zusammen und die Ufer sind da und dort ein wenig mehr bewohnt und belebt. Doch weder Landhäuser, noch Industrieanlagen, verkündigen Stockholm, ebenso wenig waren große Schiffe zu entdecken, die einen belebten Hafenplatz sonst ein- und ausfahrend immer zunächst anzeigen. Das beste Merkmal des nahen Zieles war

jedesfalls der dunkle Trieb in jeder fühlenden Brust dem Restaurant die Rechnung zu bezahlen und mit aufgeschlagenem Buche saß er da und richtete vielsagende prophetische Blicke auf jedem Herantretenden und auf die Brief- und Geldtaschen in ihren Händen.

Eine aufrichtige Bewunderung überkam mich vor diesem schlichten, ernsthaften jungen Mann, der mit gelben, blauen, grünen und rothen Reichsgeld- und Reichsbankgeldzetteln umging, als wäre es gemeine Makulatur. Er knüllte sie haufenweis, ohne alle Ordnung und Einsicht in seinen Händen zusammen und stopfte sie in Brust- und Hosentaschen, um sie, Gott weiß wozu, nächstens zu verbrauchen. Ich fühlte Bewunderung und Abscheu zugleich beim Anblick dieses Leichtsinns und sagte mir selbst: Es muß doch seine Richtigkeit haben mit dem Urtheile so vieler verständiger Männer, daß die Schweden ein höchst leichtsinniges Volk sind, denn selbst Rothschild würde sich über die Behandlung dieser Geldpapiere mit Recht empören. Wie zärtlich gehen wir mit unseren vaterländischen, verschiedenartigen Cassenscheinen um. Wie streicheln wir sie glatt und blicken mit deutscher Ordnungsliebe und bekümmerter Redlichkeit auf diejenigen, welche mit zerrissenen Ohren und zerlumpten Rücken vor uns erscheinen und dennoch giebt es im lieben Vaterlande so viele, die, bleichen und schmutzigen Gesichts, zerlappt und verklebt, einen bedauerungswürdigen Anblick

bieten. In Schweden dagegen, wo man so unbarmherzig mit dem Papiergeld umgeht, denn ich habe später gesehen, daß es viele so machen, wie dieser hartherzige Restaurant, sind die Scheine meist ganz wohl konservirt, was mir immer als eine Art Wunder erschienen ist.

Zum Nutzen und Frommen aller Reisenden will ich diesen bemerken, daß jeder sehr wohl thut, sich mit schwedischem Gelde schon in Stettin, Stralsund oder Lübeck zu versorgen, und er erhält dies, wenigstens in Stettin, in freundlichster Weise auf der preußischen Post angeboten, wo die Plätze zu nehmen und zu bezahlen sind. Verlasse man sich nicht darauf sein preußisches oder deutsches Geld in guter Weise in Stockholm verwechseln zu können. Es giebt dort überhaupt nur einen Wechsler, mit dem man schlechte Geschäfte macht. Mit schwedischen Zetteln in der Tasche kann man aber jetzt den ganzen Norden bereisen, denn man verliert gegenwärtig gewöhnlich nichts mehr daran, wenn man seinen Ueberfluß in Christiania oder in Copenhagen in norwegische Spezies oder in dänische Thaler umsetzt und kann die schwedischen Zettel sogar dort im kleinen Verkehr ohne Verlust ausgeben. Für den Erfolg der vielbesprochenen skandinavischen Union ist dies nicht ohne Bedeutung. Vor einigen Jahren noch war es keineswegs so. Der schwedische Kredit und das Vertrauen zu seinen Finanzen ist jedoch in dem letzten Jahrzehnt bedeutend gewachsen. Alle die kleinen schmutzigen Acht- und

Zwölfschillingzettel, welche ich damals überall verbreitet fand und die man gewöhnlich nicht ohne Handschuhe anfassen mochte, sind verschwunden und haben der Silberscheidemünze Platz gemacht. Das kleinste Papiergeld ist jetzt der Reichsbankthaler, welcher neun Groschen deutsches Courant beträgt und im angenehmen, gelben Gewande erscheint. — Dieser schwedische Reichsthaler ist die Münzeinheit für alle drei nordischen Reiche. Zwei Thaler sind dem dänischen Reichsthaler gleich, vier gehen auf den norwegischen Spezies. Eine Klippe für den Reisenden ist allerdings die Masse des Papiergeldes in Schweden, denn nicht allein der Staat giebt solches aus, es kommen dazu auch die Zettel von einer dem Fremden durchaus unbekannten Anzahl Provinzial- und Privatbanken sammt mancherlei Industrieunternehmungen. Die verschiedenartigst gefärbten und bedruckten Zettel werden dem zur Ordnung erzogenen, verblüfften Deutschen in die Hände gesteckt, und es soll allerdings vorkommen, daß man zuweilen mit solchen betrogen wird, die von Banken oder Gesellschaften herrühren, welche längst untergegangen sind. Diese Gefahr ist jedoch nicht allzu groß und kann nur vorkommen, wenn man in fremden Hafenplätzen mit den ambulanten Wechslern Geschäfte macht, welche auf den Schiffen ihre Dienste anbieten. In Schweden werden alle Zettel der Privatbanken von Jedermann ohne Anstand genommen; unangenehm für den Fremden ist jedoch,

daß es in Schweden Reichsgeld und Bankgeld gibt, die Zettel bald auf dies, bald auf jenes lauten und im Handel und Verkehr bald nach dem einen, bald nach dem andern gerechnet wird. Das Reichsbankgeld ist eigentlich nur eine andere Art Berechnung, nach der die schwedische Bank verfährt und nach welcher sich der kaufmännische Handelsverkehr richtet. Der Reichsbankthaler hat die Hälfte mehr Werth als der Reichsthaler, so daß zwei Reichsbankthaler drei Reichsthaler oder zehn Bankthaler gleich fünfzehn Reichsthalern sind. Jeder Thaler wird in acht und vierzig Schillinge getheilt; acht und vierzig Schillinge Reichsgeld sind daher gleich zwei und dreißig Schillinge Banco, in Kupfer sowohl wie in Silber. Im kleinen Verkehr wird immer, wenn nicht ausdrücklich Banco gesagt wird, Reichsgeld verstanden; dagegen sind die kleinen Silbermünzen, wie auch jetzt das meiste Kupfer in Banco ausgeprägt. Man hat somit beständig zu rechnen und seine Zettel genau anzusehen, auf denen allerdings jedesmal der beiderseitige Werth, sowohl in Reichsgeld wie in Bankgeld, angegeben ist. Es wäre jedoch jedenfalls sehr zweckmäßig, wenn man diese doppelte Geldrechnung aufgäbe und einfach beim Reichsgeld bliebe, das sich eben als Münzeinheit für die drei Reiche und zur Erleichterung des Volksverkehrs und Rechnungswesens einleuchtend genug empfiehlt. Man sieht in der That gar keinen Grund ein, weßhalb jeder Mensch sich täglich

und stündlich damit abquält, Reichsgeld in Bankgeld und Bankgeld in Reichsgeld zu verwandeln und eine fürchterliche Menge Zeit sein Leben über mit der einzigen Frage verschwenden muß: Reichsgeld oder Bankgeld? — An Papiergeld oder Zettel sind die Schweden so gewöhnt, daß man große Silberstücke fast niemals sieht. Es soll schwedische Speziesthaler geben, mir ist jedoch keiner zu Gesicht gekommen. Die kleinen Silbermünzen, acht- und sechzehn Schillingsstücke, dienen nur dazu auf Papierthaler heraus zu geben. Jeder Schwede führt, was er an Geld bei sich trägt, in Zetteln mit sich und die edle Zunft der Taschendiebe muß hier noch nicht zu einem hohen Kulturstandpunkte gelangt sein, denn obwohl ich häufig mit Erstaunen bemerkte, welche bedeutende Summen viele Herren in ihren Brieftaschen mit sich umhertragen, habe ich doch nicht viel von geschickten Künstlern vernommen, welche dergleichen unerwartet verschwinden lassen. — Ich weiß nicht, wie groß die Gesammtmasse des Papiergeldes ist, die in Schweden umläuft, aber sie muß sehr bedeutend sein. So lange keine Krisen eintreten, ist diese wohlfeile Art zu Gelde zu kommen und Lumpen in Geld zu verwandeln, allerdings sehr bequem. Die Staatsmittel werden dadurch vermehrt, der Handel belebt, die Industrie gekräftigt, wenn aber einst schlimme Tage kommen sollten, werden die Masse der Privatbanken und deren Zettel den Schweden einige Kopfschmerzen verursachen.

Eben als die tiefe Tasche des unersättlichen Gastwirths mit größter Gleichgültigkeit auch meine Bankzettel verschlungen hatte, vernahm ich eine Stimme auf dem Deck, welche im freudigen Tone ausrief: Da liegt Stockholm! Somit eilte ich die mit Messing beschlagenen Stufen der Salontreppe wiederum aufwärts, ohne die nöthige Rücksicht gegen meine Schienbeine zu beobachten und kam eben zur rechten Zeit, um die Einfahrt des Schiffes in den Hafen zu betrachten. Viel ist über dies prächtige Panorama geschrieben und gesagt worden, mit welchem sich nur Neapel und Constantinopel vergleichen lassen soll. Letzteres habe ich nicht gesehen, was aber ersteres betrifft, so gehört denn doch eine etwas starke Dosis schwedischer Patriotismus dazu, um den wundervollen Golf von Neapel und seine farbenschimmernden Ufer neben oder über dies Rundgemälde zu stellen. Schön ist es allerdings, und wer nichts schöneres gesehen hat, kann es leicht für das schönste halten. Der Hafen bildet ein wohl eine halbe Meile breites Becken, aus welchem mehrere Felseneilande aufsteigen, deren größtes Schippsholm die Marineetablissements enthält. Vor ihr liegt Kastellholmen mit dem Telegraphen, einer Felsenbastion und Geschützthurm, aus welchem sehr ernsthaft aussehende schwarze Kanonenköpfe sich die Ankömmlinge betrachten. Zu beiden Seiten der Hafenbucht aber laufen felsige Hügelketten, an deren Abhänge die beiden großen Stadttheile

liegen, in welche Stockholm zerfällt. Was südwärts liegt, wird Södermalm genannt, was nördlich, heißt Nordermalm, und diese beiden Vorstädte (malm bedeutet Vorstadt) werden durch die alte Stadt verbunden, welche auf dem Holm liegt, der die salzigen Wasser von dem süßen scheidet und dem Ganzen den Namen gegeben hat. Hier hat das alte fabelhafte Sigtuna gestanden. Södermalm steigt steil auf, die Straßen liegen terassenförmig über einander, Nordermalm streckt sich ebener aus und erst in einiger Entfernung werden die Gassen hügelig. Aber auch die alte Stadt in der Mitte ist nicht auf flachem Boden gebaut. Der Holm, auf welchem sie steht, bildet eine Felseninsel, welche nach beiden Seiten von Norder- und Södermalm durch die tiefen Strombetten getrennt ist, in welchen die Fluthen des Mälar sich in den Hafen ergießen. Auf der höchsten Stelle dieser Felseninsel liegt das Schloß der schwedischen Könige', seine gewaltigen Mauern im gediegenen Viereck über alle anderen Gebäude erhebend. Seine Füße taucht es fast in das Meer, von dem es nur ein prächtiger Kai trennt, der, von Quadern aufgeführt, einen Halbkreis von fast einer halben Stunde Raum bildet. Dort unn ankern gedrängt neben einander einer Reihe Dampfer, Dreimaster und Briggs. Andere haben sich weiter hinaus gelegt und der Hafen ist von einer Menge größerer und kleinerer Boote durchkreuzt. Jenseits desselben breiten sich die waldigen Höhen des

Thiergartens aus, und nun denke man sich dies schöne Schaustück nach allen Seiten hin vom blauen Himmel überdacht und von der Sonne warm beleuchtet. Wasser, Wald, Fels und Menschenleben vereinigen sich zu einem reichen Bilde, über welches ich eine Zeit lang den Lärm der Landung vergaß, bis eine keineswegs liebliche Stimme mich wieder auf die Erde zurückrief. Diese Stimme war ein schnarrender Baß und gehörte einem menschlichen Wesen an, das eine Art Goldtresse um seinen Rockkragen trug. Eine dunkle Ahndung von Polizei und Paß und liebevoller väterlicher Aufsicht zum Besten der Sicherheit der menschlichen Gesellschaft überfiel mich bei seinem Anblick, allein ich irrte mich. Die Polizei ist in Schweden noch nicht auf der erleuchteten Stufe, den Reisenden sofort beim Eintritt in's Land in Empfang zu nehmen, sie begnügt sich mit einem spätern Antheil an ihn und seinen Geldbeutel und überläßt bescheiden einem anderen Schutzengel des modernen Staatslebens den Vorrang, der nicht weniger interessant und angenehm für jeden Reisenden ist.

Die Stimme, welche ich hörte, sagte vernehmlich zu einem meiner Reisegefährten: Sämmtliche Koffer, Kisten, Kasten, Nachtsäcke und was sonst zum Gepäck der Passagiere gehört, wird hier geöffnet und durchsucht. — Damit war Stand, Beruf, Plan und Absicht der wildblickenden Männer erklärt, welche sich des Schiffes bemächtigt hatten und in jeder noch so wohl verpackten

Damengarderobe nach verbrecherischen Geheimnissen umherwühlten. Damen sind die ärgsten Contrebandiers, das weiß jeder Mensch, also auch jeder Zöllner, aber sie sind auch die listigsten, darum werden sie selten ertappt. Im Uebrigen ging der fatale Akt hier immer noch mild und menschlich genug ab. Diese Franzosen des Nordens haben von der großen Nation, den Franzosen des Südens, und deren weltbeglückenben Civilisation, noch vielerlei zu lernen. Inzwischen bewiesen die Proben, welche ich sah, doch einiges Talent zum Fortschritt; mit dieser freudigen Ueberzeugung betrat ich das schwedische Land.

2.

Dicke Sohlen. Deutsches Wesen. Physiognomie der Straßen, Rudermadams und Wasserdroschken. Aussichten. Norder- und Södermalm.

Die erste weitere Bemerkung, welche ich zu machen Gelegenheit hatte, war die, daß viele Dinge in dieser Welt von weitem besser aussehen, als in der Nähe, und daß nicht allein Schuhe oder Stiefeln mit doppelten Sohlen und zweckmäßigem Beschlag bei Gebirgsreisen höchst nützlich sind, sondern daß dieselben auch jedem Menschen von Gefühl, welcher den Drang in sich verspürt, Stockholm kennen zu lernen, dringend empfohlen werden müssen. Als ich einstmals im Spätherbst hier war, hielt ich längere Zeit die Meinung fest, jeder Schwede müsse mit einem Paar rindslederner Ueberschuhen geboren werden, denn ich sah niemals einen achtungswerthen Menschen ohne dergleichen an den Beinen. Damen, welche Abends ins Theater oder in Gesellschaft gingen, trugen weit hinaufgehende wasserdichte,

doppelt gefütterte Stiefeln. Inzwischen wurde ich belehrt, daß Schmutz, Regen, Schnee und Eis die Ueberschuhe zum unentbehrlichen Schutzmittel gegen unausbleibliche Durchnässung und Erkältung mache. Jetzt im Hochsommer waren nun freilich die Ueberschuhe verschwunden, statt dessen aber fand ich jedes Bein mit einer Sohle bewaffnet, die, wenn der gehörnte Siegfried sie gekannt und damit seine verwundbare Stelle bepflastert hätte, diese besser geschützt gewesen wäre, als seine gesammte übrige hörnerne Haut.

Mit hochachtungsvoller Bewunderung staunte ich die Sohlen der Arbeiter, so Männlein wie Fräulein, an, deren daumdickes Leder vom Rhinoceros gefallen schien; allein auch die Herren aus der Gesellschaft erfreuten sich einer respectablen Unterlage, und wenn alles an den Schweden so stark und fest wäre, wie diese Schemel ihrer Füße, würde die Geschichte niemals von ihrem wankelmüthigen Charakter zu erzählen wissen. Bei alledem ist nichts wahrer, als daß diese mächtigen Sohlen vollkommen eben so gut historisch und naturhistorisch gerechtfertigt sind, als die Ueberschuhe. Ohne Ueberschuhe würden die Schweden in ihrem Lande, das schon der Volksvermehrung nicht besonders günstig ist, dessen Productionsfähigkeit noch mehr beeinträchtigen. Stockholm besonders, wo schon jetzt die Zahl der Gestorbenen regelmäßig jährlich größer ist, als die Zahl der Geborenen, und das sich nur durch Einwanderung rekru-

tirt und vermehrt, würde seinem Untergange entgegen gehen. Was aber die Sohlen betrifft, so würde Niemand in Stockholm so leicht sich eines gesicherten Fortkommens erfreuen, wie dieß jetzt der Fall ist, und diese zu Freude und Lebensgenuß geneigte Bevölkerung ein klägliches Dasein führen, blutrünstig gequält von Hühneraugen und Leichdornen der schrecklichsten Art.

Wenn die Engländer die Civilisation eines Volkes nach dem Seifenverbrauch veranschlagen, so könnte man mit demselben oder noch größerem Rechte die Civilisation einer Stadt nach ihrem Straßenpflaster beurtheilen. Mit diesem Maßstabe gemessen, würde aber Stockholm übel fortkommen, denn fast nirgend ist einige Sorgfalt dafür verwandt. Klagt man einem Schweden seine Noth, so ist allerdings die Antwort gewöhnlich eine Anklage gegen den Stadtrath, der viel zu wenig jährlich darauf verwende, allein mit stolzem Lächeln folgt dann der gute Rath hinterher: Sie müssen hier durchaus Stiefeln mit doppelten Sohlen tragen. Ohne dergleichen kann man freilich nicht in Stockholm bedeutende Wege machen, und dann sehen Sie unsere Straßen an. Die meisten sind eng und abschüssig, sehr viele haben keinen Bürgersteig; jeder Fußwanderer ist also gezwungen, durch Schmutz und Wasser zu waten, wenn es heftig regnen sollte, und dabei muß er Fuhrwerken aller Art ausweichen, die ihm entgegenkommen, oder auf welche er stößt. Es geht hier in vielen Dingen etwas

urweltlich her, aber doppelte Sohlen und Rindsleder sind eine ganz vortreffliche Erfindung gegen allerlei drohende Gefahren und unsere Schuhmacher liefern vorzügliche Arbeit.

Das ließ ich mir gesagt sein, kaufte mir ein Paar schwedische Stiefeln, welche, beiläufig gesagt, die Hälfte mehr kosteten, als man in Deutschland dafür zahlen würde, habe es aber niemals bereut, denn sie waren von eiserner Ausdauer, und während ich bisher zuweilen wie ein Kranich auf einem Bein ausgeruht hatte, um wenigstens einem Fuße den nöthigen Muth einzuflößen, der dazu gehörte, sich in irgend eine schreckliche hohle Gasse zu wagen, konnte ich jetzt kecklich über die spitzigsten Pallisaden forttänzeln, ohne über meinen Leichtsinn zu jammern. Ich begriff nun erst, was doppelte Sohlen in der schwedischen Naturgeschichte bedeuten; würde mich nicht wundern, wenn dem Apis hier ein besonderer Kultus gewidmet wäre, und sann darüber nach, ob die alten Egyptier im Nildelta nicht eine ähnliche Ursache dazu gehabt haben könnten. In mein Tagebuch aber notirte ich: Das erste Erforderniß zu einer Reise nach Stockholm sind einige Paare doppelt besohlter Stiefeln. Mancherlei mag ein unbesonnener Reisender vergessen, doch niemals vergesse er dies nothwendigste Lebensbedürfniß.

Hat man sich mit solcher Schutz- und Trutzwaffe ausgerüstet, so kann man seine Wanderungen beginnen,

und diese werden sich ganz vorzüglich darauf richten müssen, diese merkwürdige und interessante Stadt nach allen Richtungen zu durchkreuzen. Kunstschätze, Galerieen und Museen gibt es hier nicht viele zu besichtigen, eben so wenig Schlösser, Kirchen oder berühmte und merkwürdige Gebäude. Was davon vorhanden ist, wie auch an Lustschlössern und königlichen Gärten, wollen wir weiterhin betrachten. Alle diese nordischen Hauptstädte aber können sich, wie leicht zu merken, an Kunstwerken und prächtigen Bauten nicht mit dem messen, was manche deutsche Städte davon aufzuweisen haben. Stockholm besitzt allerdings große Gebäude, schöne Plätze und öffentliche Kunstwerke, allein sein schönster und eigenthümlichster Schmuck ist die Natur, welche es umgibt. Von allen Seiten schauen die Felsen herein. Harter Felsengrund liegt unter allen diesen Mauern und häufig klettern die Straßen an Felsenwänden auf, oder man steigt mühsam über nackte Felsgeschiebe empor, um zu einer Häuserreihe zu gelangen, welche auf dem Gipfel sich festgenistet hat. Dann ist es noch ein Anderes, das Stockholm ein eigenthümliches Interesse verleiht. Der große Geschichtsforscher Schwedens, Geijer, sagt, die Geschichte des schwedischen Volkes sei die Geschichte seiner Könige, eben sowohl aber kann man den Ausspruch thun, die Geschichte Stockholms sei die Geschichte des schwedischen Reichs, sein Mittelpunkt, an den sich von je an die Landesschicksale hefteten, und die Vereinigung

des Gesammtlebens und der Gesammtentwickelung des schwedischen Volkes, denn dieß besitzt keine andere Stadt, welche groß und bedeutend genug wäre, ihm etwas von seinem Gewicht streitig zu machen. In Stockholm vereinigte sich von jeher die ganze Macht der Herrschaft; hier wurde immer das Schicksal des Landes und Volkes entschieden. An seinem Besitz hing der Ausgang jedes Kampfes um Gewalt und Königskrone und hier wird noch jetzt die ganze Organisation des Staates zusammengehalten. Außer Stockholm gibt es nur Landstädte ohne alle staatliche Bedeutung. Nur einige wenige, die als Industrieplätze sich entwickeln, wie Norköping, oder die durch Handel sich vergrößern, wie Gothenburg. Stockholm aber nimmt auch als Handels- und Industrieplatz die erste Stelle ein und ist der Mittelpunkt für die Entwickelung der materiellen Kräfte der Nation.

Daß diese in neuester Zeit auch hier einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, merkt man an manchen neuen Gebäuden und Industrieanstalten, daß aber die Kultur, wie Goethe sagt, alle Welt beleckt, läßt sich für den Fremden am besten an der Entstehung mehrerer guter Gasthäuser wahrnehmen, welche noch vor zehn Jahren fast gänzlich fehlten. Es gab damals nur ein ziemlich schlechtes Gasthaus am Hafen und ein Hotel garni. Wenn Dampfboote kamen, fand sich ein Haufen Menschen ein, die den Fremden Zimmer anboten und sie in unbekannte Wildnisse entführten; jetzt gibt es

unter verschiedenen ein sehr großes und schönes Hotel in der besten Gegend am Brunkebergplatz, wo man freilich auch Preise danach zu machen versteht. Am besten ist es für den Reisenden, wenn er zunächst das Hotel des Herrn de la Croix aufsucht, dann aber, wenn er länger verweilen will, sich ein Zimmer miethet, und zwar möglichst in der Schloßnähe, in der Mitte der Stadt, wo er dergleichen zu mäßigen Preisen findet. Man gebe sich aber nicht dem Irrthume hin, zu glauben, daß alle Schweden deutsch verstehen, oder doch ein bedeutender Theil der Bevölkerung Stockholms sich damit bekannt gemacht habe, eben so wenig glaube man, daß die schwedische Sprache leicht zu lernen oder doch leicht zu verstehen sei. Keines von allen verhält sich so. Unter dem eigentlichen Volke, den unteren und mittleren Klassen, finden sich Wenige, die etwa in Deutschland gewesen sind und dort Deutsch gelernt haben. Hof und Adel haben von jeher die französische Sprache vorgezogen. Dagegen aber sprechen viele Kaufleute und viele Gelehrte mehr oder minder gut deutsch oder verstehen es wenigstens. Deutsch wird allerdings in allen Bürger- und Mittelschulen gelehrt, wie bei uns das Französische, allein so wenig aus diesem Unterricht parlirende Franzosen hervorgehen, werden die Schweden dadurch tüchtige Deutsche. Man kann, Ausnahmen abgerechnet, nur durch Privatunterricht und Studium es in einer Sprache zum Sprechen bringen und dazu ge-

hören Geduld und Neigung. Nun will ich aber eine Bemerkung nicht zurückhalten, die ich hier sowohl, wie auch in Norwegen zu machen Gelegenheit hatte, und welche sehr beachtungswerth scheint. Im ganzen Norden hat die Hinneigung zu Deutschland, welche früher dort gefunden wurde, und damit auch die Lust Deutsch zu lernen, merklich abgenommen. Eine gewisse Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Geringschätzung, macht sich kenntlich genug. Von deutscher Literatur will man nichts wissen, man zieht die englische und französische vor, spricht mit Achselzucken von unseren Lieder- und Romandichtern und maßt sich Urtheile an, die einem Volke um so weniger gut zu Gesicht stehen, das von Deutschland so vieles Gutes bekommen und gelernt hat und das in der That auch nicht einen einzigen bedeutenden Dichter besitzt, man könnte beinahe sagen, jemals besessen hat. Aber diese Abneigung gegen das stammverwandte große Deutschland ist zur Modesache geworden und hat seinen Grund hauptsächlich in den politischen Zerwürfnissen Deutschlands mit Dänemark, da die Schweden sowohl wie die Norweger meist jetzt noch Partei für die Dänen nehmen und dies nicht selten mit blinder Leidenschaftlichkeit thun. Anderseits wirkt dabei die schwedische Unionsidee, endlich auch sprechen viele junge und lebhafte Männer in heftiger Weise über die gegenwärtigen deutschen Zustände, und ihre mißliebigen Urtheile übertragen sich auf alles, was deutsch heißt. Ich werde

von dieser scandinavischen Blüthe gleich weiter zu sprechen haben, hier genügt es, die Thatsache anzuführen, daß die Theilnahme für Deutschland durch die politischen Fragen einen harten Stoß erlitten hat, so daß ein Deutscher nicht selten Gegenstand des Mißtrauens ist und allerlei Anfechtungen bestehen muß.

Bei alle dem ist es denn doch nicht so übel gemeint, wie in Kopenhagen. Viele Deutsche leben hier, und von jener Zeit her, wo im vierzehnten Jahrhundert Stockholm beinahe eine deutsche Stadt war, wo die Hälfte der Mitglieder des Stadtraths aus Deutschen bestehen mußte, gibt es noch jetzt eine deutsche Gemeinde, Kirche und Schule. Damals war die mächtige Hansa der Gebieter aller dieser Küsten, und ihre Handels- und Kriegsflotten schrieben Dänen und Schweden Gesetze vor. Wer die Trümmer dieser altdeutschen Macht und Pracht sehen will, muß die Insel Gothland besuchen und das Ruinen- und Sagen-volle Wisby durchwandern. Als Albrecht von Meklenburg schwedischer König geworden, erreichte die Macht der Deutschen in Schweden ihren Gipfel. Deutsche Schwerter hielten den König auf seinem wankenden Throne lange Zeit, bis dieser in der Schlacht bei Falköping zusammenbrach und mit ihm die Herrschaft der Deutschen in Stockholm. Es gibt noch einen alten Stein in Södermalm auf dem Pelarehügel mit der Inschrift: „Dieser Stein wurde aufgerichtet zum Andenken an die Gewaltthaten, welche die

deutschen Bürger Stockholms an den schwedischen begingen am 12. Juni 1389." — An diesem Tage ermordeten die Deutschen viele Schweden und verbrannten mehr als zweihundert in einem alten Holzhause auf Basilholmen. Die Rache blieb nicht aus und nach manchen Kämpfen wurden die Deutschen zum guten Theil vertrieben. Sie dienten König Albrechts Brudersohn Johann von Mecklenburg gegen die nordische Semiramis, Margarethe. Doch lange nachdem die Calmarische Union geschlossen war, schwärmten sie noch als Seeräuber umher und ihre wilden Banden blieben Generationen lang die Flibustier der Ostsee, wo sie unter dem Namen „Vitalienbrüder" der Schrecken aller Seefahrer wurden.

Von diesen längst versunkenen Zeiten weiß man in Stockholm nichts mehr, aber noch stehen manche Häuser, die von deutschen Händen erbaut sind und deren Thüren mit Säulen, Spitzbogen und Arabesken in Stein Jahrhunderte über dauert haben. Ueberhaupt ist Stockholm eine Stadt von schwerer, massiver Bauart, besonders der innere alte Kern. Steintreppen führen bis auf die Böden, starke Brandmauern trennen jeden Giebel und eiserne Thüren sperren die Bodenräume von dem übrigen Theil des Hauses ab. Die Insel oder der Holm, auf welchem das älteste Stockholm zwischen den beiden Ausflüssen des Mälarsees in den Hafen oder zwischen den Brücken, wie man gewöhn-

lich sagt, steht, ist dicht besetzt mit engen Straßen, welche wieder von vielen noch engeren Gassen und Durchgängen gekreuzt werden, die über den hügligen Felsengrund nach dem Hafen und nach dem Malararm hinablaufen, der den dahinterliegenden Ritterholm von dem Stockholm trennt. In diesem Garne von kleinen, oft sehr schmutzigen und übelriechenden Gassen ist jedoch das meiste Gewerbs- und Geschäftsleben eingeschlossen. In den Hauptstraße befinden sich die Comptoire der Kaufleute und ihre Waarenniederlagen. Darum ist es bedeutend theurer hier zu wohnen als in den breiten, hellen Straßen jenseits der Norderbrücke, wo die Aristokratie ihre Paläste gebaut hat und wo überhaupt die sogenannten höheren und besseren Klassen der Gesellschaft meisthin verkehren. Die innere Stadt dagegen enthält das Rathhaus, die Börse und mehre alte Kirchen, die meist dicht eingewickelt von alten hohen Häusern sind. Hier ist die Bank, der Hafen mit den großen Packhäusern, das Reichsarchiv, das Ritterhaus und die Ritterholmskirche sammt mancherlei Staatsgebäuden, dem Swea-Hofgericht, dem Kammergericht, Reichsgeld-Comptoir, Commerz-Collegium u. s. w. Alle diese verschiedenen Baulichkeiten stammen aus dem siebzehnten oder doch aus dem achtzehnten Jahrhundert, Wie alle ihre Umgebungen sind sie schwer, massiv und stark gebaut, im Styl und Geschmack ihrer Zeit, aber weder schön, noch elegant nach unseren Begriffen. Es läßt sich auch

nichts daran ändern, man müßte sie einreißen und neu bauen, wozu viel Geld gehören würde. Ein einziges neues Gebäude in dieser alten Stadt ist das Zellengefängniß, das 1852 erst gebaut wurde, und zwar zum Aergerniß vieler Stockholmer im besten Theile der inneren Stadt am Mälarausflusse und in der Nähe des Schlosses. — Dies selbst steht auf der höchsten Erhebung des Felsenhügels und ist das einzige wirkliche großartige Gebäude, das Stockholm enthält.

Seine Lage ist vortrefflich gewählt, und seiner Gestalt nach ist es ein mächtiges Viereck, dessen eine Seite sich gegen die Norderbrücke, die andere gegen den Hafen richtet, die letzten beiden der inneren Stadt zukehrt. Nicht so groß wie das Schloß von Berlin, ist es diesem ähnlich und imponirt um so mehr durch seine Masse, da es von einem 50 bis 60 Fuß hohen Hügel aufsteigt und nach dem Hafen zu seine Quadermauern bis auf die Straßenfläche hinunter senkt. Von seinen hohen Rampen und Terrassen hat man eine prachtvolle Aussicht sowohl über Nordermalm und den Mälar, wie über den Hafen fort. Noch mehr ist dies natürlich von den Sälen und Gemächern aus der Fall, so daß dem Könige von Schweden gewiß an schönen Aussichten nichts zu wünschen übrig bleibt, was doch wohl nicht von allen regierenden Häuptern der Gegenwart gesagt werden kann. Rund um das Schloß bewegt sich das geräuschvollste Leben der Hauptstadt und das Innere

desselben enthält außer den Wohnungen für den König, seine Familie und seinen Hofstaat auch sämmtliche Kunst- und Antiquitätensammlungen, für welche jedoch jetzt jenseit des Hafens ein neues Museum gebaut wird, das in einigen Menschenaltern vielleicht fertig sein wird. Es ist keineswegs ein riesiges Gebäude, aber man baut jetzt schon sieben oder acht Jahre daran und ist glücklich bis zum dritten Stockwerk gekommen, so daß es in einigen Jahren unter Dach sein kann. Die Stände haben jährlich nur eine bescheidene Summe bewilligt, damit kommt man eben nicht weiter. Das große Schloß hat übrigens Raum genug für viel mehr Schätze, als man besitzt. Es herbergt auch die Bibliothek, für welche es kein besonderes Gebäude gibt, und wer weiß, wozu es einst noch einmal dienen kann, wenn das neue Scandinavien fertig sein wird, denn diese starken Mauern auf dem Felsengrunde sind für weitreichende Zeiten gebaut.

So schön und groß dies Königshaus ist, so verräuchert schwarz sieht es aus und oftmals haben die langen Reihen seiner verblindeten alten Schiebefenster mir eben so viel Mitleid wie Bedauern eingeflößt. Die Stände sind zähe im Geldhergeben und ihnen liegt die Erhaltung aller Schlösser ob, welche der König bewohnt, der seinerseits aus dem Ertrag seiner Civilliste nicht verpflichtet ist, bauen und bessern zu lassen. Beschränkte Monarchen müssen damit zufrieden sein, zu nehmen,

was sie bekommen können, aber ich bezweifle doch nicht, daß es nicht schwer sein müßte, von den Reichsständen die nöthigen Summen zu erlangen, um diesem prächtigen Gebäude ein anständiges Aeußeres zu verschaffen. Alt ist das Schloß eben nicht, denn das alte Schloß, das zum Theil von Birger Jarl herrührte, brannte 1697 ab und dies neue wurde erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts unter verschiedenen Regierungen, zuletzt von Gustav dem Dritten fertig gebaut, der mit den übermüthigen Reichsständen freilich wenig Umstände machte, Geld nahm, wo er es fand, that, was ihm gefiel und so auch vielerlei Bauten ausführte. In einer derselben, dem Opernhause, fand er seinen Tod durch einen der fanatisirten Barone, in einem andern, dem Schlosse hier, wurde sein starrsinniger Sohn von derselben beleidigten Aristokratie gefangen genommen, entthront und das Reich der Wasa hatte ein Ende. Einen schöneren Platz wie der, auf welchem dies Schloß steht, kann es aber in der That dafür nicht geben, allein von vielen Seiten wünscht man es jetzt auf eine andere Stelle. Denn bei dem steigenden Handel und Verkehr nimmt es einen kostbaren Raum fort, der weit besser benutzt werden könnte. — Es ist dies mit manchen Königsschlössern der Fall, welche aus alten Zeiten stammend jetzt an Stellen stehen, wohin sie nicht mehr gehören, und denen daher mancherlei Bequemlichkeiten und Vorzüge fehlen, namentlich Gärten und eine Umgebung, die

zu einer Königswohnung paßt. Vor diesem Schlosse ankern Handelsschiffe und werden aus- und eingeladen, Matrosengeschrei und Geklapper umhallen es vom Morgen bis zum Abend und an der anderen Seite öffnen sich die Schluchten enger und dünstiger Gassen, die dem Lärm des gewerblichen Lebens angehören.

Eine lange Brücke von Quaderbau führt auf der Nordseite des Schlosses über den Mälarstrom nach dem schönsten Theile der Stadt, Nordermalm, der Nordvorstadt. Die Brücke ist breit, an einer Seite mit Handelsläden besetzt, an der freien Seite mit der Aussicht auf den Hafen. Steintreppen führen hinab in das sogenannte Stromparterre, einer Gartenanlage mit einem Caffeehause, dem Lieblingsaufenthalt der Stockholmer Welt, welche hier bei Caffee, Punsch oder Eis sich des Lebens freut. Hierher kommt der Geschäftsmann, der Offizier, der Literat, der Beamte und der Künstler. Auch Damen verschmähen es nicht Abends hinabzusteigen, wo ein Musikchor die Genüsse vermehrt, obwohl die Sitte dagegen ist, also nur wenige, freisinnige Repräsentanten des schönen Geschlechts sich darüber fortsetzen. Mit Freunden an diesem schönen kühlen Plätzchen zu sitzen, wenn die Sommerhitze auf Stockholm liegt, oder am Abend, wenn der Mond über das weite Hafenbecken und durch das Geblätter funkelt, Mondschein und röthliches Abendlicht alle diese Inseln, Felsen, Schiff- und Häuserlinien überziehen und der Strom

der Mälar dazu in seinem Felsenbette rauscht, ist das Angenehmste, was man thun kann. — Die Norbro und der daran stoßende schöne Gustav Adolfsplatz, an welchem das Opernhaus erbaut ist, sammt den großen Straßen, welche nordwärts fortlaufen, sind überhaupt der prächtigste Theil Stockholms. Hier und in der Umgegend wohnt die Aristokratie, wenn sie zur Winterzeit in die Hauptstadt kommt, hier haben manche alten berühmten Familien noch ihre Paläste und weitläuftigen Häuser; von hier bis nach Brunkebergplatz hinauf, diesem historischen Platze, der manchen Kampf und manch Schaffot gesehen hat, haben auch die Kaufleute ihre glänzendsten Gewölbe eingerichtet, zu denen selbst schon die großen Spiegelscheiben sammt ähnlichem Ausputz gedrungen sind. Dergleichen Nachahmungen sind glücklich aus Paris mit allerlei Modeartikeln angelangt, allein am pariser vortrefflichen Trottoir hat man sich kein Beispiel genommen. In diesem Lande, das ganz aus Granit besteht, hat man keine Granitquadern. In einigen der breitesten Straßen sind wenigstens die Gassen mit schmalen Graniteinfassungen versehen, welche begierig von Jedermann aufgesucht werden. Die übrigen Neben- und Seitenstraßen aber sind wie in der innern Stadt ohne Bürgersteige, ja wo diese, wenn auch nur wenige Fuß breit sein könnten, hat man oft in barbarischer Weise die Häuser mit schräg ablaufenden Böschungen verpallisadirt, so daß Jedermann gezwungen

ist, durch dick und dünn mitten auf der Gasse zu laufen. Nun ist es allerdings wahr, daß hier fünf Monate lang Schnee und Eis liegt und noch ist mir unbegreiflich, wie Pferde und Menschen in der Stadt die vielen oft sehr abschüssigen Hügel bei Glatteis herauf und hinunter kommen können, ohne Arme und Beine zu brechen. Auf glatten Trottoiren wäre dies vollends unmöglich, und somit ist es vielleicht eine nützliche Nothwendigkeit, welche Stockholm conservirt, bei alledem aber jedem nur einigermaßen fühlenden Menschen zahllose Seufzer oder Flüche abpreßt.

Der außerordentlich große Umfang der Stadt macht diesen Mangel noch empfindlicher, denn obwohl die gesammte Bewohnerzahl höchstens 95,000 beträgt, so brauchen diese mehr Raum als die halbe Million Berliner. Dies liegt hauptsächlich an der Lage, da zwischen den beiden großen Stadttheilen Norder- und Südermalm, sich die großen Wasserbecken des Hafens und des Mälars ausbreiten, an deren Rändern hin, die Stadt, über mancherlei Holme, Buchten und Halbinseln springt. Das öffentliche Fuhrwerk ist dabei schlecht und theuer, eine Stockholmer Droschke ein seltsames Wesen von urweltlicher bedenklicher Physiognomie, ein wahres Glück sind daher die mancherlei Wasserdroschken in Gestalt großer und kleiner Ruderboote, kleiner Dampfer und Räderboote, gedreht von der vortrefflichen Race starkknochiger dalekarlischer Weiber, die wie in

Paris die Damen der Halle, hier den lieblich klingenden Namen „Rudermadams" oder auch den weniger süßen: die Dalkullen tragen. Ohne diese Wasserposten über den Mälar sowohl wie über den Hafen würde Stockholm allen Reiz verlieren. Wenn man sich an Stelle der prächtigen Wasserbecken, Felsen, Klippen, Sandflächen oder andere romantische Naturschönheiten denkt, würde dieser Aufenthalt entsetzlich sein. Das Wasser dagegen macht es Allen möglich, leicht und bequem von Norden nach Süden und nach allen Himmelsgegenden, in Kreuz und Quer bis in die entferntesten Theile der Vorstädte und Holme und überall in die Umgegend zu gelangen. Das rettende Boot macht auch die schrecklichen spitzen Steine und die fehlenden Trottoirs vergessen, denn überall an den Uferstellen lauern die Rudermadams und die kleinen Dampfer. Für entferntere Punkte gehen regelmäßig alle Viertel- oder halbe Stunden Boote ab und nach den verschiedenen besuchten Theilen der Umgegend, in welche der Mälar seine weit verschlungenen Arme schickt, wie auch nach dem Thiergarten und zu allerlei Landstellen in den Scheeren laufen größere Dampfer und mancherlei Boote beständig hin und her. Es gibt einige vierzig Dampfer, welche zur Communikation in und um Stockholm benutzt werden, von den ganz kleinen an, die nußschaalenartig an der Mälarmündung ihre Passagiere in wenigen Minuten hinüber und herüber holen, bis zu den größten, welche

über den ganzen Mälar fort nach allen Inseln und Lustschlössern und bis nach Gripsholm oder Upsala fahren. Der schöne Felsenwald, welcher jenseit des Hafens liegt und den Namen Thiergarten trägt, würde dem Stockholmer Volke nicht zum Lieblingsaufenthalt dienen können, wenn das Wasser nicht da wäre und darauf die Rudermadams mit ihren Booten und die langen, schlanken, schnellen Dampfer, besetzt mit vierfachen Bänkenreihen. Der Landweg durch die hügelvollen Straßen des östlichen Nordermalms ist äußerst ermüdend, die Omnibusse und Wagen sind verhältnißmäßig theuer, die Wasserdroschken aber sind um so billiger. Für ein paar Schillinge fährt man hinüber oder macht sich das doppelte Vergnügen, zunächst auf der Insel im Hafen, Skippsholmen genannt, auszusteigen, unter den Baumwegen dort auszuruhen oder auf den Felsen der Nebeninsel Castellholmen umherzuklettern, endlich aber eine andere kleine Wasserfahrt zum Thiergarten zu machen. Wer an einem hübschen Tage sich eines der kleinen Boote miethet, kann für geringen Preis weit umher durch den Hafen und seine Umgebungen fahren und an dem meilenweiten Thiergarten hin schöne Punkte aufsuchen, die ihm im Schatten der Eichen und mächtigen Tannen die herrlichsten Aussichten auf das überall reizende Panorama der nordischen Hauptstadt gewähren. Die allen Fremden zumeist bekannteste und berühmteste Aussicht liegt jedoch nicht

hier, sondern in Södermalm, dem Stadttheile auf der Südseite, denn welchem Besucher von Stockholm würde nicht gesagt: Mosesbacken müssen Sie besehen, dort finden Sie das allerschönste Rundgemälde. Södermalm ist von der innern Stadt durch den südlichen Ausfluß des Mälar getrennt, der mit einem Schleusenwerk geschlossen ist und darum auch die Schleusen heißt. Mit ihrer Hülfe gehen nämlich große Schiffe vom salzigen Hafen in den Mälar oder umgekehrt aus dem süßen Wasser des großen Landsees. Man hat in den letzten Jahren erst den wüsten Platz an den Schleusen anständig gesäubert, mit Kies bestreut und dann die Reiterstatue König Karl Johann's hier aufgestellt, welche Fogelberg modellirt hat. Der jetzt regierende König Oscar hat sie seinem Vater errichtet und die Inschrift darauf gesetzt: Karl XIV. Johann, der Brüdervölker Vater." Die Brüdervölker, Norweger und Schweden, denken nun zwar gegenseitig noch immer nicht allzu brüderlich von sich, und ebenso wenig erinnern sie sich des heimgegangenen Vaters mit sehr großer kindlicher Liebe, die Statue aber ist darum doch die beste unter den sechs, welche die öffentlichen Plätze Stockholms schmücken. Besonders königlich sieht der Reiter im Uniformsrock und dem französischen Marschallshut auch nicht aus und sein trockenes Gesicht mit der übermäßig langen spitzen Nase deutet nichts von der schlauen Klugheit an, die den Sohn des kleinen

Advokaten zum Stifter einer neuen Dynastie machte. Freilich hat das Glück das meiste für ihn gethan, doch unter allen den Königen und Fürsten aus napoleonischer Zeit wußte er allein den glücklich gewonnenen Thron zu erhalten und gesichert seinem Erben zu hinterlassen, obwohl er die Liebe der Schweden niemals erworben hat und als Vater nicht einmal die Sprache seiner Kinder lernen mochte. — Das schlechteste Denkmal in künstlerischer Beziehung ist die Bildsäule des Adoptivvaters Karl Johann's, König Karl des Dreizehnten, dem dies Geschick als eine Nemesis angerechnet werden kann. Er, der für die Krone nicht allein seinen unglücklichen Neffen, sondern auch seinen ganzen Stamm opferte und dem die Geschichte so viele schwere Schuld aufbürdet, er steht auf dem schönsten Platze Stockholms als ein unbehülflicher Erzklumpen der schlimmsten Kritik und dem boshaftesteu Gelächter überantwortet. Lange Zeit mußte die Regierung dies Denkmal bewachen lassen der Epigramme wegen, welche daran geschrieben und geklebt wurden und obgleich diese Zeit jetzt vorüber ist, spricht doch selten ein Schwede davon, ohne hinzuzufügen, daß gewiß der Tag kommen werde, wo diese Bildsäule verschwinden müsse. Sie ist allerdings nur ein Ausdruck der Dankbarkeit Karl Johann's gegen den Mann, der ihn zum Thronfolger nahm, Schweden weiß nichts von ihm zu rühmen und seltsam genug ist es, daß er also verewigt ward, wäh-

rend man die größten Könige Schwedens, wie Carl den Neunten und Zwölften vergebens sucht. Der Professor Göthe hat daher mit dieser Mißgeburt den Schweden den besten Gefallen erzeigt, denn wäre es ein beachtungswerthes Kunstwerk, so würden sie um dessentwegen milder urtheilen. Ganz mit demselben Spotte behandelt man auch die vier Löwen auf dem Fußgestell, welche Fogelberg ebenso wenig Ehre machen. Sie gleichen vier riesenhaften Pudeln und können einst, ohne das geringste Bedauern, dem übrigen in den Schmelzofen nachfolgen. — Von den Statuen der drei Gustave auf drei anderen Plätzen ist die Gustavs III. von Sergel jedenfalls die bei wei weitem vorzüglichste. Eine stolze edle Gestalt mit dem Lorbeerkranz geschmückt und mit großem Pomp vor demselben Schlosse aufgestellt, wo wenige Monate nachher sein Sohn in schmählicher Weise, alles Lorbeers baar, vom Throne gestoßen wurde. — Stockholm hat viele schöne Plätze, aber man benutzt sie schlecht. Meist sind sie ohne Baumschmuck oder mit grobenn Kies bestreut, der fast noch fürchterlicher ist, wie das gewöhnliche Straßenpflaster. Der Platz Carls des Dreizehnten, der die herrlichste Aussicht auf Hafen, Schloß und Stadt hat, könnte sich mit den schönsten Plätzen aller europäischen Städte messen, wenn man ihn mit passenden Ornamenten schmückte und außer der Einfassung von alten Linden, die er besitzt, mit Gartenanlagen veredelte. Es soll

dergleichen im Werke sein, und wenn König Oscar den Sinn dafür hat, den man ihm zuschreibt, könnte er diesen zunächst an dem kahlen Schloßhügel dicht in seiner Nähe geltend machen. Bis jetzt ist nichts davon zu bemerken und über den schattenlosen Platz, wo Carl Johann's Reiterstatue in der Sonne bratet, steigt man die steilen Hügel von Södermalm hinauf, ohne einen Baum oder Strauch zu erblicken. Dieser südliche Stadttheil ist das Quartier der Arbeiter. Hier liegen am Hafen und Mälarufer die großen Holzplätze und Bretterhöfe, hier wohnen die Schiffbauer und stehen hohe Magazine und Fabrikgebäude. Auch die Häuser beweisen, daß die besser situirte Minorität der menschlichen Gesellschaft hier nicht ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat. Es ist beschwerlich zwischen diesen zuweilen so steil abfallenden Höhen zu wohnen, daß Pferde und Wagen weder herauf, noch hinunter können, weit bequemer geht es in Nordermalm zu, wo überhaupt alles, was die Hauptstadt an Vergnüglichkeit des Lebens bietet, beisammen ist. Ein deutscher Kutscher aber würde in Entsetzen gerathen, wenn er sähe, wie hier beladene Wagen sowohl wie Karren und Fuhrwerk aller und jeder Art sich bewegen, und ein deutsches Pferd würde seine Augen dankbar zum Himmel erheben und zu Gott wiehern: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie diese da, sondern ein gemüthliches deutsches Thier, das vernünftig regiert und behandelt wird.

Des Nordens Dauerbarkeit liegt auch in diesen schwedischen Pferden, denen man es meist nicht ansieht, wie kräftig ihre Muskeln und Sehnen und wie vortrefflich ihre Lungen sind. Meist sind sie vom Mittelschlag an Größe, aber von breiter Brust, wohlgebauten Füßen und gebogenem Hals, auf welchem das Kammhaar borstig aufsteht. Mit einem paar solcher Pferde fährt man steile, lange Hügel im vollen Trab hinauf und die jähen Abhänge hinunter, ohne an Vorsichtsmaßregeln zu denken. Man hat allerdings dazu leichte und feste Wagen nöthig, darum sind viersitzige sogenannte Jagdwagen mit Halbverdeck auch die beliebtesten, um in der Stadt umher wie auch auf's Land hinaus zu fahren, aber einen Hemmschuh oder eine Hemmschraube gebraucht Niemand und wer aus dem Norden nach Deutschland zurückkehrt und den ängstlichen Respekt unserer Kutscher vor jedem Maulwurfshügel wieder sieht, kann sich des verächtlichen Lachens schwerlich selbst erwehren, mit welchem die Schweden über das deutsche Fahren sprechen. Wir sind jedoch nun einmal Gott sei Dank! vorsichtig und bedächtig, und steigen daher auch in Södermalm gemessenen Schrittes die Gothenstraße hinauf, wenden uns durch verschiedene schmale Gassen zur Linken, ruhen zuweilen, Athem schöpfend, zwischen den niederen Häusern oder auf Felsengeschieben und Stufen aus und kommen endlich wohlbehalten auf Mosesbacken an. Backe heißt im Schwedischen wie im

Dänischen jeder Hügel, warum aber dieser eben Mosesbacke benannt worden ist, weiß ich nicht zu sagen. Irgend ein Moses hat schwerlich jemals von hier aus das gelobte Land erblickt, doch mancher Moses und Itzig wandelte sicherlich schon wie vielerlei andere Menschen diese Stufen hinauf, und hat sich niedergesetzt an einem der Tische, an welchem ihm geboten wurde süßes schwedisches Brod und süßer schwedischer Punsch sammt Bier und Manna mancherlei. Denn Mosesbacken ist ein Wirthshaus, wo es nicht allein schöne Aussicht giebt, sondern auch grausam verlockende, schöne Einsichten. Dieweil die Töchter des Landes hieher wandeln, um zu tanzen und auch an Wochentagen die Töne der Cimbeln und Flöten nicht selten über die lagernde Stadt erschallen. Weil nun Abends, wenn die Lampen weithin leuchten, mancherlei Flüstern und Lachen und anderer sündiger Lärm zwischen den Bäumen und Büschen gehört wird, ist Mosesbacken bei den anständigen Leuten in Seidenkleidern und Hüten, die da unten wohnen in Normalm und an den Holmen in Verruf gekommen. Es geht allerdings wohl hier zuweilen etwas bacchantisch her, doch wer die schwedische Volkslustigkeit beschauen und genießen will, wird sich dadurch nicht irre machen lassen. Der prächtigen Aussicht von der höchsten Terrasse dieses hochliegenden Gartens wird dadurch auch keineswegs geschadet, und wer nichts weiter zu sehen

verlangt, als diese, der wandre Morgens hieher, was überhaupt die beste Zeit dafür ist.

Wenn ich nicht irre, hat die Gräfin Ida Hahn den Aussichten auf Stockholm zuerst den Vorwurf der Eintönigkeit gemacht, da man überall dasselbe sieht, Andere haben dann den Ausspruch nachgebetet und seine theilweise Richtigkeit hat es damit, denn man sieht von Mosesbacken, von Kungsholmen oder von Byströms Villa im Thiergarten überall Stockholm, den Hafen, den Mälar und die malerischen Felsenufer, allein man sieht sie doch in verschiedenen Perspektiven und Linien und bald entfaltet sich dieser, bald jener Theil in besonderer Schönheit. Die Gräfin Hahn hat durch ihr mißliebiges Buch über Schweden in Stockholm viel übles Andenken hinterlassen und einige leichtfertige Sünden deßhalb auch sicherlich mehr abzubüßen. Nichts hat Gnade vor ihr damals gefunden, denn überall fehlte der Comfort, den die Dame vor allen Dingen zu ihren Reisen begehrte, und damit sieht es auch jetzt noch in Schweden ziemlich kläglich aus im Vergleich zu dem bequemen Reisen im Süden und Westen unseres Welttheils. Die Gräfin, von Migräne geplagt, ohne Pasten in der Bonboniere, welche in Stockholm nicht zu bekommen waren, und obenein vom fahlen, düstern schwedischen Regenhimmel verfolgt, der allerdings schrecklich sein kann, ist in ihren Ungerechtigkeiten doch auch zu entschuldigen. Man muß in Stockholm durchaus gutes Wetter haben oder

so liebenswürdige Freunde besitzen, wie ich mich dessen rühmen darf, sonst ist es zum Verzweifeln. Der Reisende im Norden ist ja überhaupt vornehmlich auf die Natur gewiesen, verhüllt diese ihr Angesicht, so bietet sich ihm wenig Ersatz, wenn er nicht etwa specielle Berufszwecke verfolgt. Am schönen Tage jedoch hier oben zu stehen und nach allen Seiten hin dies lebensvolle Schaustück zu durchirren, gewährt gewiß eine erinnerungsvolle Stunde. Ich muß es aber wiederholen, man darf in Schweden überhaupt nicht die Erhabenheit eines Alpenlandes erwarten, keine Kühnheit der Felsformationen. Das weite Becken des Mälar und die Scheeren des Hafens sind umkränzt mit kuppigen Felsenmassen, von denen die höchsten nur einige hundert Fuß hoch aufsteigen. Allein diese großen Wasserspiegel mit ihren vielverschlungenen Armen und Buchten, dies Felspanorama mit seinen Waldlinien und seinen nackten oder von einzelnen Bäumen besetzten Klippen, welche träumerisch auf deren Gipfeln stehen oder über schäumige Wellen ihre dunkeln Häupter schütteln; diese Inseln von Granit, welche überall aus den Wogen tauchen, und dann tief unten, auf Holmen und Hügeln, die Felsenstadt selbst mit ihren Kirchen und Palästen, mit allen Merkmalen eines vielgegliederten Menschen- und Staatslebens, mit flaggenden Schiffen und rauchenden Dampfern, mit Kastellen und Königsburgen und den Trophäen einer langhundertjährigen

Kulturentwickelung — dies Alles kann man nicht anschauen, ohne den Reichthum und die Schönheit so vieler wechselnden Bilder zu bewundern. Eben hier von dem Mosesbacken hat man den weitesten Blick über den Mälar hinaus und über Norrmalm fort in ferne Wasserschluchen und Wälder. Auf Kungsholmen sieht man vornehmlich auf die Stadt nieder in ihre Straßen und Plätze hinein, auf die Holme und Ufer am Mälar und auf das steil aufsteigende Södermalm, während vom Thiergarten aus besonders der Hafen und seine Umgebungen ein äußerst glänzendes Bild gewährt. Außer dieser schönen Aussicht vom Mosesbacken ist in Södermalm nicht viel zu schauen. In den übereinander liegenden Gassen stehen kleine zum Theil ärmliche Häuser und weiter über den Hügelkamm fort trifft man endlich auch manche schief hängende Holzhütte mit verfallener Thür, zerbrochenen Fenstern und von Unrath und Disteln umwuchert. Die Mysterien von Stockholm liegen hier ziemlich offen vor Jedermanns Augen und schwerlich wird ein schwedischer Eugen Sue viel davon zu schreiben haben. Die Menschen in Jacke und Mütze, die Hafen- und Fabrikarbeiter und wer sonst sein tägliches Brod aus seiner Hände Thätigkeit gewinnt, wohnen zum guten Theil auf diesen luftigen Höhen und sie haben wenigstens den Vortheil, nirgend sich in dumpfige Keller verkriechen zu müssen; denn die Keller müßten meist überall in den Fels

gehauen werden und sind daher eine kostspielige Sache. Man findet unter der arbeitenden Bevölkerung mehr große, kräftige Männer und unter den Weibern und Mädchen mehr frische Gesichter mit starken vollen Zügen, als in manchen anderen großen Städten; daß jedoch die Schweden ein Volk sind, welches sich ganz besonders durch Leibesschönheit vor allen anderen auszeichnet, wie es in mancherlei Nachrichten geschrieben steht, ist sehr zu bezweifeln. Durchschnittlich möchte das deutsche Volk sich gewiß in solchen Dingen mit jedem, und so auch mit dem schwedischen vortheilhaft messen können. In der schwedischen Aristokratie giebt es wie in der englischen Gentry manche schlanke und hohe Gestalten und Damen mit feinen, zarten Gesichtern, unser deutscher Adel hat jedoch deren nicht weniger aufzuweisen, und in den Mittelklassen unseres Volkes sowohl, wie auch unter unseren Bauern ist mehr Körperschönheit zu finden, wie ich diese irgendwo angetroffen habe. Man hat mancherlei Fabeln von den schönen Dalekarlierinnen erzählt, welche in Stockholm hausen und die Ruderboote regieren, oder den Küchen- und Hausdiensten vorstehen, doch in Wahrheit findet sich gerade unter diesen Dalkullen am allerseltensten ein hübsches Gesicht oder eine schlanke Gestalt. Aus ihrem armen Lande laufen sie jährlich nach Stockholm, wie die Irländer nach London laufen, um im Sommer etwas Geld zu verdienen, mit dem sie meist dann im Herbst in ihre

öden Berge zurückkehren. Ja, wären es so schlanke, feine Dirnen, wie unsere thüringischen und sächsischen Mädchen, die auch nach Berlin und Dresden und in andere Städte jährlich wandern, um sich in Dienst zu geben, so möchte ihr Ruhm sich weit eher rechtfertigen lassen, allein die meisten sind häßlich, plump und breit und nichts an ihnen zu rühmen, als ihre Ehrlichkeit und ihre Sonntagstracht, die rothen Röcke und Strümpfe, die weißen Jacken und vielleicht, wenn sie jung sind, ihre Zöpfe, an denen selbst manche vollendete Dame ein Beispiel nehmen könnte, die im Zöpfemachen ausgezeichnet ist.

Im Uebrigen empfindet der Deutsche in dem scandinavischen Norden überall ein anheimelndes Etwas. Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten sind meist ebenso deutsch wie die Gesichter von deutschem Schnitt, Farbe und Inhalt. Die Namen sind meist von deutschem Klang, lichtes Haar und helle Augen herrschen hier wie dort vor, und aus den Augen blickt deutsches Wesen. Nichts ist fremdartig, es ist derselbe Stamm, dieselbe germanische Race. Jeder Schwede könnte in Deutschland ebenso wohl als Deutscher gelten, wie der Deutsche, dem eine schwedische Zunge eingesetzt wird, ein guter Schwede sein kann. Wie anders ist das in Frankreich oder in Italien und bei dem ganzen romanischen Stamm. Doch wie sonderbar, daß die Germanen am allerwenigsten wie Brudervölker zusammenstehen und dafürgelten wollen.

3.

Sommerleben in Stockholm. Lustschlösser. Thiergarten und Volksfeste.

Wer Stockholm besuchen will, muß es im Juni thun, wo es der Sage nach am schönsten ist und naturgemäß auch eigentlich am schönsten sein muß, denn der Juni ist der schwedische Mai, während Juli und August den schwedischen Sommer ausmachen, der gewöhnlich sehr heiß und trocken ist, wenn er nicht etwa, wie der dießjährige, vorzuziehen beliebt, über alle Maßen kalt und regnerisch zu sein. Man macht sich von dem Klima Schwedens aber gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen, indem man es meisthin beinahe mit Grönland in eine Linie stellt, wo das Quecksilber sechs Monate im Jahre friert und die anderen sechs Monate nicht wieder aufthaut. Auch meint man häufig, Bären und Wölfe liefen hier so unbefangen umher, wie bei

uns die Hasen, und jeder Schwede nähre sich hauptsächlich von Bären- und Rennthierfleisch, im Fall er nicht etwa lieber Sonntags einen gebratenen Luchs, Vielfraß oder Polarfuchs verschluckte. Im südlichen Schweden ist jedoch, wie auch im mittleren Landestheile, wo Stockholm unter dem 60. Grade liegt, der Unterschied zu dem Klima Norddeutschlands hauptsächlich nur derartig, daß der Winter länger, der Sommer kürzer dauert; im Uebrigen ist die Kälte weder größer, noch die Hitze geringer. Vierundzwanzig Grad, oder nach dem schwedischen hunderttheiligen Thermometer dreißig Grad Kälte oder Wärme, kommen eben wie bei uns nur in einem sehr strengen Winter oder sehr heißen Sommer vor, allein der Winter dauert regelmäßig bis tief in den April hinein und mit Oktober macht sich die rauhe Jahreszeit nicht selten schon durch Schnee und Eis fühlbar. So sind es denn gewöhnlich nur vier Monate, welche man für Frühling und Sommer rechnen kann und warme Abende und Nächte hat man kaum im Juli und August. Der Mai ist fast immer noch kalt, aber im Juni ist das Land grün, die Bäume blühen und der Flieder kommt mit Maiblumen und anderen duftenden Genossen. Das ist die schönste Zeit im Norden, denn mit ihr stellt sich noch ein anderer, ihm allein gehörender Reiz ein, von dem wir in Deutschland nichts wissen. Es kommen die langen Tage oder die lichterfüllten Nächte mit ihrem rosigen, sanften

Dämmerschein, der so köstlich ist, wie sich kaum sagen läßt.

Den langsameren Uebergang der Natur vom Winter zum Frühling, wie wir ihn kennen, hat man im Norden nicht. Fängt es gegen Ende April oder Anfang Mai an zu thauen, so erfolgt die Schneeschmelze mit außerordentlicher Macht, denn die Sonne ist schon zu hoch und hat keine Zeit mehr, um ihr Werk zögernd auszuführen. Stockholm schwimmt dann in einem fürchterlichen Brei von Schlamm und Wasser, aber die vielen Hügel machen, daß diese üble Zeit rascher vorübergeht als man denkt, und bald sind die Straßen frei und trocken. Zugleich aber wachsen die Tage fort und fort, bis der Mittsommertag da ist. Die Sonne spindelt sich über dem Nordpol höher und höher auf, oder vielmehr der Nordpol dreht sich mehr und mehr der Sonne zu, bis diese zuletzt dem ganzen nördlichsten Theil Europas nicht mehr untergeht, das Nordkap sechs Wochen lang bescheint und da, wo man sich den Polarkreis gezogen denkt, wenigstens vierundzwanzig Stunden über dem Horizont bleibt. In Schweden ist dies in der kleinen Stadt Torneå der Fall, welche am äußersten Ende des bothnischen Meerbusens liegt, und auch diesmal ging ein Dampfer mit einer Anzahl Engländer dahin ab, welche am 24. Juni das Schauspiel genießen wollten, im mitternächtlichen Sonnenschein umher zu spazieren; leider aber war die Sonne diesmal auf höchsten Befehl

abbestellt worden, denn es soll fürchterliches Regenwetter beim düstersten Himmel gewesen sein. Für wißbegierige Reisende, welche eine mehrtägige Seereise machen, um dermaßen vom neidischen Himmel, wie von neidischen Menschen verspottet zu werden, ist eine solche Prellerei doppelt verdrießlich. In Stockholm hat man keine mitternächtliche Sonne. Die Feuerkugel taucht in den allerlängsten Tagen gegen zehn Uhr unter den Horizont, allein sie geht nicht tief genug, um sie nicht fortgesetzt verfolgen zu können, bis an den Punkt, wo sie nach kaum vier Stunden wieder zum Vorschein kommt. Ein Meer von röthlichgelbem Licht strahlt in den Himmel auf, der mit smaragdnem Glanz sich darüber wölbt. Bis in den fernen Osten ist der unermeßliche Raum beleuchtet, damit aus keinem Winkel die lauernde Nacht hervorkriechen kann. Die Sterne durchbrechen matt dies sanfte, feine Schimmern und brennendroth steigt der Mond darin auf, ohne von der erborgten Pracht etwas abgeben zu können. — Um Mitternacht durch die Straßen Stockholms zu gehen, hat dann einen eigenthümlichen Reiz. Gewöhnlich schweigt der Wind, überall ist tiefe Ruhe und Stille, aller Lärm des Tages ist verstummt. Die vielen tausend Menschen schlafen und doch ist es nicht Nacht geworden, durch jedes Fenster bricht der mitternächtliche Tag herein, als wollte er die Schläfer aufwecken. In dem Hafen liegen die Schiffe lautlos, aber ihre Masten und da

und dort ein weißes Segel sind in röthliches Licht getaucht. Das riesige Schloß steigt hell in den Himmel, um seine hohen Zinnen läuft ein falber Saum und dort auf den Höhen von Södermalm stehen die langen Reihen weißer Häuser in wahrhaft zauberischer Beleuchtung. Die Kirchen glänzen, als spiele die Sonne schon mit ihren goldenen Kreuzen und Kuppeln, der Mälar wiegt sich funkelnd zwischen seinen gelbschimmernden Felsenufern, alle Ferne und Nähe sträubt sich gegen Nacht und Schlaf und dennoch sieht alles weit umher mehr wie ein Traumbild aus, das ein Poet von Stockholm träumt, denn wie Wahrheit und Wirklichkeit. — Oftmals bin ich lange Zeit in solchen Nächten umher gewandelt und habe mich nicht satt sehen können an dieser magischen Beleuchtung. Zuweilen habe ich um Mitternacht am Fenster sitzend in einem Buche ohne alle Schwierigkeit gelesen, und diese lichtvollen herrlichen Nächte sind allerdings ein Ersatz für die kurzen Tage des Winters, wo es um zehn Uhr Tag und um zwei Uhr Nacht wird, zuweilen auch kaum das Licht überhaupt ausgelöscht werden kann. Während des kurzen Sommers sucht darum auch Jedermann sich für den langen Winter zu entschädigen und zu stärken. Daher reisen so viele Schweden, oder wer nicht reisen kann, zieht aufs Land hinaus und wer auch dies nicht vermag, rafft wenigstens zusammen, was er an Zeit übrig hat, um im Freien zu leben und Freunde zu besuchen,

welche der Himmel besser gesegnet. Nur die trübe Masse, welche allein lebt, um zu arbeiten, zu schlafen und zu essen, weiß nichts von der schwedischen Sommerlust und dem nationalen Drang, naturwüchsig den engen Gassen und deren dunstigen Kultur zu entfliehen. Es gibt in der Umgebung von Stockholm eine große Zahl hübscher Landstellen, die alljährlich von vielen Familien zur Villegiatur benutzt werden. An den zahlreichen Armen und Buchten des Mälar sowohl, wie an den salzigen Wasseradern des Hafens, auf Inseln und Klippen liegen manche artige Landhäuser oder auch weiter ins Land hinein an fels- und waldumringten Seen, welche so zahlreich in Schweden sind. — Sowie der Sommer kommt, entvölkert sich Stockholm. Alles eilt ins Land hinaus. Der König bezieht eines seiner Lustschlösser, der Adel seine Güter. Die Seebäder und die deutschen Bäder, hauptsächlich aber Paris, sind das Ziel vieler Reisenden, welche erst mit dem Winter zurückkehren. Und dieser Winter verlangt allerdings feste Körper; Wohnungen und Menschen müssen dafür eingerichtet sein, um ihn ungefährdet zu bestehen. Im Freien läßt sich dann nicht mehr ausdauern, selbst Spaziergänge können nur selten gemacht werden, es sei denn ab und zu eine rasche Fahrt über die gefrorenen Becken des Mälar oder des Hafens, oder mit Schlittschuhen auf der Eisbahn. Der Schnee liegt gewöhnlich sehr hoch und löst sich nach und nach zu einer schmutzigen

Schuttmasse in den engen Straßen auf. Ein Kaffeehausleben oder Wintergartenvergnügen kennt man hier nicht; auch ist das Familienleben keineswegs so gemüthlich wie in Deutschland', wo so viele Abende gesellig heiter in befreundeten Kreisen verlebt werden. So ist die schwedische Familie größtentheils auf sich und auf die Behaglichkeit ihrer Wohnung angewiesen, und diese hat in der That macherlei Vorzüge, um sich wohl darin zu finden. Die Häuser sind fest und dicht gebaut, die Zimmer geräumig, die Doppelfenster werden von Innen auf allen Fugen mit Papier verklebt, um Zug und Kälte besser abzuhalten, dabei auch die Fußböden mit Decken belegt. So gerüstet erwartet man den grimmigen Feind; doch dessen bester Gegner und der wohlthuendste Schutz und Hort gegen sein Wüthen ist und bleibt natürlich auch hier der bewährte, verehrte Freund, dem auch wir so viele dankbare Zuneigung widmen, der Ofen. Solch schwedischer ugn gehört zu den bestorganisirten, nachahmungswürdigsten Kulturerrungenschaften, die ich in Schweden gesehen habe; Deutschland könnte mit allem Recht bei ihm in die Lehre gehen, nur müßte es uns nicht an dem nöthigen Holzvorrath fehlen. Ein schwedischer Ofen ist gewöhnlich von majestätischer Größe und Vertrauen und Ehrfurcht erweckender Physiognomie. Er steht nicht etwa auf wackligen Beinen, melancholisch knackend und seufzend, wenn ein kräftiger Fuß auf die Dielen tritt,

auch zeigt er nicht den schwarzen verrätherischen Leib von Eisen, dem Niemand nahen darf, der seine Rockschöße lieb hat, wie dies in einem großen Theile Deutschlands der Fall ist, wo der Mensch nur unter steter scheuer Angst und bangen Ahnungen einen gewissen, nicht zu missenden Theil seines Körpers der belebenden Wärme zukehren darf. Der schwedische Ofen besteht von oben bis unten aus einer compakten Masse dichter, weißer oder farbiger glasirter Kacheln, ähnlich den in Norddeutschland üblichen; sein Vorzug aber besteht darin, daß er keine so jämmerlich enge Seele oder Leibesöffnung besitzt, wie unsere deutschen winterlichen Schutzengel, sondern zwei hohe Messingthüren ein Inneres verschließen, das zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Diese Thüren bleiben geöffnet, so lange die Flamme darin mit jugendlicher Begeisterung brennt und man nährt dieselbe durch anregenden Stoff, so lange derselbe vorhanden ist, dann erst werden sie geschlossen und nun überläßt man den wohlthätigen Freund seinem stillen philosophischen Brüten. Auf diese Weise vereint der schwedische Ofen sich mit dem Kamin. Man hat den Genuß der lebendig strahlenden Flamme und der nachwirkenden ausgiebigen Wärme. Nichts Angenehmeres läßt sich denken, als vor solchem hellen Feuer Morgens und Abends am Kaffee- oder Theetische zu sitzen und unter den sprühenden Funken vertraulich zu plaudern oder seinen Gedanken Audienz zu geben. Der englische Kamin, auf welchem die Steinkohle glimmt,

hat bei weitem nicht diesen Reiz, allein hier im Norden ist auch immer noch Holz genug vorhanden, um solche Heerdfeuer unterhalten zu können.

Die Schweden sind noch immer vorherrschend ein Naturvolk. Am hellen Feuer will der Graf, der reiche Handelsherr wie der Bauer sitzen, und selbst hier in ihrer großen Hauptstadt haben sie sich noch lange nicht den Beschränkungen unterworfen, welche anderen großen Städten die Nothwendigkeit gebietet. Wo überall und von allen Seiten Felsen und Wälder auf die Steinklumpen schauen, in welchen die Menschen mit ihrer vielgegliederten Arbeitstheilung sich zusammengethan haben, da bleibt in diesem doch immer noch ein Rest von Sehnsucht nach der alten Naturfreiheit und ein Widerwille gegen das Schnurren der Maschinenräder, wie gegen die eingepferchte Luft enger Wohnungen übrig. Und dieser Widerwille ist allgemein. Selbst der ärmste Mann will Raum haben, in dem er sich bewegen und frei aufathmen kann, und wer es irgend vermag, verlangt mehrere Räume, wo möglich eine ganze Reihe Zimmer. Man erstaunt darüber, wie groß die Wohnungen selbst solcher Familien sind, welche keineswegs zu den besonders wohlhabenden gehören. Dabei aber sind diese Wohnungen hier keineswegs billig; eine deutsche Familie in solchen Umständen würde Bedenken tragen, die Hälfte der Miethe zu geben, welche hier für sechs oder sieben Zimmer meisthin

gezahlt wird und lieber sich auf drei oder vier beschränken. Die Schweden aber verachten ein solches Zusammenrücken, das ihnen unerträglich vorkommt. Wir müssen im Winter unsere Spaziergänge zu Haus halten, sagen sie, darum bedürfen wir wenigstens drei oder vier zusammenhängender Zimmer, und alle diese Zimmer müssen geheizt sein, denn ihre Thüren müssen offen stehen, damit gesunde Luft hinreichend einströmt; denn unsere Fenster sind verklebt, wir können sie nicht öffnen. Eine enge Wohnung und wenige geheizte Räume sind daher in Schweden Zeichen von Armuth oder Geiz, die Bedauern oder Spott erregen.

Es liegt im schwedischen Charakter überhaupt ein Hang zum materiellen Genuß, und damit stimmen viele ihrer Gewohnheiten überein. Mühsam Geld zu erwerben, industriell spekulativ zu sein ist ihre Sache nicht, darum machen so viele Fremde, namentlich Deutsche, welche sich hier niederlassen, ihr Glück, weil sie emsiger und fleißiger sich bestreben und sparsamer Haus zu halten wissen. Der Schwede liebt es, so viel als möglich Geld zu verdienen und so wenig als möglich dafür zu arbeiten, sagte mir ein Landsmann, der Land und Leute genau kennt und selbst sein Schäfchen hier in's Trockene gebracht hat. Im Uebrigen hat sich in neuester Zeit denn doch auch Manches geändert, worauf ich später zurückkommen werde. Handel und Industrie sind während der letzten Jahre im außerordentlichen Maß-

stabe aufgeweckt, und einige meiner schwedischen Freunde sind Männer, die es an industriellem Talent, Fleiß und Ausdauer mit jedem anderen aufnehmen.

Dieser Aufschwung hat aber auch auf das Volk und dessen Zustände einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, der Jedem, welcher Schweden früher gesehen hat, auffallen muß. Früher gab es Bettler in Hülle und Fülle, auch war kein Mangel an Trunkenbolden, männlichen wie weiblichen Geschlechts; jetzt habe ich von beiden kaum je ein würdiges Exemplar bemerkt. Es ist theuer geworden. Die Lebensmittel des Volks haben denselben hohen Preis wie in Deutschland, allein die Erwerbsquellen haben sich erweitert. Der Preis der Arbeit ist gestiegen, das Volk kann sich besser ernähren, und was man auch gegen das Brennereigesetz sagt, wonach alle die zahlreichen kleinen Brennereien aufhören mußten und die großen nur zwei Monate im Jahre brennen dürfen, wofür sie eine sehr hohe Steuer bezahlen, so hat dies doch unbezweifelt wohlthätig auf die Volksmasse gewirkt. Das Quart Spiritus kostet jetzt beinahe einen preußischen Thaler; dadurch wird es unerschwinglich für die Meisten, Branntwein in Massen zu trinken, und hierdurch sind wieder viele Brauereien entstanden, welche ein ziemlich gutes und verhältnißmäßig nicht sehr theures Bier liefern, das allerdings noch mehr verbessert und noch wohlfeiler gegeben werden könnte.

Große Bierhallen und dergleichen, wie man diese

in deutschen Städten findet, giebt es in Stockholm nicht; überhaupt hat das eigentliche Volk hier keine Tummelplätze für sein eigenes besonderes Leben und Weben. Sonntags zieht es hinaus, wenn der Himmel gutes Wetter bescheert, läuft in die Berge am Mälar oder in die verschiedenen öffentlichen Gärten der Lustschlösser oder im Thiergarten, lagert sich dort im Freien, wo es die mitgebrachten Vorräthe verzehrt und die Jugend ihre Spiele spielt, worunter Fanchongreifen ein sehr beliebtes zu sein scheint, und zieht dann Abends mit leeren Körben und Taschen wieder heim. So war es in Deuschland vor vierzig Jahren. Lebhaft erinnere ich mich aus den frühesten Tagen meiner Jugend, ganz dieselben Scenen gesehen zu haben, wo die Menschen aus den arbeitenden Ständen zufrieden waren, mit Weib und Kindern vor die Thore zu wandern, unter irgend einem Baume sich den Tisch zu decken und die Wirthshäuser, deren es damals wenige gab, von ihnen vermieden wurden. Jetzt spielen diese die Hauptrollen für das Sonntagsvergnügen und auch in Stockholm wird es nach und nach so kommen, allein es wird doch längere Zeit dauern, denn hier gibt es gar viele schöne Felsen und Orte, wo sich prächtig liegen und ruhen läßt, und Eisenbahnen gibt es gar nicht, auch ist das öffentliche Fuhrwerk zu theuer, um entfernte Stellen damit aufzusuchen. Dafür aber gibt es, wie ich schon erwähnte, die zahlreichen kleinen Boote der Rudermadams und die kleinen Dampfer, welche für

sehr billigen Preis das sonntägliche Volk nach allen Seiten fort über den Hafen nach dem Thiergarten und über den Mälar nach dem berühmten Garten des königlichen Lustschlosses Drottningholm schaffen. Wer ein Stündchen wandern will, zieht es vielleicht auch vor, nach dem Garten von Haga und Ulricksdal sich aufzumachen, und ganze Karavanen, wohl bepackt, eilen die lange Königinstraße hinauf, bis sie endlich die Marksteine der Stadt erreichen, an deren nördlichster Grenze dies zierliche kleine Schloß in einem prächtigen Park liegt, der über schöne Felsenhügel fortläuft. Von hier aus läßt sich auf weiten Umwegen die Wanderung bis in den Thiergarten fortsetzen oder auch von der anderen Seite an die herrlichen Wald- und Wasserpartien des Mälar in der Umgebung von Schloß Karlsberg, der Marineschule gelangen, und dort besonders findet man zahlreiche Gesellschaften auf den moosigen Lagerplätzen, welche endlich am Abend wohl die Boote benutzen, die alle Arme und Buchten des Mälar als Landkutschen befahren, um zum Beschluß mit einer Wasserfahrt nach Haus zurückzukehren.

Der höher denkende kleine Handwerker, Beamte u. s. w. gibt sich jedoch damit nicht zufrieden. Der Ehrgeiz seiner Familie stellt die Forderung an ihn, eine Reise nach Drottningholm im Dampfschiffe zu machen, und so nimmt der gemüthliche Familienvater das Rohr seiner langen Pfeife in die Hand, steckt den Kopf in

die Tasche, belastet seinen Arm mit dem jüngsten Sprößling seines ehelichen Segens und besteigt den Dampfer hinter Riddarholmen, der ihn in einer Stunde nach dem Ziel seiner Wünsche bringt.

Drottningholm, das größte und schönste Lustschloß der schwedischen Könige liegt auf der Insel Loföe im Mälar, zu welcher auch ein schöner Landweg führt, der von den begnadigten Menschen benutzt wird, welche über Rosse und Wagen gebieten können. Der Wasserweg geht an den Felseninseln des Mälar hin, bis er endlich in eine Bucht einbiegt, an deren Rande das Schloß mit weitläufigen Nebengebäuden aufsteigt, unter denen auch eine Kaserne nicht fehlt. Es ist im altfranzösischen Styl erbaut, aber in neuester Zeit ist viel dafür gethan worden. Der jetzige König Oskar hat es zu seinem Lieblingsaufenthalte gemacht und lebt mit seiner Familie gewöhnlich hier. Die Marmortreppen des Haupteinganges sind mit Statuen und Gruppen geschmückt, und der geschmackvolle und prächtige Ausbau bezeugt den guten Geschmack des königlichen Bauherrn. Hier hat auch Gustav der Dritte die schönsten Tage seiner ritterlichen und romantischen Jugend verlebt und mit den übermüthigen wilden Genossen, die bei der Revolution von 1772 ihm geholfen, manche jener schwelgerischen nächtlichen Feste gefeiert, von denen die geheime Geschichte dieses Hofes so viel zu erzählen weiß. Mit einer weitreichenden Avenue von breiten

Rosenflächen und Blumenstücken, welche freilich etwas dürftig aussehen, verbindet sich im Hintergrund der Park, welcher die ganze Insel einnimmt. Die herrlichsten alten Bäume, Linden, Schwarztannen und Eichen verbreiten überall ihren wohlthuenden dichten Schatten und führen zu verschiedenen Aussichten, Felsenpartien und Lusthäusern, von denen eines Japan, das andere China genannt wird. Hier namentlich soll der Schauplatz der Orgien Gustav des Dritten gewesen sein. Jetzt stehen die ziemlich großen Pavillons verlassen und verschlossen und kein Fackeltanz schöner staubgeborener Wesen in paradiesischer Gewandung hindert nun die Elfen, in dem feinen Mondlicht diese öden Stätten sybaritischer Lust zu umschweben.

Der große Park hat Raum für den zahlreichsten Besuch der Bewohner Stockholms. An schönen Tagen sind auch die Dampfboote gefüllt mit geputzten Sonntagsgästen, welche, wenn sie in dem Gasthause beim Schlosse sich erfrischt haben, durch den Wald sich zerstreuen. Was jedoch hier sowohl wie in allen Lustschlössern und öffentlichen Gärten auffällt, ist die Vernachlässigung des Rasens und der Mangel an Blumen. Das Gras wuchert wild, ohne alle Pflege selbst in der Nähe der königlichen Wohnsitze, und vollkommen ärmlich sieht es mit der Blumenzucht aus. Es ist dies hauptsächlich die Folge der Einrichtung, daß Gärten und Schlösser von den Ständen unterhalten werden.

Hofgärtner nach deutschem Styl gibt es nicht, die Gärten werden verpachtet und eine gewisse Summe zur Erhaltung der Wege und der Parks zugeschossen. Der König muß Blumen, Früchte u. s. w. für seine Tafel, und Gemüse für seine Küche kaufen. In Haga wird noch das meiste für Blumenzucht und Treiberei gethan, der König bezieht von dort seinen Bedarf; auch hat Karl Johann bei dem kleinen Lustschlößchen Rosendal im Thiergarten eine Orangerie angelegt, welche jedoch kaum der Erwähnung werth wäre, wenn sie nicht als Beweis gelten könnte, wie kümmerlich es hier mit der Kunstgärtnerei aussieht. Nirgend auch ist eine Fontaine oder fließendes Wasser vorhanden, wie denn überhaupt daran vorherrschender Mangel ist. Die Brunnen in Stockholm sind meist schlecht und es giebt deren wenige. Quellen und Bäche kommen nirgend von diesen Felsen; man will jetzt zur Herbeischaffung von gutem Trinkwasser und zur Reinigung der Gossen, um Stockholm in guten Geruch zu bringen, eine Röhrenleitung anlegen und einige entfernter liegende Seen dazu benutzen. Daß man dies beabsichtigt, beweist, daß Mittel vorhanden sind, auch für Gärten und Plätze Springbrunnen und Wasserkünste zu beschaffen, aber dergleichen kostet Geld, und wer soll es geben? Ueberhaupt hat man hier bis jetzt noch wenig daran gedacht, durch Kunst die Natur zu veredeln. Diese ist in vielem Betracht voller Reiz, aber man hat so viel davon, daß

der Sinn für künstlerische Verbesserungen nicht eben vorherrschend bei einem Volke sein kann, das daran gewöhnt ist, mit Felsklippen und rauhen Winden zu leben.

Diese Natur hindert ohne Zweifel sehr vieles und erschwert ganz besonders die Förderung der Gartenkunst, allein es ließe sich doch manches durch einige Sorgfalt und mit geringen Kosten thun. So liegt in Stockholm selbst, in Normalm, ein schöner alter Garten, Hummelgarten genannt, den einst die jungfräuliche Königin Christine angelegt, der aber jetzt im Zustande der ärgsten Verwilderung ist. Die prächtigsten Alleen uralter Linden durchschneiden diesen weitläufigen Raum und steigen eine Hügelleiste hinan, auf welcher vormals Christinens Lustschloß stand. Von manchen dieser uralten, knorrigen Bäume wird behauptet, daß die Königin sie mit eigener Hand gepflanzt habe, aber ach! wie sieht ihre Schöpfung im Jahrhundert der Aufklärung aus. Mit Schmutzlachen bedeckt, die Grasplätze von Gestrüpp und Schierling überwuchert, der diesen ganzen Garten zu einer großen Schierlingsplantage macht, hinreichend, die drei und eine halbe Million Schweden mit einer kräftigen Suppe um's Leben zu bringen, ist er ein Bild des Jammers und des Mitleids. Ein Volkstheater hat hier seinen Sitz aufgeschlagen und ein höchst volksthümlich aussehendes Caffeehaus mit verschimmelten Bänken und zerbrochenen Stühlen steht mitten in dem

weißblühenden Unkraut. Es that mir weh, diesen schönen alten Garten, der mit geringer Mühe ein rechter Volksgarten sein könnte, in solchem Zustande zu sehen; allein die Gleichgültigkeit gegen sein Unglück war so allgemein, daß meine Anklagen wenig Beachtung fanden. Es wird nach und nach schon kommen, denn der König bemüht sich, seine Hauptstadt zu verschönern, so viel er vermag und ein König, auch wenn es ein konstitutioneller König ist, kann doch immer viel Gutes und Schönes thun.

Vorläufig und vor allen Dingen haben die Stockholmer ihren Thiergarten, und an diesem herrlichen Felsenwald besitzen sie allerdings einen Schatz, der für manches Andere entschädigt. Jenseit des Hafens breitet er sich an dessen Buchten und Klippen hin über eine Meile weit aus, und zu ihm wallfahrtet täglich ein Theil derer, welche zu den bevorzugten Lieblingen der Götter gehören, also auch an Wochentagen spazieren gehen können. Inzwischen ist es gewöhnlich doch ziemlich einsam hier. Sonntags aber bietet der Hafen ein höchst belebtes Bild dar. Dampfer und Boote in großer Zahl schaffen ganze Schaaren von dem Kai am Schlosse über das große Wasserbecken. Die Dalkullen, d. h. die dalekarlischen Nymphen in rothen Strümpfen und weißen Jacken, haben ihre Zöpfe geflochten und ihre Schuhe mit den riesenhaften Sohlen gesäubert. Manche dieser Ullas und Karinas scheint wirklich Seife gebraucht

zu haben, denn man sieht, daß die Hautfarbe ihrer starkknochigen Gesichter wirklich nicht graugelb oder broncefarbig, sondern hell ist und sogar einen röthlichen Anstrich haben kann. Sonderbar, daß die harte Arbeit des Ruderns hier meist von Weibern verrichtet wird, bei denen die Dalkullen obenan stehen. Als lebendige Dampfmaschinen warten sie in den schweren Booten von vierfachen Blankreihen, um die unaufhörliche Reise vom Kai zum Thiergarten zu beginnen, so bald der letzte Platz besetzt ist. Der Geldkasten, welcher unter der Ducht des Bootes halb angefüllt mit Kupfermünzen steht, beweist, daß sie gute Geschäfte gemacht haben. Vier solcher dalekarlischer Weiber, welche sich ablösen, setzen eine Kurvel in Bewegung, die zwei Schaufelräder dreht, kleinere Boote werden von zweien gerudert, und überall ist es Sitte, daß einer der Fahrgäste das Steuer führt. Die Dalekarlierinnen sind von dem Herrn der Boote gegen Tagelohn gemiethet, oder sie zahlen ihm eine gewisse tägliche Summe. Es sind fleißige, getreue, aber meist häßliche Geschöpfe, die einen Dialekt reden, den kein anderer Schwede versteht, und immer unter sich zu schwatzen und zu lachen haben, wodurch sie ganz besonders gegen die übrige Gesellschaft abstechen; denn diese ist auffallend stumm und still.

Es ist in der That merkwürdig zu sehen, welche Stille auf allen den vielen Booten und Dampfern herrscht. Da ist kein Rufen, Lachen, Singen oder der-

gleichen bewegliche Geschwätzigkeit. Schweigsam sitzen Männer und Frauen neben einander, und was sie etwa sich sagen wollen, flüstern sie sich zu. Niemand redet seinen Nachbar an, und wer dies, ohne mit ihm bekannt zu sein, versuchen wollte, würde ein befremdliches Erstaunen erregen. Es ist nicht schicklich, oder wie man es gewöhnlich nennt, anständig, laut zu sprechen oder gar zu lachen; die Schweden sind darin noch zurückhaltender als die Norweger, und ähneln gar nicht den lebhaften beweglichen Dänen, die sehr gern plaudern und sich nicht im geringsten geniren, ein lustiges Gespräch mit dem ersten Besten zu beginnen, den der himmlische Vater an ihre Seite gesetzt hat. Die Schweden haben mit dieser Scheu vor lauter Rede die meiste Aehnlichkeit mit den Engländern. Wie diese sind sie still und geduldig, und bedürfen, wenn sie aufgeregt und lustig werden sollen, nicht etwa ein Glas Wasser und ein Stückchen Zucker, wie man es den Franzosen der alten Zeit nachsagte, sondern weit eher einige dickbäuchige Flaschen voll schwedischem Punsch oder anderer ähnlicher erheiternder Getränke, die des schwedischen Menschen Herz erfreuen.

Der Thiergarten bietet seinen Besuchern verschiedenartige Genüsse. Eine ganze Reihe Caffeehäuser und Wirthschaften öffnet sich für Diejenigen, welche solche Orte den trockenen Spaziergängen und Ausruhen im Grünen vorziehen. Das Ziel der feinen Welt liegt

auf einem Hügel, Hasselbacken genannt, und wird von einem jüdischen Unternehmer gehalten, der ganz unzweifelhaft den besten Geschmack unter allen seinen Collegen hat und der christlichen Einwohnerschaft einer der allerchristlichsten Städte der Christenheit in bester Weise zu essen und zu trinken gibt. Man speist hier am comfortabelsten in Stockholm, bekommt den Champagner in Eis und findet überhaupt vielfache Zeichen höherer gastronomischer Bildung, welche man sonst vergebens sucht. Herr Davidson auf Hasselbacken ist der Very oder die Frères Provencaux von Stockholm zur Sommerzeit. Hierher führt man fremde Gäste, hierher wandern die Gourmands der Hauptstadt, hier gibt man seinen Freunden Diners oder Soupers, und auf den Gallerien des Hauses unter schützenden Zeltwänden findet man immer zahlreiche Gesellschaften von Herren und Damen in Studien vertieft, welche zu allen Zeiten als die angenehmsten gegolten haben. Neben und um diesem eleganten Gartenhotel liegen andere verschiedener Art; auch ein Tivoli ist auf felsiger Höhe erbaut, in welchem Rutschbahnen und Karoussel nicht fehlen; allein merkwürdiger Weise fehlt fast überall Musik, und wer mancherlei von schwedischen Nachtigallen auf europäischen Bühnen und dem Reichthum der schwedischen Nation an Liedern und Gesängen gehört hat, muß sich um so mehr wundern, wie selten sein Ohr von den Tönen der Flöten und Geigen oder auch selbst von dem

gefühlvollen Schnarren eines sentimentalen Leierkastens berührt wird. Keinem speculativen Bootsführer oder Dampfbootseigner fällt es ein, sich mit einigen Künstlern auf Tamborin und Triangel zu associren, nirgend in den Straßen hört man die melodischen Klänge der Drehorgel, in Begleitung eines obligaten Bierbasses oder kreischenden Diskants. Zur künstlerischen Höhe der Harfe hat sich dies schweigsame Volk noch viel weniger aufgeschwungen, und als ich im Thiergarten einmal in einem Caffeehause mit Erstaunen Harfenklänge und Gesang vernahm, fand ich, daß diese von einem Paar artigen Landsmänninnen aus Deutschland, obenein Berlinerinnen, ausgingen, welche hier ihre deutschen Lieder erschallen ließen, und mir im Stillen vertrauten, daß sie auf einer Kunstreise durch diesen barbarischen Norden begriffen seien, der gar wenig Sinn für ihre Talente habe. Deutsche Sängerinnen ziehen auch durch Dänemark und durch Norwegen, und in beiden Ländern habe ich sie bessere Geschäfte machen sehen, als hier. So habe ich auch niemals gehört, daß lustige Gesellen, etwa von ihren Streifzügen heimkehrend, im fröhlichen Vereine ein Lied anstimmten, wie dies in Deutschland so häufig geschieht, wenn Abends die Leute heimziehen und jeder seine Sorgen vergessen hat.

Wie es im Norden überall, je weiter man kommt, um so schweigsamer in der Natur wird, so auch der Mensch. Die Nachtigall kommt nicht nach Schweden,

der Singvögel gibt es wenige, und wo die Natur so lange unter Schnee und Eis erstarrt, wo die Menschen einsam auf ihren Höfen wohnen, wo soll da lustiger, leichter Sinn herkommen, die Lust zum Gesange, welche aus dem frohen Gemüth entspringt. Dennoch ist es wahr, daß die Schweden viele schöne Lieder und Melodien besitzen, welche aber das Volk nicht singt, sondern die Gebildeten und die Opernsängerinnen. Hier im Thiergarten steht die Büste eines Mannes, der vielleicht der einzige schwedische Dichter und Sänger ist, von dem das schwedische Volk etwas weiß. Dieser geniale Mensch hieß Carl Bellmann, der schwedische Anakreon, der Sänger des vollen Bechers und der Liebe, der echte Sänger des Volks, hervorgegangen aus ihm und dennoch eines Königs Günstling, dessen üppige Gelage er mit seinen lustigen Liedern verherrlichte. Gustav der Dritte schützte den Poeten vor Hunger und vor Durst, und krönte ihn mit Lorbeern, aber erst in neuester Zeit ist die Geschichte ihm auch darin gerecht geworden, daß sie den schlechten Ruf, ein Taugenichts und wüster Trunkenbold gewesen zu sein, von ihm genommen hat. In den markigen Zügen seines gewaltigen Kopfes ist auch nichts von solchen Lastern zu lesen, doch bis auf diese Stunde ist er der erste Volksliederdichter der Schweden. Seine: „Ulla, meine Ulla" oder das Lied vom alten Spielmann Vater Berg, sammt manchen anderen, Freude und Leben

sprühenden Gesängen, zu denen er selbst die Melodien schrieb, sind durch alles Volk gedrungen. Um die Bellmanns-Büste, auf dem Hügel, der von Eichen umringt ist, lagern sich immer viele Gruppen der Sonntagsgäste, und hier in sein erzenes Angesicht müßten sie ihm seine schönsten Lieder singen. Aber damit ist es nichts. An dem Hügel vorüber geht der große Weg nach Rosendal, auf welchem die Equipagen der vornehmen Welt auf und abrollen und den Staub aufwirbeln, denn eine Spazierfahrt durch den Thiergarten ist für Damen und Herren der oberen Gesellschaft der Stockholmer Corso; man sieht dort seine Freunde und Bekannten und läßt sich sehen. Ein anderer Theil dieser vornehmen Welt wohnt in der Reihe von Villen und Landhäusern zur Seite, und ihre Töchter schlagen wohl dann und wann ein Lied des todten Dichters auf dem Klavier, wenn sie nicht auch zu vornehm dazu sind. Das Volk zieht in den Wald hinein auf die felsigen Abhänge, wo es auf die Promenade unten, auf die Kaffehäuser, auf den Hafen mit seinen Schiffen und Booten und weit über Stadt und Land hinausblickt, denn von diesen Felsen hat man prächtige Fernblicke und die höchste Stelle, wo die herrliche Marmorvilla des verstorbenen Bildhauers Byström steht, ist einer der schönsten Punkte um Stockholm. — Glänzende Equipagen gibt es sehr wenige, übrigens ist auch, wie ich schon sagte, der größte Theil des Adels und der

vornehmen Welt zu dieser Zeit auf seinen Gütern oder auf Reisen, allein auch die königlichen Wagen zeigten weder besondere Eleganz, noch schöne Pferde. Noch auffallender war mir Anfangs der Mangel an eleganten Reitern, von denen ich kaum einen gesehen habe. Doch eine besonders reiche Aristokratie gibt es in Schweden nicht, obwohl viele Gutsbesitzer in den letzten Jahren wohlhabender, als je geworden sind; eine zahlreiche Garde, in deren Dienst der junge Adel sich versammelte, ist ebenfalls nicht vorhanden; es fehlen somit die wesentlichsten Elemente zu Reit- und Jagd-Klubs, den Hauptvergnüglichkeiten junger Cavaliere. Dazu kommt, daß dies Land, voll Felsen und jäher Hügel durchaus wenig für Spazierritte geeignet ist, so daß es nach allen Seiten hin erklärlich genug wird, wenn man wenige Reiter sieht.

Der Thiergarten, obwohl er der einzige Ort in der Nähe ist, der zum Sammelplatz aller Volksklassen dient, hat doch nur am Eingange Caffeehäuser und Villen, sein ganzer übriger Theil ist wilder Felsenwald, durch welchem nicht einmal Fußwege führen. Ein Paar Fahrstraßen laufen dem Lustschlößchen des Königs zu, und kehren von dort nach dem Eingange zurück, wer weiter hinein will, muß sich seinen Weg suchen, wo und wie es ihm gefällt, und wer Bescheid weiß, kann manche schöne Stelle auffinden. Der allergrößte Theil der Besucher bleibt aber auf den welligen Abhängen, wo Ha-

selbüsche und mächtige Eichen Schatten geben, und wo man allerlei andere sonntäglich geputzte Menschen antrifft, die sich angaffen und Nichts sagen. Irrt man über diese Felsenlager, so hört man vielleicht doch zuweilen Lärmen und Geschrei, und steht dann wohl plötzlich vor einem Haufen schwedischer Lazaroni, die auf dem Bauch im Kreise liegen oder auf den Ellenbogen gestützt aus kurzen Pfeifenstummeln den Dampf des schweren schwedischen Tabaks in die Luft blasen. Ihre Gesichter, meist nicht eben einladend, wenden sich mißtrauisch nach dem Fremden um, der sie in ihrem Sonntagsgenusse stört, welcher darin besteht, daß Einer eine Kupfermünze in die Höhe wirft, während dessen der Nachbar räth, auf welche Seite sie fallen wird. Diese hoffnungsvolle Jugend in schmierigen Röcken und zerrissenen Hosen hasardirt somit um Kopf oder Schrift, und dies ist ein allgemeines Lieblingsspiel der unteren Volksklassen, welche also doch auch noch etwas von der verderblichen Leidenschaft ihrer germanischen Vorväter im Leibe haben, von welcher Tacitus schon zu erzählen weiß. Sie sind mit ihrem Geschrei und rohem Gelächter aber wirklich die Einzigen, welche sich zwanglos lustig machen, und ich habe mehrmals nicht ohne Ergötzen die kannibalische Vergnüglichkeit dieser struppigen Gesellschaften angeschaut, welche hier oben alle Sonntagsgesetze des strengchristlichen Statthalters von Stockholm verhöhnten.

So ist das Volksleben in Stockholm, denn stiller und einfacher, als man es denken sollte. Oeffentliche Vergnügungsorte gibt es, wie man sieht, nur sehr wenige. Wir haben nicht viel von Kunst und Kunstschätzen aufzuweisen, sagen die Schweden, aber wir haben eine herrliche Natur. Unser Sommer ist schön, aber ach! er ist allzu kurz. Hätten wir einen längeren Sommer, kein schöneres Land würde auf Erden sein. Der lange Winter drängt Jeden in sein Haus und in seine Familie zurück, und diese Neigung geht durch alle Klassen. Im Sommer dagegen drängt Alles hinaus, um von der Natur zu genießen, was sie bietet; daher diese Reiselust der Wohlhabenden, die Lust Landwohnungen zu besitzen, und diese zahlreichen kleinen Dampfer und Boote, welche das Volk von Stockholm in Felsen und Wälder führen. Volksfeste gibt es auch nicht, oder doch nur eins, das ganz Schweden mit Tanz, schwedischem Punsch und Kuchenessen feiert, nämlich das Mittsommerfest am längsten Tage im Jahre, wo es besonders lustig überall auf dem Lande hergeht. In alter Heidenzeit war es das höchste Fest, das Julfest zu Odins, des Sonnen- und Lichtgottes Ehren, aus dem die christlichen Priester später das Weihnachtsfest gemacht haben, das jetzt Julfest genannt wird. Das Weihnachtsfest ist wie bei uns das Winterfest, mit der christlichen Bedeutung, zur Feier der Geburt des Religionsstifters. Es wird auch wie bei uns mit Tannen-

bäumen und der herrlichen Kinderfreude gefeiert, von denen die katholische Kirche so wenig, wie die englische etwas weiß, aber es besteht daneben noch in Schweden die schöne fromme Sitte, am Julafton, dem Weihnachtsabend, arme Nachbarn, Leidende und Unglückliche zu beschenken, was dies edle Fest besonders rührend und gesegnet macht. Milde Herzen suchen schon vorher im Geheimen sich bedrückte und bedrängte Familien aus, denen sie ihre Gaben zuwenden wollen, und am Weihnachtsabend erhalten diese, meist ohne zu wissen woher, von ihren unbekannten Freunden oft sehr erwünschte und unerwartete Hülfe. Der verschämten Armuth, Personen, denen man keine Unterstützung anbieten kann oder will, wird am Julafton diese zu Theil. Aber auch Freunde und Verwandte beschenken sich auf geheime Weise und lassen zu rathen übrig, wer der verborgene Geber sei. Das Christkindchen legt die Geschenke vor den Thüren, sie werden auf dem Tische oder im Schranke gefunden, und durch ganz Schweden ist der Weihnachtsabend ein glückseliger; das Weihnachtsfest ein Fest allgemeiner Bewirthung, wo alle Thüren offen stehen für frohe Gäste, und wo das Beste, das Küche und Keller geben können, hervorgeholt wird.

Das Midsommarfest steht, was Speise und guten Trunk, freigebige Einladung und Tanz und Spiel anbelangt, fast noch höher als Weihnachten. Es ist das

Sommerfest, das Fest der Lebenslust und Liebe, eigentlich das nordische Frühlingsfest, an welchem die Natur gefeiert wird, welche ihre volle Lebensentwicklung erreicht hat. Man hat früher auch in Deutschland den Johannistag gefeiert. Johannisfeuer brannten auf den Bergen und die Menschen tanzten dabei, freuten sich der sommerhellen freudigen Zeit, und baten Gott um Segen für ihre Erndten und Früchte, und all ihr Gedeihen. Noch feiern die Freimaurer in allen Ländern den Johannistag als ihr höchstes Ordens- und Stiftungsfest, was mit den pantheistischen Grundideen dieses Ordens zusammenhängt, und auf die uralte Naturanbetung hindeutet; der Norden aber ist recht eigentlich dazu gemacht, das Mittsommerfest in Ehren zu halten. Aus dem grauesten Alterthume ist es den Enkeln überkommen, und mit Recht haben die Heidenpriester es dem Licht und Leben schaffenden größten aller Götter geweiht. Läßt er doch an diesem Tage die Sonne kaum oder gar nicht in Schweden untergehn, und diese lange lichterfüllte Nacht ist so recht geeignet, ein frohes Fest im Freien zu feiern. In Norwegen hat die dänische Herrschaft wohl dieser Feier geschadet, welche aber dennoch auch dort noch, wenn auch nicht so allgemein, begangen wird; in Schweden dagegen hat keine Zeit der Festlichkeit Abbruch thun können, und wie es mit Volksfesten überhaupt ist, sie setzen sich als Ueberlieferungen und Sitten fest, wenn auch Sinn und Bedeutung

längst verloren gegangen sein sollten. Ueberall in Schweden werden zu diesem Tage die Maibäume (Majstängen) angefertigt, und die Landbewohner setzen ihren Stolz darin, die schönste und größte Maistange zu haben. Man sucht das feinste, weißeste Tannenholz dazu aus, und zierlich wird es abgeschält, beschnitten, mit gerollten Holzspähnen umwickelt, mit frischem Laub und allerlei bunten und artigen Arbeiten des Schnitzmessers behängt. Dazu kommen flatternde Bänder und vergoldeter Ausputz; Jedermann sucht den Baum zu schmücken, damit er der schönste von allen sei, und es wird viel Kunst, Fleiß und Erfindungsgabe angewandt, bis er endlich vor dem Hause aufgerichtet, dort zuweilen zwanzig Fuß und höher aufragt. In den Städten und so auch in Stockholm haben die Leute keine Zeit, Maibäume zu machen, daher eröffnet sich am Vorabend zum Johannistage ein Mittsommernachtsmarkt, zu welchem die Landleute von den Mälarufern auf ihren Kähnen die Verkaufsgegenstände bringen. Hauptsächlich sind es wohlgeputzte und behangene Maibäume von verschiedenster Größe, denn es ist Sitte, dergleichen den Kindern zu schenken, welche sich stolz damit brüsten, aber die Bauern bringen auch manche andere Holzwaaren; Schaukelstühle, welche hier sehr beliebt sind, Leitern und Küchengeräthe und was sonst diese ländliche Industrie mit Schnitzmesser, Hobel und Säge producirt. Dazu schmückt sich der Markt mit Blumen und

Laub, und nicht sein schlechtester Schmuck sind die vielen jungen Dirnen, namentlich aus den dienenden Ständen, welche hier ihre Einkäufe machen. Es gibt gerade in diesem Theil der weiblichen Bevölkerung viele starke und stattliche Gestalten und frische Gesichter, zuweilen sogar wirkliche Schönheiten, und das schwedische Volk hat für Anerkennung körperlicher Reize mehr Sinn als manches andere. Ein schönes Mädchen, weß Standes sie auch sein mag, zieht alle Blicke auf sich, auch nicht weniger freudig schaut man einen wohlgebildeten Mann an, und ergötzt sich an der Pracht seiner Gliederung. Dies lebhafte Gefühl für die Schönheit menschlicher Bildung haben die Schweden mit den Italienern gemein. Es ist nicht etwa ein Produkt gemeiner Sinnlichkeit, sondern ein Ausdruck von Empfänglichkeit für die Schönheit plastischer Formen, die man selbst bei dem einfachen Landbewohner antrifft. Auf dem Mittsommernachtmarkt geht es nun lustig her. Hier treffen sich viele Bekannte, machen gemeinsam ihre Einkäufe, ziehen auf und ab, und verabreden für den nächsten Tag auch wohl gemeinsame Vergnügungen und Stelldichein. — Junge oder auch wohl alte Herren benutzen die Gelegenheit, ihren hübschen oder gefälligen Freundinnen Geschenke zu machen, neue Bekanntschaften werden geschlossen, alte fester geknüpft, und während dieser Promenaden und unter dem Gewühl der Käufer auf dem Maibaum- und Blumen-

markt versammeln sich Kreise von Neugierigen um verschiedene Musikanten, welche ihre Plätze mitten darunter genommen haben.

Dies sind die einzigen Volksmusikanten, welche ich sah. Gewöhnlich sind sie blind und alt, jeder eine Art Vater Berg, wie ihn Bellmann besingt, dem ein solcher Fiedler zum Vorbild diente. Mit ihren kleinen Geigen unter einem heillosen Charivari von Mißtönen stehen sie hier nahe bei einander, denn der Markt am Ridderholm ist nicht groß. Ein halbes Dutzend dieser Virtuosen kratzt aus Leibeskräften, und singt dazu oder spricht vielmehr ein Lied, meist eine Ballade oder eine schreckliche Geschichte, die ein Dorfdichter von irgend einem verruchten Räuber oder Mörder gemacht hat; zuweilen aber soll man auch wirklich uralte Volkslieder und Sagen von diesen wandernden Musikanten hören, die, durchs Land ziehend von Hof zu Hof die Bauern damit erfreuen. Es gibt noch alte Wickingerlieder und Zaubergesänge, mit denen die bösen Huldras oder Nixen verjagt werden sollen, die das Vieh mit ihrem Ruf toll machen; auch gibt es alte Heldenlieder und Sagas von Recken und Berserkern oder Sagas von Meerkönigen und Wasserfeien, und ich selbst besitze einige derselben, durch die Gunst einer liebenswürdigen Freundin, welche ihre Kindheit in den romantischen Bergen von Småland verlebte, wo die Wald- und Wassergeister noch immer alle Wälder und Wasserfälle bewohnen. Indeß sind

diese alten Volkslieder denn doch nur gering an Zahl im Munde des Volks, und was die neuen Poeten geschaffen haben, erreicht das Volk meist nicht, das jetzt ganz anders, wie in alter Zeit zu arbeiten und sich abzuplacken hat, als damals, wo die Helden seiner Lieder aus ihm hervorgingen. Die Masse des deutschen Volks weiß auch jetzt meist noch nicht, daß einmal ein gewisser Göthe oder Schiller, Herder oder Wieland, gelebt haben, geschweige denn, was in neuerer Zeit an großen Poeten dazu gekommen, eben so wenig weiß das schwedische Volk etwas von Tégnér oder Geijer, und wer sonst noch in Schweden als berühmter Dichter gilt. Die Zeit soll erst kommen, wo die Völker ihre Dichter kennen lernen, da sie jetzt noch immer nicht über einen mehr oder minder engeren exclusiven Kreis sogenannter Bildung hinaus gehen, der allerdings ein gemeinsamer ist, so daß ein Spanier oder ein türkischer Effendi Schiller besser kennen kann, als ein königlich preußischer Dorfschulmeister, dem es obenein jetzt von Staatswegen verboten ist, sich mit solchen unchristlichen Poeten abzugeben. Das Volk hört überall seine Bänkelsängerlieder noch immer am liebsten und hier auf dem Mittsommermarkt stand es andächtig in dichten Haufen um die blinden Fiedler, und opferten ihnen gern seine Schillingsstücke für das schauerliche Gekrächz ihrer haarsträubenden Kunstgenüsse. Uebrigens ist es merkwürdig, wie manche deutsche Lieder ins schwedische Volk

gekommeu sind, wie z. B. Bürgers Leonore, die unter dem Namen: die Geisterbraut übersetzt ist und von den Bauern gesungen wird. Erst als es beinahe Mitternacht war, und ein lang drohender Regen zu fallen begann, machten sich Künstler und Kunstrichter, Käufer und Verkäufer davon, und der Markt nahm ein vorzeitiges Ende. Er wurde jedoch am nächsten Tage mit den übrig gebliebenen Resten der Festherrlichkeiten, wie auch von den blinden und lahmen Künstlern fortgesetzt, die mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ihr Saitenspiel handhabten, und mit denselben heiseren Branntweinskehlen es begleiteten.

In Stockholm finden für diesen großen Festtag keine anderen Festlichkeiten statt, als daß man die Zimmer mit Maibäumen und Blumen putzt und sich bei Tische nach Kräften gütlich thut, wer aber irgend eine befreundete Familie auf dem Lande hat, feiert dort die Freudennacht und wird dazu auch gewiß eingeladen; denn es ist Sitte dies zu thun. Auf dem Lande ist überall Tanz und Schmauß. Die Mädchen sind geschmückt mit Bändern und Ketten, jeder Anbeter sucht seiner Schönen zu gefallen. Die jungen Leute ziehen umher in der Nachbarschaft, jeder Hausherr bewirthet seine Diener, aber auch Alle, die in sein Haus kommen, um seinen Baum sich sammeln. Die Herrschaften selbst und ihre Gäste aus der Nähe und Ferne nehmen Theil an dem Vergnügen. Man backt und brät dazu aus Leibes-

kräften, und für starke Getränke, je nach den Verhältnissen des Hauses, wird überflüssig gesorgt. Da kommt es denn freilich oft, daß die Köpfe sich noch mehr drehen als die Beine, und bis der helle Tag wieder da ist, wird an kein Aufhören gedacht; ja häufig wird an manchen Orten auch die nächste Nacht noch hinzugefügt. Es ereignen sich daher auch wohl manche Scenen, welche sich sonst nicht ereignen würden, aber ein weiteres Wunder offenbart sich später an dem Segen der reichlich im März gebornen Kinder, welcher diesem der Fruchtbarkeit der Erde geweihten Feste besonders zugeschrieben wird.

Leider war in diesem Jahre der Vater alles Lebens dieser Freudennacht nicht günstig. Ich war eben auf der Reise, um einer Einladung unter den Maibaum Folge zu leisten, als er alle Schleusen seines Himmels öffnete und eine wahre Sündfluth herabschickte, welche mehrere Tage lang ununterbrochen anhielt. Schlimmeres konnte den Schweden nicht geschehen. Neidisch, das wußten die Alten schon, waren auch ihre Götter, aber dem Christengotte traut man schon eher ein fühlendes Herz zu. Diese Unbarmherzigkeit war empörend, und mehr Vorwürfe und Grobheiten hat der ehrwürdige Herrscher über den grauen Wolken gewiß seit langer Zeit nicht zu hören bekommen, wie diesmal von seinen aufgebrachten Kindern in Schweden, welche gern eine Revolution gegen ihn gemacht hätten, wenn man nur wüßte, wie das anzufangen wäre.

4.

Die Studentenfeste. Scandinavische Union. Die nordischen Sprachen.

Während des Juni wurden in Stockholm und in Upsala aber in diesem Jahre besondere Feste gefeiert, wie sie bisher selten vorgekommen sind, vielleicht auch so bald nicht wiederkehren. Ganz im Gegensatz zu dem uralten heidnischen Mittsommerfest, waren es Feste vom neuesten Styl und Geschmack, und wenn an jenem das eigentliche Volk den allermeisten Antheil nimmt, so war es bei diesem meisthin nur ein verwunderter Zuschauer und überließ Lust und Antheil denjenigen, die da obenan stehen und gewöhnlich der denkende Theil der Nation genannt werden, abgesehen von der Richtigkeit dieser Behauptung aber jedesfalls zunächst dafür bezahlen können. — Es ist nämlich vor ungefähr zweimal zehn Jahren von der dänischen

studirenden Jugend die Idee einer Verbrüderung der drei nordischen Reiche mit vielem Eifer ergriffen worden und mit richtigem politischem Takt und aller nöthigen Begeisterung wurde als Ziel die Wiederaufrichtung einer „scandinavischen Union" proclamirt. Die erste scandinavische Union, welche die herrschsüchtige Margarethe von Dänemark 1397 zu Stande brachte, war zwar höchst unheilsvoll für die drei Reiche ausgefallen. Norwegen hatte seine Selbstständigkeit auf mehr als vier Jahrhunderte dadurch verloren, bis es im Jahre 1814 wieder frei von dänischer Herrschaft wurde. Schweden blieb unter dänischer Oberhoheit bis zum Jahre 1523, wo Gustav Wasas Empörung es losriß. Seit dieser Zeit war durch eine Reihe von Kriegen der Haß der beiden scandinavisch-germanischen Stämme fortgesetzt gereizt worden und Vieles hinzugekommen, um einen Nationalhaß daraus zu machen. Die Eroberungs- und Heldenzeit der Dänen wurde von den Schweden beendigt, deren gewaltige Könige, besonders im Laufe des 17. Jahrhunderts, Dänen, Russen und Polen überwanden, den Dänen vornehmlich Alles abnahmen, was diese noch von schwedischem Land auf der scandinavischen Halbinsel besaßen und ihnen überdies bedeutende Stücke von Norwegen entrissen, wie Jemtland, Herjedalen und Bleckingen, die noch jetzt zu Schweden gehören. Damals verloren die Dänen auch Halland und Schonen, d. h. den südlichen Theil des jetzigen Schwe-

dens, der den dänischen Inseln gegenüber liegt, und dessen Einwohner noch heutigen Tages von den Schweden eben so wenig als rechte Schweden anerkannt werden, wie sie selbst sich dafür halten. Die Dänen wurden auf ihre Inseln gedrängt, und wenn der kühnste und tapferste aller schwedischen Könige, Karl der Zehnte, nicht vorzeitig gestorben wäre, würde es wahrscheinlich damals aufgehört haben, ein dänisches Reich zu geben.

Seit dieser Zeit wurden die bedrängten Dänenkönige um so eifriger Rußlands Bundesgenossen. Ihre Verwandten kamen auf den russischen Thron und die russische Politik war bemüht, sich am Sunde festzunesteln, um in den Kämpfen gegen die Schweden immer einen bereitwilligen Helfer bei der Hand zu haben. Daher sagt ein schwedisches Sprichwort, daß, sobald der russische Bär Miene machte, über den schwedischen Löwen herzufallen, immer auch der dänische Hund da war, um diesem hinterrücks in die Beine zu beißen, und man kann denken, daß wo dergleichen sprichwörtliche Redensarten gäng und gebe sind, keine besondere gegenseitige Zärtlichkeit zu finden ist. Auch die Norweger hatten es nicht vergessen, was die Schweden ihnen abgenommen. Oftmals waren diese in ihr Land gefallen und hatten Miene gemacht, ganz Norwegen zu verspeisen. Falsch wie ein Schwede sein, hört man noch jetzt zuweilen im Munde der Norweger, es war daher gewiß

keine leichte Aufgabe für die Dänen, einer scandinavischen Verbrüderung und scandinavischen Unionsgefühlen bei so feindlich gesinnten Nachbarn Eingang zu verschaffen. Anfangs schien es auch wenig zu glücken, und die ersten von den Dänen ausgeschriebenen Einladungen an die studirende Jugend in Schweden und Norwegen hatte besonders bei den Letzteren sehr geringen Erfolg.

Die politischen Zustände der drei stammverwandten Nationen waren sich auch keineswegs gleich, so auch ihre gesellschaftliche Organisation wesentlich verschieden. In Norwegen giebt es keinen Adel und sehr wenige große Grundbesitzer, die obenein gar kein politisches Vorrecht genießen. Der Bauer ist in Norwegen Herr, und ich werde später zeigen, wie überwiegend er dies geworden, da die wenigen Städte ihm kein Gegengewicht halten konnten. Diesem Lande voll freier Bauern gegenüber, das so selbstständig, mißtrauisch und in sich abgeschlossen ist, steht Schweden mit einer alterthümlichen, vierständigen Verfassung, mit deren Hülfe Adel und Priesterschaft die übermächtigen Stände sind. Der zahlreiche Adel ist eben so zähe in Erhaltung seiner Privilegien, wie die mächtige Geistlichkeit, und beide vereinigt, üben einen bestimmenden Einfluß auf die Regierung aus. In Dänemark endlich herrschte bis vor wenigen Jahren der väterliche Absolutismus, welcher alles Mögliche gethan zu haben glaubte, wenn er

sich bis auf den Standpunkt der berathenden provinzialständischen Monarchie erhob, die jedoch von der dänischen Presse, welche, wenn auch überwacht, so doch censurlos war, fortgesetzt angegriffen und untergraben wurde. — Die scandinavische Union sollte nun als erstes Ziel alle drei Völker zu einer gleichmäßigen, bürgerlichen, natürlich demokratischen Freiheit führen. Norwegens Freiheit schwebte dabei den Schweden und Dänen vor, und warum sollte sich die Jugend nicht für ein so schönes Ziel begeistern, das Frieden und Freundschaft, gleiche Freiheit und gleiche Rechte, Einigkeit und Brüderlichkeit über den ganzen germanisch-scandinavischen Norden bringen sollte.

Die Regierungen hinderten diese Bestrebungen nicht geradezu, aber sie begünstigten sie Anfangs auch nicht. Bei den Dänen entwickelte sich jedoch damals mit steigender Heftigkeit der Streit um die Erbfolgefrage in den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein. Die Herzogthümer vertheidigten mit nicht minderer Hartnäckigkeit ihre Trennung von den Dänen, mit denen sie nur durch Personalunion verbunden zu sein behaupteten, wie die Dänen die Einverleibung der Herzogthümer auf ewige Zeit als unverrückbare Thatsache erklärten. Der Bürgerkrieg wurde mit allen Mitteln vorbereitet. In Deutschland regte sich die Theilnahme für die bedrohten Deutschen, die Dänen dagegen suchten diese bei den sprachverwandten Schweden und Norwe-

gern, und dieselbe Presse, welche den scandinavischen Bund forderte, predigte den wildesten Deutschenhaß und rief den Scandinaviern zu, daß die Dänen ihnen Schleswig als Morgengabe für diesen Bund mitbringen würden.

Um den bestrittenen Besitz des Herzogthums Schleswig handelte es sich ganz besonders, und je mehr die öffentliche Meinung in Dänemark Partei nahm, um so weniger konnte die Regierung gegen die patriotische Presse eingreifen. Endlich ließ der schwache König, Christian der Achte, sich zum vollständigen Bruch mit den Herzogthümern durch den bekannten offenen Brief bestimmen, in welchem er, allen früheren heiligen Zusicherungen entgegen, den Herzogthümern ihre Rechte absprach. Gleich darauf starb er, und nun folgten die unheilsvollen Begebnisse und blutigen Kämpfe, in deren Folge Schleswig-Holstein den Dänen endlich von den deutschen Cabinetten zurückgeliefert wurde. An diesen Kämpfen hatten sich manche Schweden und Norweger betheiligt und in den dänischen Reihen gefochten. Mittelst dieser Waffenbrüderschaft wurden die einigenden Fäden aber eben so wohl stärker, wie die Abneigung gegen Deutschland wuchs. Die gesammte Presse in Schweden und Norwegen nahm entschieden für die Dänen Partei und vertheidigte deren Rechte, und von dieser Zeit ab wurde es Mode, den Scandinavismus mit einer gehörigen Portion Deutschenhaß zu bezuckern. Am vorurtheilsfreisten

blieben immer noch die Norweger, weil diese den Dänen am wenigsten trauten und die meisten Gründe hatten, gegen das neue Scandinavien vorsichtig zu sein; allein es läßt sich nicht läugnen, daß dies Anfangs viel verspottete Utopien seit 1848 überall in den Gemüthern Wurzel gefaßt hat, und während der letzten Jahre sind Verhältnisse eingetreten, welche dem Studentenbund eine Wichtigkeit und Bedeutung gaben, die von manchen erzgescheuten Leuten nicht geahnt wurde.

Die Staatsmänner in Dänemark und Schweden hatten Anfangs über die romantischen Pläne der studirenden Jugend und der Literaten eben so verächtlich die Achseln gezuckt, wie ihrerseits die deutschen Staatsmänner, als die Demagogen nach den Befreiungskriegen auf den deutschen Universitäten auftauchten, welche nach einem deutschen Kaiser für ein einiges Deutschland schwärmten. Sie würden auch ohne Zweifel mit diesen hier ebenso umgesprungen sein, wie man mit den deutschen Wartburgs- und Hambacher Festtheilnehmern umsprang, wenn dies möglich gewesen wäre. Allein die Lage der Dinge war hier im Norden eine Andere und die gesetzlichen Zustände nicht für Gewaltschritte geeignet. Mit dem Jahre 1848 kamen die Dänen zur demokratischen Monarchie, und aus den inneren Kämpfen der letzten Zeit trat diese so entschieden siegreich hervor, daß sie, wenigstens so lange der jetzige König von Dänemark lebt, gesichert scheint, da dieser Fürst sich mit sei-

nen demokratischen Rathgebern völlig einverstanden erklärt hat.

Dieser Ausgang der Dinge ist auch entscheidend für den weiteren Erfolg der Unionspläne gewesen. Die Rathgeber des dänischen Königs, seine Minister und Umgebungen sind Beförderer und Anhänger derselben geworden, und die Verhältnisse sind derartig umgewandelt, daß nicht mehr die heißblütige Jugend von einer Vereinigung der drei Reiche träumt, sondern gewisse Zukunftsplane der leitenden Staatsmänner sich alles Ernstes damit verbinden. Ich werde in Dänemark darauf zurückzukommen haben, vorläufig mag man sich erinnern, daß der dänische König kinderlos ist, auch keine Leibeserben zu erwarten hat, der Thronfolger aber, welcher die bestehende Verfassung nicht einmal bindend anerkennen wollte, eben so wenig beliebt ist, wie sein Erbe, der Herzog von Glücksburg, Prinz Christian zu Dänemark, den die Londoner Conferenz als zukünftigen König der Dänen bestimmte.

Eine andere bedeutungsvolle Veränderung war mit der scandinavischen Verbrüderung in Folge den letzten großen politischen Ereignisse vorgegangen, durch welchen Frankreich und England mit den Russen in hartem Kampf geriethen. Zu Anfang desselben glückte es der russischen Politik, den schwedischen König zu einer Neutralitätsakte zu bringen, welche Dänemark gleichzeitig unterzeichnete; denn in Copenhagen war damals das

Ministerium Oersted auf dem besten Wege, die demokratische Verfassung zu stürzen und die alte Monarchie herzustellen. Die unverhüllten russischen und absolutistischen Sympathien des dänischen Cabinets erbitterten die demokratische Partei auf's Aeußerste und regten sie zu dem entschlossensten Widerstande an. In Schweden, wo der tiefste Haß gegen Rußland im ganzen Volke so ausgesprochen ist, daß z. B. erst vor einiger Zeit, als ein russischer Admiral, ein Herr von Glasenapp, der als diplomatischer Agent auch in Dänemark während des Kriegs mit den Herzogthümern eine Rolle spielte, nach Stockholm in ähnlicher Eigenschaft gesandt wurde, Niemand ihn in Wohnung nehmen und selbst die Lastträger seine Effekten nicht fortschaffen wollten, als sie vernahmen, wer er sei, wirkte die vom Könige angenommene Neutralität nicht weniger mißmuthig. Dennoch muß man eingestehen, daß König Oscar mit eben so vieler Besonnenheit, wie Weisheit verfuhr, denn Schweden war durchaus auf keinen Krieg vorbereitet. Die Zustände des Heeres, dessen Bewaffnung, Kriegsfähigkeit, Ausrüstung befanden sich in langer Vernachlässigung, und wie die Geschichte bewiesen hat, war dieser ganze Kampf der beiden Westmächte nichts als ein Kabinetskrieg, den man vergebens mit dem pomphaften Namen, daß er im Interesse der Civilisation unternommen sei, behängte. Die ungeheuersten Opfer an Gut und Blut wurden von den Nationen verge-

bens gebracht. Der Beherrscher Frankreichs schloß einen gänzlich unerwarteten Frieden, als seine Berechnungen darin stimmten, und England mußte wohl oder übel ihm dabei helfen. Was würde aus Schweden geworden sein, wenn es den französischen Aufforderungen Gehör gegeben hätte? Kam es auch in einem Friedensschlusse mit heiler Haut davon, so würde es doch jedenfalls alle Leiden des Kriegs empfunden haben und der unversöhnlichen Rache des gewaltigen Nachbars für das nächste Mal gewiß gewesen sein. Einen Anlaß dazu hat Schweden aber dennoch als Andenken auf den Weg bekommen, da es bekanntlich Frankreich und England gelang, einen Vertrag in Stockholm abzuschließen, durch welchen der König von Schweden sich verpflichtet, keinen Gebietstheil an Rußland abzutreten, die beiden Mächte aber versprechen, ihn jederzeit dabei zu schützen.

Es versteht sich eigentlich ganz von selbst, daß die schwedische Regierung Rußland nichts abtreten wird. Land und Leute genug hat es schon an den Russen verloren. So war dieser Vertrag denn eine ganz unnöthige Herausforderung, welche Schweden in eine schiefe Stellung zu Rußland brachte, das auch mit seiner gerechtfertigten Empfindlichkeit nicht zurückhielt. Bekanntlich sucht Rußland längst von Schweden einen Hafen an dem eisfreien Warangerfjord mittelst Ueberredung aber durch Kauf oder durch allerlei Grenzstreitigkeiten zu erlangen, womit sich der Plan verknüpft, die nor=

wegischen Finnmarken mit ihren vortrefflichen Häfen und reichem Fischfang endlich ganz in die immer geöffnete Tasche zu stecken, wo so viel fremdes Eigenthum schon sicher untergebracht wurde; die Ansicht, daß über lang oder kurz Rußland, das zu warten versteht, seine Plane ausführen werde, daß es diese gewiß nicht aufgegeben hat und die Besitzgarantie der Westmächte nur so lange etwas werth sei, als beide einig sind, hat im ganzen Norden Anklang und Wiederhall gefunden. Die Furcht vor Rußland ist allgemein und wird von mancher Seite her vielleicht aus sehr unlauteren Absichten genährt; aber es ist gewiß, daß die Regierung mit vollen Segeln darauf lossteuert, Heer und Flotte auf einen respektablen Stand zu bringen, und daß die Idee der scandinavischen Union mit dem Blick auf das, was von Rußland drohen kann, in den Augen aller Parteien eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat.

Die Dänen hatten mit ihrer Verbrüderung vom Anfang an im Sinn, sie gegen Deutschland zu gebrauchen und sich nöthigenfalls Schleswig damit zu sichern, die Schweden und Norweger sehen jetzt in ihr das einzige mögliche Mittel, dem russischen Koloß Widerstand zu leisten. Schweden allein vermag dies eben so wenig, wie jedes der beiden anderen Reiche, zusammen aber sind es sechs Millionen Scandinavier, die mit ihren Flotten und Heeren und ihrer in so vielen

Kämpfen bewiesenen ruhmvollen Tapferkeit auch vor großer Uebermacht sich zu schützen vermögen.

Um solcher wackerer Zwecke, um Haus und Familie und das Vaterland vor Barbarei und Knechtschaft zu bewahren, verdient die Verbrüderung eben sowohl die lebendige Theilnahme auch des deutschen Volks, wie sie als Versuch, Frieden und Einigkeit verwandter Stämme zu begründen und einen föderativen Staatenbund freier Völker aufzurichten, nicht weniger von hohem Interesse für alle europäischen Völker ist. Allerdings ist es wahr, daß die Dänen noch immer die Spitze ihrer Pläne mit dieser dereinstigen Union auf Deutschland richten und ein rüstiges Werkzeug daran zu haben glauben, um, wenn es wieder einmal gilt, das ganze Scandinaventhum gegen die deutschen Bajonnette zu führen; allein ich will doch gleich hinzusetzen, daß gegen diese dänischen Fanatiker auch eine sehr große Zahl besonnener Stimmen sich erheben.

Es ist kläglich genug, daß in Deutschland der Haß gegen das demokratische Dänemark angeschürt werden muß, weil die regierende ultradänische Partei nicht aufhört, die Rechte der deutschen Provinzen zu unterdrücken; somit ein anderes Verhalten der deutschen Demokraten und Liberalen unmöglich macht. Jeder freiheitsliebende Mann muß trauern, wie damit dem Absolutismus in die Hände gearbeitet wird; was würde jedoch die Folge sein, wenn es einmal dahin käme,

daß die verbundenen Scandinaven gegen Deutschland kämpften?! Im allerbesten Falle würden auch die Sieger tiefe Wunden davontragen, und Niemand hätte sich die Hände zu reiben und Beifall zu klatschen, als Rußland und das europäische Russenthum. Das sehen viele schwedische und norwegische Männer, und selbst der vernünftige Theil der Dänen ein. Sie wünschen daher Versöhnung mit Deutschland, wünschen eine verständigende Vermittelung über das streitige Schleswig, und sagen, wie ich selbst bezeugen kann, es den Dänen unumwunden ins Gesicht, daß aus der Union nichts werden könne, wenn nicht das verwandte, mächtige Deutschland eine Stütze dafür geworden. Bei dessen jetziger politischen Gestalt und Lage sei dies freilich nicht zu erwarten, allein man meint im Norden häufig so ziemlich dasselbe, was man in England von den gegenwärtigen Zuständen des Continents urtheilt. Es kann weder in Frankreich, noch in Deutschland immer so bleiben, heißt es da, denn so große Kulturvölker, auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, können unmöglich dauernd den Despotismus ertragen, der sie jetzt erdrückt. Anderseits freilich ist die Deutschenfresserei noch immer im besten Gange, und mehr als ein spaßhaftes Exemplar von echten Scandinaven ist mir vorgekommen, das bei jedem Frühstück ein paar Dutzend dieser deutschen Sclaven zu Ragout zerhackt, verschluckte, und deren Appetit nach deutschem Blut und Fleisch

wahrhaft lebensgefährlich komisch war. Das sind jedoch Auswüchse. Die Hauptsache bleibt, daß gerade bei den Festen in Upsala und Stockholm die Dänen sich überzeugen mußten, wie ihr besonderer Plan mit dem Scandinavismus weit ab vom Gelingen ist, und ich will hier, ehe ich etwas von den Festen selbst sage, die schwedische und norwegische Meinung einflußreicher Führer angeben, wie sich diese gegen mich aussprachen, und wie sie auch den Dänen durchaus nicht vorenthalten wurde.

Schweden sowohl wie Norwegen sind im Voraus schon mißtrauisch, daß die Dänen, wenn es wirklich zu einer Union kommt, darin den ersten Platz einnehmen, und die Hegemonie im Bunde an sich reißen werden. Dies Mißtrauen ist auch insofern gerechtfertigt, als die Dänen durch die Lage ihres Landes eben so wohl allen europäischen Bewegungen näher stehen, wie sie durch Bildung, geistige Beweglichkeit und Klugheit oder Schlauheit, in Benutzung aller Umstände, auch bei den nordischen Völkern den Ruf erlangt haben, geriebene Bursche zu sein, die das Gras wachsen hören. Geschmeidig und eitel wie ein Däne sein, oder wie ein Däne zu lispeln, sind Redensarten, die man oft hört, aber man kann nicht läugnen, daß in Kopenhagen die meiste allgemeine Bildung eben so wohl zu finden ist, wie an Kunst und Wissenschaft die Dänen den drei Nationen voranstehen. Sie haben das vor-

herrschend weltmännische Wesen, und sind die Diplomaten des scandinavischen Nordens; geschickt im Unterhandeln, und wohlbewandert in der Kunst, alle Vortheile zu benutzen, dabei voll Selbstgefühl, ruhmbegierig und vaterlandsliebend, tapfer und herrschsüchtig; kurz, man kann sich vor ihnen in Acht nehmen, das wissen Schweden und Norweger fast noch besser, als wir. Die Schweden sagen daher: Wir werden uns hüten, einen Bund mit den Dänen zu schließen, bei dem wir voraussehen können, daß sie uns zuletzt als Vasallen behandeln oder in ihre Tasche stecken wollen. Dänemark ist ein halb deutsches Land, es muß erst ein ganz scandinavisches werden. Die deutschen Herzogthümer Holstein und Lauenburg muß es vollständig von sich abthun und aufgeben, über Schleswig aber muß es sich mit den Deutschen einigen. Die deutsche Hälfte von Schleswig gehört ihm nicht, auch diese muß wegfallen; wir können keine deutsche Bevölkerung brauchen, die nicht zu uns gehört, auch nicht zu uns gehören will. Ist Dänemark auf diese Art geschmälert, — und wir wollten, es behielte nichts als die Inseln — so kann es nicht mehr daran denken, die erste Rolle spielen zu wollen. Es muß dann den dänischen Hochmuthskitzel von selbst fallen lassen, und muß seinen Schwerpunkt bei uns suchen, bei Schweden. Daher ist es für uns unerläßliche Bedingung, darauf zu dringen, daß die Dänen sich nicht für die Ersten und

für die Seele des ganzen Körpers halten. — Aehnlich hörte ich von Norwegern erklären: Die Dänen sind es, die das neue Schiff gebaut haben und uns einladen, es mit ihnen gemeinsam zu bemannen, allein sie müssen nicht denken, das Steuer zu führen und uns zu fahren, wohin es ihnen beliebt. Wir stehen auf festem, sicheren Boden, wissen, was dänische Vormundschaft zu sagen hat, und sind nicht gewillt, uns jemals wieder dergleichen auszusetzen. Zunächst müssen die Dänen ihr Staatsschiff aus den Klippen und Strudeln herausbringen, die es jetzt umgeben, dann wollen wir weiter sehen, was geschehen kann. Die Union ist gewiß vortrefflich, wir wollen sie nicht zurückweisen, unsere Jugend nimmt lebendigen Antheil daran; allein sie muß uns nicht etwa statt größerer Sicherheit und Frieden, Unsicherheit und Feindschaft bringen, sonst ziehen wir es vor, lieber das zu behalten, was wir haben.

Man sieht, daß, ehe das Kind geboren ist, die Pathen sich schon an der Wiege mit sorglichen Augen betrachten, und wenn nicht eben mancherlei Umstände hinzu kämen, welche für den Erfolg sprächen, sollte man denken, was noch jetzt nicht wenige Männer in den drei Landen meinen, es sei überhaupt wenig Ernst dahinter, und könnte höchstens eine Fehlgeburt oder Mißgeburt dabei heraus kommen.

Vorläufig sind es allerdings nur Studentenfeste,

welche in Christiani, in Kopenhagen und in Stockholm abwechselnd gefeiert wurden, aber nicht allein nehmen die denkenden Köpfe, und selbst die Massen immer mehr daran Theil, auch die Regierungen unterstützen sie und die gekrönten Häupter stellen sich an die Spitze. Dies ist in diesem Jahre bei den Festen in Stockholm zuerst geschehen. König Oskar hat die Dänen und Norweger in seinem Schlosse bewillkommt, den gesammten Studenten ein Fest in Drottingholm gegeben, und ihnen mehrere Reden gehalten, welche freilich durchaus nicht politisch anklangen, aber doch merkwürdig genug waren. Es ist kein Geheimniß, was diese Studentenzüge bezwecken, daß sie darauf hinausgehen, die gegenwärtigen Staatszustände umzuwandeln, einem neuen Staatsleben den Weg zu bahnen. Ganz ohne Zweifel muß bei einer Union, wie die beabsichtigte, das alte schwedische Staatsgebäude, wie es jetzt ist, über den Haufen geworfen werden. Dennoch aber empfängt der König diese jugendlichen Staatsumwälzer mit Freudenbezeugungen, heißt sie willkommen und hält ihnen vor, wie schön es sei, daß sie sich gegenseitig kennen lernten, und welchen erfreulichen und wohlthätigen Einfluß es haben werde, wenn sie später im Staatsdienst und in mancherlei verschiedenen Lebensverhältnissen ihre geschlossene Freundschaft zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes anwendeten. — Zuletzt schickte der König durch diese Studentenschaar seine Grüße an seinen ge-

liebten königlichen Freund und Bruder in Kopenhagen und ein, durch seine republikanische Gesinnung und seinem Ultradänenthum wohlbekannter talentvoller Journalist, Herr Ploug (Plau), Redacteur der Zeitung Fädrelandet wurde der postillon d'amour und richtete diese Grüße aus, als König Friedrich in Kopenhagen ebenfalls die heimkehrenden Studenten festlich bewirthete.

Beide Könige haben somit dem Scandinavismus ihre Huldigungen diesmal dargebracht, was in Stockholm selbst so viele Verwunderung erregte, daß man mit noch größerem Recht sich auch in Deutschland darüber wundern kann. Denn welcher deutsche Fürst würde wohl in seiner Hauptstadt nicht allein Studentenzüge aus den gesammten deutschen Universitäten dulden, sondern sie auch bewirthen und endlich seine geliebten sechs und dreißig Brüder ergebenst grüßen lassen? Ich weiß nicht, welcher Grund vorhanden sein müßte, um eine solche Versammlung in Deutschland nicht durchaus unstatthaft und gesundheitschädlich zu finden, und obgleich unsere Studenten jetzt in der großen Mehrzahl gewiß nicht mehr den Wartburgs und Hambacher Festhelden gleichen, vielmehr jene Zeiten der Universitätsdemagogie vorüber sind und ins Gegentheil umschlugen, so würden doch selbst den glorreichen Heidelbergern u. s. w. Landsmannschaften solche Züge nicht gestattet werden. Es gab daher auch manche Leute in Stockholm, welche allerlei ungereimte Geschichten zusammen reimten, die ich

hier anführen will, nur um zu zeigen, wie weit sich die Combinationen über die Zukunft des Scandinavismus versteigen können. Der König von Dänemark, sagte man, hat keinen leiblichen Erben seiner Krone, diejenigen aber, welche die europäische Politik dafür bestimmte, sind ihm keineswegs angenehm, noch weniger sind sie es dem dänischen Volke. Dagegen hat der König von Schweden mehr als einen Sohn, und es ist bekannt genug, daß der Kronprinz, welcher kürzlich nach Norwegen als Vicekönig gesandt wurde, ein eben so stattlicher und kriegerisch gesinnter junger Herr ist, wie er durch offenes und freundliches Wesen die Herzen des Volks für sich zu gewinnen versteht. Wenn dieser Kronprinz nun vom Könige von Dänemark adoptirt würde, wären dann nicht ohne alle Mühe alle drei Kronen auf seinem Haupte vereinigt? Freilich wäre dies ganz gegen das Londner Protokoll und gegen den Willen der hohen europäischen Politik, aber läßt es sich nicht denken, daß Umstände eintreten können, wo die Großmächte nicht mehr so einig sind, als damals? Wäre ein vereinigtes Scandinavien unter einem Herrscher nicht eine starke Vormauer gegen Rußland? Wäre dies nicht dadurch verhindert, sich endlich doch des Sundes zu bemächtigen? Haben daher England und auch Frankreich nicht ein politisches Interesse, eine solche Verschmelzung der drei Kronen zu begünstigen? Und wenn es wahr ist, daß der jüngere Sohn des Königs,

Prinz Oscar, eine napoleonische Prinzessin heirathen soll, dem Prinzen Napoleon aber die einzige Tochter des Königs Oscar zugedacht ist, liegt es dann nicht im Familieninteresse des Beherrschers der Franzosen, das neue Scandinavien kräftig zu unterstützen, obenein, da der Kronprinz kinderlos ist, Prinz Carl also einst die dreifache Krone tragen würde. So phantasirte man damals in Stockholm, und wer weiß, was davon eines schönen Tages wahr wird! Es ist jedenfalls schon Manches in der Welt geschehen, was noch viel unglaublicher aussah, und wenn man auf das blickt, was in den letzten zehn Jahren sich wirklich und wahrhaftig begeben, kann man immerhin glauben, daß die hohe Diplomatie auch einmal aus diesem Norden von Dingen überrascht wird, wovon sie sich nichts träumen ließ.

Ganz Stockholm wurde durch die scandinavischen Studenten in gewaltige Aufregung gesetzt, und große Anstalten zu ihrem Empfange gemacht. Ein Schraubendampfer war von den Norwegern gemiethet worden, den Dänen hatte ihre Regierung einen Staatsdampfer zur Disposition gestellt. Beide Schiffe mit 600 jungen Scandinaviern besetzt, schwammen am 8. Juni in die Scheeren und wurden im Hafen von Stockholm von der dicht gedrängten Volksmasse mit Hurrahs, Tücherschwenken und Blumenkränzen empfangen. Besonders thätig waren die Damen dabei, und

rührend zu sehen, welche außerordentliche Theilnahme das schöne Geschlecht für die Studentenschaar an den Tag legte. In Stockholm hatte sich ein Comité gebildet, um die Masse der jungen Leute unterzubringen, wozu die vorhandenen Gasthäuser bei Weitem nicht ausgereicht hätten. Durch Unterschrift machten sich viele Familien und darunter manche vom ersten Range verbindlich, einen oder mehrere der Gäste aufzunehmen. Der König selbst ging auch hierbei mit seinem Beispiel voran, und bat sich, ich glaube, Dreißig aus; jede anständige Dame wollte ihren Studenten haben, so waren denn diese bald vergriffen, und manche Schöne seufzte vergebens nach einer weißen oder schwarzen Mütze. Die Studenten hielten sich vor der Hand nicht in Stockholm auf, sie zogen weiter nach Upsala, der acht Meilen entfernten Universitätsstadt, wo zunächst das Hauptfest gefeiert wurde. Ein Mälararm läuft bis dorthin; eine Anzahl Dampfer konnten somit leicht die zahlreiche Gesellschaft fortschaffen, und ihr schloßen sich so viele andere Theilnehmer an, daß in Upsala kein Unterkommen zu finden war, und nicht Wenige die Nächte in unbehaglicher Weise in Ställen und Scheunen zubringen mußten; aber was schadet das der Jugend-Begeisterung, waren doch die Tage um so belebter. Die Schaaren zogen hinaus zu den alten Königshügeln, wo einst Odins heiliger Tempel in dem blutigen Götterhaine stand, und wo früher schon

einmal ein solcher Festtag gehalten wurde. — Hier ward viel geredet, und darunter Manches, das bei uns einen gelinden Hochverraths-Prozeß bewirkt haben würde, darauf wurde viel gegessen und noch mehr getrunken, und nachdem die scandinavische Verbrüderung hiermit einen neuen festeren Kitt erhalten, kehrten die Studenten nach Stockholm zurück, um daselbst die Nachfeier würdig zu beschließen.

Am Abend erfolgte der Einzug, jedoch durchaus nicht nach deutscher Sitte und Weise. Deutsche Studenten hätten ihre Marschälle gehabt mit farbigen Binden, wo möglich auch mit Kanonenstiefeln und Sammtröcken, gewiß aber mit Fahnen und mit blanken Schlägern bewaffnet. Hier, wo man sich nicht schlägt, das Duell nicht kennt, eben so wenig aber besondere Verbindungen, Landsmannschaften u. s. w. hat, da sämmtliche Studenten vermeinen Landsleute zu sein, war von studentischem Pomp nichts zu merken. Es fehlte aber auch Musik und Gesang, Kränze und was sonst zu einem geschmückten Zuge gehört. Deutsche Studenten hätten es daran nicht fehlen lassen; sie hätten sicherlich ein patriotisches Lied gesungen, von denen wir so viele haben, ohne daß damit der rechte Patriotismus kommen will. — Auf dem Ritterholm waren viele Menschen zusammen gelaufen und bildeten ein Spalier, durch welches die scandinavische Jugend unordentlich daher spazierte, auch wohl dann und wann in Wagen verschiedener Art da-

herfuhr, doch nirgend empfing sie ein Freudengeschrei oder ein Hutschwenken. Das Ganze sah ziemlich trübselig, eintönig aus, nur hin und wieder gab der weibliche Enthusiasmus ein vereinzeltes Zeichen seiner Anwesenheit, indem da und dort ein blühender Fliederstrauß einem artigen Scandinavier auf die Nase fiel. — So bewegte sich der Zug denn stumm und still bis in die Stadt hinein, wo er sich zerstreute, um für den nächsten Tag einer Einladung des Königs nach Drottingholm zu folgen. Am darauf folgenden aber gab die Stadt oder vielmehr das Festcomité den Studenten ein Mittagsmahl im Thiergarten, in dem Kaffehause, das Hasselbacken genannt wird. In Deutschland hätte man vor allen Dingen einen Ball veranstaltet, und mit den stattlichen Freunden aus Norwegen und Dänemark gesprungen und gesungen, bis an den lichten Morgen; aber Tanz, Gesang und Musik sind hier nicht wie bei uns, die Begleiter solcher allgemeiner Festlichkeiten. Von großen Bällen ist überhaupt keine Rede, auch möchten sich wenige passende Lokalitäten dazu finden. Das Festcomité mußte das am besten wissen, als es die Festbewirthung im Freien wählte, vor allen Dingen aber mußte dazu gutes Wetter bestellt sein, und dies Wunder begab sich wirklich, nachdem am Tage vorher Sturm und Kälte die königliche Bewirthung in Drottingholm durchaus nicht begünstigt hatte. Mehre Menschen waren durch umschlagende Boote auf

dem Mälar ertrunken, und man bedauerte schon, daß alles mißglücken werde, allein der Himmel schützte das junge Scandinavien, und ließ am nächsten Morgen eine helle Sonne darüber aufgehen.

Da ich eingeladen war, an dem Feste Theil zu nehmen, machte ich mich zur rechten Zeit auf den Weg. Auf einen Festzug rechnete ich nicht mehr, nachdem ich gesehen hatte, wie wenig Sinn man hier dafür besitzt, allein ich konnte doch annehmen, daß das Comité sich mit einer glänzenden Festordnung anstrengen würde. Die Dalkullen und Rudermadams geriethen in einen hohen Grad angestrengter Aufregung, um alle Weißmützen und Schwarzmützen, Dänen und Norweger, sammt einer nicht minder großen Menge ehrbarer Menschen, in der weltüblichen Festgewandung des Fracks, mit spitzen, stumpfen, runden oder breiten, nach hinten herabhängenden Tuchlappen, über den Hafen in den Aufenthalt der Glückseligen zu schaffen. Es waren mehr als 1200 Theilnehmer des Festes vorhanden, und diese ganze Gesellschaft theilte sich in zwei Klassen verschiedenartiger Wesen; nämlich Wesen in Mützen, welche das Recht hatten, möglichst viel zu essen und zu trinken, ohne zu bezahlen, und Wesen in schwarzen hohlen Röhren oder Hüten, mit demselben Rechte, nur mit dem Unterschiede, daß sie freudevoll die gesammten Kosten deckten.

Das Festcomité hatte eine Festhütte vor dem Hause

bauen lassen, und diese mit schwedischen, dänischen und norwegischen Fahnen geschmückt, unter ihr aber standen lange gedeckte Tafeln mit einer Mannigfaltigkeit kalter Speisen und mit Flaschen des beliebten weißen oder rothen Getränkes, Wein genannt, besetzt. Diese Festhalle war jedoch viel zu klein, daher auch sämmtliche Räume des mäßig großen Hauses mit Tafeln voller Speisen und Getränke gefüllt, bald jedoch entstand aller Orten ein solches Gedränge, daß ein unbefangener Beobachter merken konnte, es werde, sobald das Signal zum Angriff erschallte, ein schreckliches Schlachten stattfinden. Man hatte zwar für jeden Raum eine bestimmte Anzahl Billete ausgegeben, allein, wer konnte das controliren. In den Zimmern wurde es entsetzlich heiß, die Sonne brannte auch auf das offene Zelt und zerschmolz die Crêmen, Salate und Zuckertempel mit vorzeitiger Vernichtungslust. Jeder, der es vermochte, rettete sich ins Freie, und auf der Vortreppe des Hauses, welche zugleich als Rednerbühne dienen sollte, entstand ein Ringen und Kämpfen um Luft und Licht, als wären zehn tausend Berserker aufgewacht. Das Festcomité erfuhr schon hierbei schlimme Beurtheilungen, und in Wahrheit hätte es größere Sorgfalt beweisen können. Die Lokalität paßte durchaus nicht, man hätte einen freien großen Platz im Thiergarten wählen sollen. Noch weniger paßte es für den Sinn dieser festlichen Verbrüderung, sich so abzusperren, daß die vielen tau-

send Zuschauer, welche außerhalb der Gitter bleiben mußten, gar nichts sehen oder hören konnten, was drinnen vorging. Am Nachmittage fand sich halb Stockholm im Thiergarten ein. Der große Weg hielt voll Equipagen mit Damen gefüllt, die Felsen über Hasselbacken waren von einer dichten Volksmasse eingenommen, allein von den exclusiven 12 oder 1400 Festessern und aller ihrer Rednerei, die bis zum späten Abend fortgesetzt wurde, war nichts zu sehen, nichts zu vernehmen. Polizeimannschaften hüteten den Eingang, und wiesen die neugierige, drängende Masse in so energischer Weise zurück, daß mir ganz vaterländisch dabei zu Muthe wurde. Welchen anderen volksfestlichen Ausdruck würde diese Versammlung erhalten haben, hätte das Volk Antheil daran nehmen können. Immerhin konnten gewisse Schranken gezogen sein, wenn man ein Gastmahl halten wollte, aber sich abzusperren, wie dies hier geschah, war durchaus gegen den Zweck des Ganzen. Trompeten gaben das Signal zum Anfange der Speisung, deren Verlauf ganz so ausfiel, wie überall, wo die Gäste an bereitstehende Büffets gewiesen sind, und Niemand weder einen Stuhl, noch einen bestimmten Platz hat. Nach den ersten schüchternen Versuchen erfolgte ein allgemeiner Generalangriff und Sturm. Jeder suchte einen Teller, ein Glas und ein Messer zu erwischen, jeder gabelte auf, was er erreichen konnte, und da eben weder von

Plätzen, noch von Stühlen die Rede war, suchte wenigstens jeder irgend einen Ort, wo er nicht allzu sehr gedrängt und gestoßen wurde, um in möglichster Eile zu verschlucken, was ihm sein gutes Glück bescheert. Es waren da verschiedenartige Fleischgerichte und Aspics, nebst nordischen Herrlichkeiten an Lax, Hummer und Pasteten, allein es zeigte sich sehr bald, daß die Festordner nicht bedacht hatten, was so viele Hundert rechtschaffene nordische Mägen zu leisten im Stande wären. Mit wunderbarer Geschwindigkeit verschwanden die Schüsseln des Genießbaren, und ließen kaum einige dürftige Spuren ihres irdischen vergänglichen Daseins zurück. Ihnen folgten die gefüllten Flaschen, die Kuchen und Baumkuchentempel, die Bowlen mit süßen Getränken, und wie der brüllende Löwe in der Wüste, der da umherirrt, suchend, wen er verschlinge, so sah man diese tapfere, scandinavische Jugend mit leeren Gläsern und Tellern durcheinander wühlend nach allen Tischen eilen, wo ihren spähenden Blicken sich noch einige lockende Aussichten enthüllten.

Es war ein Glück, daß dieser edle Wetteifer, welcher lebensgefährlich zu werden drohte, da so viele blanke Messer geschwungen wurden, eine andere Richtung erhielt, indem die Reden begannen, zu denen sich eine große Zahl Redner gemeldet hatte. Von der Vortreppe herunter hielt zunächst der Bürgermeister von Stockholm eine kurze Ansprache zur Bewillkommung,

welche sehr farblos unbedeutend lautete. Die Redner waren ersucht worden, sich aller politischen Anspielungen zu enthalten, und dies schien allerdings eine sehr weise Vorsicht, doch charakteristisch für die Verhältnisse. Man wollte nicht aufregen, nichts sagen, was irgendwo übel genommen werden konnte. Der König hatte die Gäste so freundlich empfangen, hatte ihnen erklärt, was der Zweck dieser Feste sei; zum Dank dafür konnte man doch nicht weitgreifende scandinavische Thesen behandeln oder gar Anspielungen auf Schwedens gegenwärtige Verhältnisse machen. Mit den Studenten waren aus Christiania mehrere Professoren und ältere Männer gekommen, aus Kopenhagen ebenfalls manche Journalisten, Reichstagsmänner uud sogar einige Secretaire der dänischen Minister oder Agenten des Herrn von Scheel. Ebenso fanden sich aus Upsala, Lund und Stockholm manche Herren von Namen, Rang und weißen Haaren hier beisammen, so auch die Redakteure der verschiedenen Stockholmer Zeitungen, und diese suchten vereinigt die Jugend im Zaume zu halten, und einen gewissen parlamentarischen Takt zu ermöglichen, was ihnen auch im Ganzen gelang. Einige dieser Tempelhüter jedoch brachen selbst die gezogenen Grenzen, und gaben Anspielungen zum Besten, die nicht wenig Beifall fanden. So trat denn auch der damalige Redakteur der schwedischen Zeitung, Oberst Hargelius, einer der Adjutanten des Königs, als Redner auf, und gab

das Signal zu obligater Deutschenfresserei, die natürlich auch diesmal, den Dänen zur Liebe, wie bisher bei keinem scandinavischen Feste fehlen durfte. Der martialische Zeitungsredakteur haranguirte die heißblütige Jugend, welche inzwischen mit neuen Bowlen und schwedischem Punsch versorgt worden war, mit einer Fülle patriotischer Erklärungen über die Bedeutung der nordischen Verbrüderung', und spielte eine Art Frag- und Antwortspiel mit ihr. Wollt ihr getreulich zusammen halten gegen die Feinde des Vaterlandes? schrie er von der Vortreppe herunter, so antwortet mit einem schwörenden Ja! — Nichts natürlicher, als daß ein vielhundertstimmiges Ja! erfolgte. Wollt ihr, was die Zukunft an Freude und Leid über uns bringen mag, redlich mit einander theilen? Ja! ja! — Und wenn wiederum die Dänen, unsere Brüder von einem übermächtigen Feinde überfallen werden, wollt Ihr ihnen helfen? — Ein donnerndes Ja! und jubelnder Beifall gaben dem Herrn Obersten und Adjutanten Sr. Majestät Antwort darauf. Daß die Dänen von den Deutschen überfallen wurden, ist eine allgemein beliebte Redensart, welche man überall zu hören bekommt, und ich muß wiederholen, daß im ganzen Norden fast nie ein Mensch, selbst unter den milddenkendsten, den Deutschen Recht geben wird. Höchstens meint Einer, das Unrecht liege auf beiden Seiten, und alle Klagen über die Gewalt, welche die Dänen noch jetzt in Schleswig-Holstein ge-

gen die deutsche Nationalität ausüben, werden schlechtweg als Uebertreibung, oder als Kleinigkeiten oder als deutsches Vorurtheil betrachtet. Die Höflichsten entschuldigen sich mit Unkenntniß der Rechtsverhältnisse.

Mit einer gewissen schmerzlichen Empfindung hörte ich diesen Hurrahruf gegen Deutschland, und von wem ging er aus? Von einem Offizier, der merkwürdiger Weise hier für die Union predigte und dabei Redakteur einer Zeitung war, die als Organ des schwedischen Junkerthums betrachtet wird. Svenska Tideningen ist wenigstens mit dem Gelde derselben gestiftet worden, steht so ziemlich der preußischen Kreuzzeitung gleich und hat zum Schutzpatron den einflußreichen und vielbekannten Präsidenten von Hartmannsdorf, der ungefähr dem preußischen Präsidenten von Gerlach, aus dem Braunen in's Blonde übersetzt, gleicht. Der Redakteur des Organs dieser russenfreundlichen absolutistischen Fraktion ließ sich herbei, Unionsgelüste zu verspüren, aber ich habe diese später mehrfach bei Männern aus demselben Lager angetroffen, so daß man zweifelhaft werden mußte, was eigentlich dahinter steckt. Denn unmöglich kann der schwedische Adel doch besonders lüstern sein, diese Union herbeizuwünschen, wenn er bedenkt, daß in Norwegen der Adel gänzlich abgeschafft, in Dänemark aller und jeder Vorrechte verlustig gegangen ist. Ueber kurz oder lang müßte er in Schweden doch dasselbe Geschick erwarten, da jede Verschmelzung der poli-

tischen Situation mit der jener beiden Demokratieen nothwendig die jetzigen staatlichen Grundlagen erschüttert.

Die vielen hundert Jünglinge, welche hier ihre Arme begeistert ausstreckten und gegen Unterdrückung und Gewalt, woher diese kommen möchten, freudig einzustehen gelobten, gewährten dagegen einen wohlthuenden Anblick. Was ist denn das Leben noch werth, wenn die Tage der Begeisterungsfähigkeit vorüber sind und nichts übrig bleibt, als das tödtende nil admirari! — Viele edle und schöne Gestalten voll Kraft und Jugendlust waren hier zu schauen. Die Norweger namentlich enthielten manche prächtige Menschen, aber auch unter den Schweden und Dänen fehlten sie nicht. Fehlt es uns denn aber in Deutschland an breiten Schultern und kühnen Augen mit geschwinden Blicken, wie die alten Sagen ihre tapferen Männer schildern. Es war ein trauriger Gedanke, zu denken, daß wirklich vielleicht einmal diese Kinder des stammverwandten Nordens mit Deutschlands Jugend auf einem blutigen Felde zusammentreffen könnten, was die Völker zu ihrem Heile verhüten mögen, denn ein solches Zusammentreffen kann nur ihr eigenes Unheil sein. Daher wünschte ich, der Herr Oberst Harzelius hätte etwas Besseres gethan, als Deutschenfresserei angeregt, oder es wäre Einer gekommen, der es ihm eingetränkt hätte.

Es ist übrigens keine Kunst und wenig darauf zu geben, wenn man sich von seiner erhitzten Jugend al-

lerlei Ja und Bravo zuschreien läßt, aber es ließ sich daran erkennen, wie wenig es bedarf, um gegen Deutschland zu hetzen, erhielt ich doch selbst hier verschiedene praktische Beweise, wie man über die Deutschen denkt. Ein sehr gelehrter und berühmter Professor sagte mir: Da seht ihr Deutschen, wohin ihr es mit euren ungerechten Eroberungsgelüsten gebracht habt. Ihr seid ein Volk begabt mit Wissenschaft und Kunst, habt vielen Ruhm und viele Bildung, in neuester Zeit aber auch viele Schande und gerechten Spott erfahren, ihr Preußen ganz besonders. Die armen kleinen Dänen habt ihr überfallen und habt sie ausplündern wollen. Kiel wollt ihr haben, den besten Kriegshafen in der Ostsee; aber ihr habt ihn nicht bekommen und sollt ihn nicht bekommen, dafür wird jetzt ganz Scandinavien sorgen.

Ach, antwortete ich ihm geduldig, wenn Sie nur Recht hätten, theuerster Herr Professor. Wenn wir nur wirklich die rechte Absicht gehabt hätten, Kiel zu nehmen, aber wir hatten eben gar keine Absicht. Die Absichtslosigkeit, oder wie man es auch nennen könnte: Die Gedankenlosigkeit, das ist unser Unglück gewesen.

Der gelehrte Würdige war jedoch der schlimmste Deutschenhasser noch lange nicht. Er sprach uns doch noch immer etwas Bildung, Kunst und Wissenschaft zu und nannte uns ein Volk, allein es kamen Andere, welche weit schlimmer mit uns umgingen. Da war ein sieben Spannen hoher, königlicher Bibliothekar, der

seine tiefen Studien über Deutschland gemacht und glücklich herausgebracht hatte, daß wir eigentlich gar kein Volk seien, sondern ein Haufen zusammengelaufener Ueberbleibsel von wer weiß wie vielen urweltlichen wilden Stämmen, welche das Land einst inne haben, das als geographischer Begriff auf der Landkarte mit dem Namen Deutschland verzeichnet steht. Er lachte mich geradezu aus, als ich dagegen einwandte, daß ich immer gehört, es gäbe wirklich vierzig Millionen menschliche Wesen auf diesem Planeten, welche eine Sprache redeten, die man deutsche Sprache heißt. — Leere Einbildungen! schrie er, der Eine versteht den Andern nicht. Der Oesterreicher spricht eine ganz andere Sprache als der Bayer, der Preuße eine andere als der Sachse, und Alle hassen oder verspotten sich gegenseitig noch weit ärger, als wir es an euch thun.

Ich beugte mein Haupt in Demuth vor dieser herben Weisheit, und mir fiel ein, daß ich in einer großen französischen Zeitung vor wenigen Jahren einmal gelesen, wie in Berlin, wo jeder anständige Mensch wenigstens ein paar Mal in seinem Leben examinirt werden muß, diese Examina sowohl in deutscher, wie in preußischer Sprache gemacht werden müßten. Ich dankte daher dem kleinen, eifrigen Scandinavier für seine gütige Belehrung, gestand ihm, daß ich leider schon öfter dergleichen gehört, und selbst einmal ein merkwürdiges Beispiel für die Wahrheit seiner Studien erlebte. Denn

als ich einst vor mehreren Jahren die Schweiz durchpilgerte und aus dem Rheinthal auf den Sentis in's Appenzeller Land hinüberstieg, führte mich ein ehrlicher deutscher Alpenbub, von dessen Deutsch ich auch nicht eine Sylbe verstehen konnte, und welcher, als ich wohl fünf oder sechs Stunden mit ihm gewandert sein mochte, meinen Reisegefährten, einen Schweizer aus Zürich, fragte, ob die Sprache, die ich rede, nicht russisch sei. — Solche Beispiele sind nun freilich selten, und meisthin kommen die Deutschen mit ihren Dialekten wohl unter einander verständlich aus, was aber den Haß und Spott betrifft, mit dem sie gegenseitig sich regaliren, so ist, Gott sei's geklagt! leider die Schande nur allzu groß. Da spottet der Schwab über den Bayer, der Preuße über den Sachsen und der Oesterreicher über alle Beide, und Jeder dünkt sich besser und jedes Nest hat seinen Hochmuth und jeder Winkel seinen königlichen, fürstlichen oder herzoglichen Patriotismus und dazu kommt der religiöse Haß und die Verfolgungsgier im Namen Gottes und der christlichen Ordnung in christlichen Staaten und die Verfolgungsgier gegen Jeden, der sein Haupt aufrecht zu tragen wagt und wie ein freier Mann bei seinem Recht zu stehen sucht.

Man kann's im Grunde diesen Scandinaviern nicht allzu sehr verdenken, wenn sie sich den Deutschen gegenüber etwas zu sehr überheben. Sie haben allerdings sich bei vielen Dingen auch an die eigene Nase zu

fassen und könnten Manches an sich selbst bessern, Anderes bedenken, aber wahr ist es doch, außer England sind dies jetzt noch die einzigen Völker, bei denen das Volksrecht noch etwas gilt und deren Verfassungen noch nicht angetastet und umgestoßen wurden. Unrecht haben sie nur, daß sie uns Deutsche darum verächtlich ansehen, während es den Franzosen denn doch wenigstens nicht besser geht. Aber die Franzosen, welche nach beinahe hundertjährigen Kämpfen um bürgerliche Freiheit vom bonapartistischen Soldaten-Despotismus geknechtet werden, stehen allerdings wenigstens nach Außen als eine große und einige Nation vor der Welt, während das große Deutschland vor den kleinen Dänen zuletzt zu Kreuze kriechen mußte.

Das hat uns in den Augen der nordischen Völker den härtesten Stoß versetzt. Sie hätten uns gehaßt, wenn wir die Dänen mit unserer Uebermacht erdrückten, daß wir aber so jämmerlich gedehmüthigt wurden, bringt ihre tiefe Mißachtung aller Deutschen hervor. Und dazu kommt unser politisches Unglück seit acht Jahren. Das fruchtlose Professorparlament von Frankfurt, die gänzliche Vernichtung alles politischen Lebens, diese überall siegreiche Reaktion in Staat und Kirche und dies polizeistaatliche Regiment, dem, wie die Spötter meinen, nichts mehr noch fehlt, als der Stock und der Zopf für den deutschen Rücken.

Dagegen freilich fühlen sich die Schweden stolz und

frei. Ihre Presse hat keinen Knebel zu fürchten und ihre Rede kein Verbot. Auf Hasselbacken ging es somit munter fort bis an den späten Abend, auch wurden Gedichte vertheilt und Lieder gesungen, doch ein Unionslied ist noch von keinem ihrer Dichter so gemacht, daß es zu Fleisch und Blut geworden, so auch keine Melodie erfunden worden, die in den drei Reichen widerhallte. Die Reden selbst boten wenige Abwechslung, denn eigentlich sagte jeder Redner in etwas anderer Manier dasselbe, und wenn man das viele Stunden lang mit anhören soll, wird es auch dem eifrigsten Scandinavier langweilig. Dazu kam, daß mehrere der Hauptredner gar nicht sprachen, wahrscheinlich um Politik zu vermeiden, was aber ohne dieselbe gesagt werden konnte, war zehnmal da gewesen. Als daher ein Dutzend verschiedenartiger Ciceros und Demosthenesse sich heiser geschrien, auch auf Scandinaviens Wohlfahrt und Gedeihen so viel Gläser geleert waren, daß die Quellen versiegten, entstand eine innere Auflösung dieser Vorversammlung nordischer Brüderschaft. Ein Theil der begeisterten Jugend hörte und sah nichts mehr, ein anderer holte seine hübschen Wirthinnen herein, welche sich draußen eingefunden, wieder andere zerstreuten sich durch den Thiergarten, der mit Menschenmassen angefüllt war; den Rednern aber blieb nur noch eine heilige Schaar von unverwüstlicher Standhaftigkeit, und als ich nach einigen Stunden von Promenaden durch den

Wald nochmals auf den Schauplatz zurückkehrte, waren noch immer Redner und Zuhörer in voller Arbeit.

Ich hatte genug von scandinavischer Studentenfreudigkeit und schiffte daher über das belebte Hafenbecken nach Haus. Die lustigen Dalkullen lachten und schwatzten; wahrscheinlich lachten sie all das närrische Volk aus, das im Thiergarten sich zusammen gethan, um die Studenten essen und reden oder vielmehr nicht essen und nicht reden zu sehen und zu hören. Die Dalkullen und Rudermadams waren die klügsten, sie machten prachtvolle Geschäfte und strapezirten sich nicht umsonst. Die Sonne beleuchtete feurig Felsen und Wald, das Meer wiegte behaglich seine funkelnden Wellen, und als ich die Schloßtreppen hinauf gestiegen und die Terrasse erreicht hatte, füllte sich der abendliche Himmel mit wahrhaft zauberischem Licht und überstrahlte die Stadt und den weiten Mälar. Ein solches Fest, das die Natur hier Allen, die daran Theil nehmen wollen, zum Besten gibt, ist doch eine andere Sache, als was sie den Studenten auftischten. Dergleichen großartig und prächtig zu machen, verstehen die Schweden nicht, die weltmännischen geschmeidigen Dänen schon bedeutend besser; am besten aber weiß der große Decorateur in Paris damit Bescheid, wie man Feste ausputzt, und die Franzosen sind das rechte Volk dazu, über solche Herrlichkeiten alles Andere zu vergessen. Was will jedoch all seine Flitterkunst, seine Illumina-

tionen und Feuerwerke gegen dies Himmelsfeuerwerk zu Ehren des kleinen Häufleins nordischer Jünglinge, die mit ihren Freiheitsträumen über das Meer hierher fuhren, um zu einem Völkerbunde gegen Druck und Despotismus den Grund zu legen. Was einmal davon wahr werden wird, läßt manche Zweifel offen, doch so viel ist gewiß, daß trotz der fortschreitenden Theilnahme diese Studentenvereinigungen erst der Anfang vom Ende sind.

Eine große Zahl ruhiger bedenkender Männer verhält sich noch ziemlich kühl zu der scandinavischen Freiheits- und Einheitsidee und traut ihr keinen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu; Andere sehen darin nur ein Werkzeug, das die Staatsleiter jetzt benutzen, um ihre eigenen Pläne zu verfolgen, das aber beseitigt werden wird, wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat oder die Politik sich ändert, Ereignisse eintreten, welche die Beseitigung solcher Träume nützlich erscheinen lassen. Der handeltreibende speculirende Mittelstand ist am wenigsten geneigt, sich mit der Unionszukunft zu befreunden. Manche reiche Kaufleute sprechen ziemlich geringschätzig von der übermäßigen Wichtigkeit, welche man diesem Studententreiben beilege. In Deutschland habe man dergleichen auch gehabt, und wohin habe es endlich geführt? Zu Volksaufregungen, Hambacher Festen und allgemeinem schweren Schaden, dem die deutschen Regierungen zuletzt

mit aller Strenge ein Ende machen mußten. Was der König gesagt habe: es sei das Mittel, die drei Völker mehr als bisher anzunähern und ihnen freundliche Gesinnungen zum gegenseitigen Wohlergehen einzuhauchen, Wissenschaft und Kunst zu beleben und endlich wohl auch zu Handelsbündnissen und Schutz- und Trutzbündnissen zu gelangen, das könne man Allem gelten lassen, weiter aber könne und werde man nicht gehen. Union, Vereinigung zu einem politischen Körper unter einem Oberhaupte sei jugendlicher Unsinn. Wer denn herrschen solle und wo die scandinavische Sprache herkommen solle? Bei den Festen in Upsala und Stockholm habe sich erst wieder gezeigt, daß namentlich die Dänen die Schweden nur sehr unvollkommen oder gar nicht verstehen könnten, die Norweger aber mit ihrer bekannten eigensinnigen Hartnäckigkeit sich einbildeten, ebenfalls eine eigene Sprache zu haben, die sie oft in belustigender Weise mit neuen Wörtern vermehrten, um sie von der dänischen Sprache zu unterscheiden

An diesen letzten Vorwürfen ist allerdings manches Wahre. Das Schwedische ist dem Dänischen nicht so nahe verwandt, wie man gewöhnlich glaubt, denn es wird den Inseldänen, wenn sie das Schwedische nicht durch Umgang mit Schweden oder durch Bekanntschaft mit der schwedischen Literatur erlernten, schwer, die Umgangssprache zu verstehen. Obwohl beide Sprachen aus demselben Stamm hervorgegangen sind, auch der

größte Theil der Wörter sich gleich oder ähnlich ist, hat die Ausbildung doch verschiedene Wege genommen. Die Schweden haben viele Worte behalten, welche die Dänen entweder gar nicht besaßen oder verloren und durch neue ersetzten, die sie aus dem Deutschen bekamen. Durch ihre deutschen Könige und deren Hofleute, ihre deutschen Provinzen und die enge Verbindung mit Deutschland näherte sich die dänische Sprache der deutschen unter jenen Einflüssen weit mehr, als die schwedische. Man darf auch nicht vergessen, daß Jahrhunderte lang die deutsche Sprache Hofsprache in Kopenhagen war und daß trotz der jetzigen Abneigung der Ultra-Dänen gegen Alles, was deutsch heißt, doch in Dänemark noch immer kein gebildeter Mann ist, der nicht deutsch spräche, wenn auch manche dies jetzt lächerlicher Weise zu verläugnen suchen. Die Schweden dagegen verstehen meisthin nur unvollkommen deutsch oder verstehen es gar nicht. Hof und Adel haben niemals deutsch gesprochen, sondern immer der französischen Sprache den Vorzug gegeben, endlich aber sind die alten Sprachformen und Wortbildungen bei ihnen immer noch dieselben, obwohl man auch die von den Dänen gebrauchten kennt und zum Theil daneben besitzt. Man hat daher den Vortheil, die Dänen besser zu verstehen, als es umgekehrt der Fall ist. Zuweilen aber ist dies auch nicht der Fall. Man darf unter vielen nur z. B. das Wort Feuer nehmen, das schwedisch eld, dänisch Ild, aber auch Fyr heißt.

Fyr versteht jedoch kein Mensch in Schweden, mit Ausnahme der Leute in Schonen, das einst dänisch war und noch jetzt auch in seiner Sprache noch immer den Dänen zunächst steht. Manche Worte lauten aber auch im Schwedischen ganz anders, als die, welche die Dänen für denselben Begriff gebrauchen. So heißt dänisch Lomme, aber auch Taske die Tasche, während die Schweden dafür ficka haben, was allerdings auch in Mittel-Deuschland noch gebraucht wird. Leilighed heißt dänisch Gelegenheit, schwedisch tillfälle, aber auch lägenhet. Beschmutzen heißt schwedisch nedsöla, auch nedsmutsa, dänisch besmudse oder besudle u. s. w. — Zuweilen aber ist gar keine Aehnlichkeit mehr in Worten und ganzen Sätzen vorhanden. So heißt schwedisch z. B. Huru wie, dänisch hvor. Schwedisch: Wie befinden Sie sich? Huru mår ni? dänisch: Hvor befinde de sig? u. s. w.

Die dänische Sprache ist ohne Zweifel in vieler Beziehung besser ausgebildet als die schwedische. Sie ist beweglicher und formfähiger als diese, welche dagegen schon vermöge ihrer vielen Vocalendungen auf a und o bei Weitem wohllautender ist, als die dänische und deutsche. Die Dänen haben eben wie wir viele starkklingende Vocale gegen das matte e oder gegen die verschwimmende Endsilbe en vertauscht, was allerdings unsere Sprache viel flüssiger und leichter macht, als die unserer Vorväter war, aber gewiß nicht zur

Vermehrung ihrer Schönheit beiträgt. Unsere vielen Zischlaute, welche wir durch die weiche Aussprache des s, ch und sch vornehmlich erhalten, werden von den nordischen Völkern uns besonders als unschön vorgehalten, während sie selbst das s stets scharf sprechen, und statt des ch das k gebrauchen, was in Westphalen ja auch noch geschieht, wo man Skrank, 'Skinken u. s. w. sagt.

Eine überaus große Schwerfälligkeit der schwedischen Sprache wird durch die Mangelhaftigkeit ihrer persönlichen Fürwörter herbeigeführt, welche die Dänen sehr gewandt mit dem viel gebrauchten de, den und dem ersetzen. Die Schweden haben für Sie und Ihnen zwar die Präposition ni, allein es ist nicht anständig, diese in guter Gesellschaft zu gebrauchen. Weiß der Himmel warum nicht; ich habe mich vergebens danach erkundigt, allein es ist einmal so. Man kann zu einem Schneider oder Schuster wohl sagen: Huru mår ni? aber ein Mann aus der Gesellschaft würde es als Beleidigung aufnehmen, wenn Jemand sich unterstände, ihn mit solcher wegwerfenden Anrede zu begrüßen. Bei ihm und bei jedem, dem man Achtung beweisen will, muß des heißen: Huru mår Herre und nun folgt der Titel, wenn er auch eine Elle lang sein sollte. Daher denn das Weitschweifige in jeder Unterhaltung, weil die Artigkeit verlangt, daß jedesmal, wo das Fürwort eintreten soll, der ganze Namen oder Titel, oder Bei-

des wiederholt werde, wie z. B.: Ich habe heut den Herrn Commerzienrath gesehen, als der Herr Commerzienrath von Skeppsholmen kam; allein ich glaube, der Herr Commerzienrath sah mich nicht, denn der Herr Commerzienrath waren im eifrigen Gespräch u. s. w. — Wenn es irgend angeht, suchen die Schweden dieser Qual dadurch zu entkommen, daß Bekannte sich so bald als möglich Du nennen. Hat also irgend ein Volk Ursach, ein Volk von Brüdern zu sein, so ist es dies, aber wie sonderbar ist es doch, daß man das einfachste vorhandene Mittel, das Wörtchen ni zu gebrauchen, blos darum verschmäht, um nicht arm und reich, vornehm und gering damit zu traktiren, was auf die demokratische Denkungsweise der Schweden ein schlimmes Licht wirft, die jedoch allerdings auch bei einem Volke, wo die Standesunterschiede und Rechtsunterschiede so bestimmt ausgeprägt sind, und noch so festgehalten werden, nicht allzugroß sein kann. Die Norweger schmeicheln sich nun zwar, auch eine ganz besondere Sprache vom Himmel erhalten zu haben, aber es wird ihnen von den Dänen und Schweden noch immer nicht recht geglaubt. Jeder Norweger behauptet allerdings mit größter Kaltblütigkeit, daß er norwegisch rede, und wer ihm erwidert, dies Norwegisch sehe dem Dänischen so ähnlich, wie ein Ein dem andern, dem setzt er mit vieler Gelassenheit auseinander, daß dennoch ein sehr großer Unterschied vorhanden sei, denn die norwegische

Sprache habe allerdings ganz dieselben Wortlaute für dieselben Begriffe, wie die dänische, aber diese Worte würden ganz anders betont, und manche ganz anders ausgesprochen. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, mit welcher Hartnäckigkeit diese zähen Köpfe dabei beharren, alles selbständig haben zu wollen, obgleich doch eigentlich kein Grund vorhanden ist, der Welt glauben zu machen, Norweger und Dänen seien zwei, auch durch die Sprache verschiedene Völker. Bei Schweden und Dänen ist dies ganz gewiß der Fall, allein die mehr als vier hundertjährige Beherrschung Norwegens durch die Dänen hat verhindert, daß die Volkssprache sich eigenthümlich gestalten konnte. Norwegen selbst war während dieser ganzen Zeit so vollständig dänische Provinz unter dänischer Verwaltung, daß ein nationales Sprachelement, selbst wenn es dagewesen wäre, den Boden verloren hätte. Das jetzige Norwegisch ist demnach doch nichts, als Dänisch mit norwegischer Aussprache, die übrigens sonorer und fester klingt, als das kopenhagner Dänisch. Die Dänen sprechen äußerst schnell und lispeln, die Norweger langsamer und mit einem singenden Anklang, der auch dem Schwedischen nicht fehlt. Mit wahrer Freude erzählen daher auch die Norweger, daß, wenn sie nach Kopenhagen kommen, sie dort für Schweden gehalten werden, denn nichts beleidigt ihr Nationalgefühl so sehr, als wenn man sie mit Dänen verwechselt. Sie be-

haupten daher auch, daß ihre Sprache der schwedischen weit näher stehe, als die dänische, und daß sie sich weit besser mit den Schweden verständigen können, als es die Dänen vermögen, was meines Erachtens denn doch wohl nur Folge der Aussprache ist. Die Dänen dagegen lachen heimlich viel über diese Sucht der Norweger, ihre eigene Sprache zu proklamiren, eigene Wörter zu schaffen, und eine besondere Aussprache zu haben, mag die Grammatik dazu sagen, was sie will. So heißt z. B. schwedisch Skepp, Schiff, die Dänen schreiben und sprechen es: Skib; dasselbe haben auch die Norweger bis jetzt gethan, bis ihnen plötzlich jetzt eingefallen ist, zwar Skib zu schreiben, aber Sichp, wie wir in unserem Plattdeutschen, zu sprechen, und damit sich von Schweden und Dänen zu emanzipiren, obwohl diese weiche deutsche Aussprache ganz gegen den Geist der scandinavischen Sprachen ist. Um aber noch mehr zu thun, damit man sie von den Dänen unterscheide, fangen die Norweger jetzt auch an, ihre deutsche Schrift, wenigstens beim Schreiben, abzuschaffen, wenn ihre Bücher auch noch mit deutschen Lettern gedruckt werden. Man lehrt die lateinischen Buchstaben jetzt in allen Schulen, und viele bedienen sich ihrer, so daß wahrscheinlich die deutsche Schrift bald ganz verschwinden wird. — Die Dänen, trotz ihres Deutschenhasses, bedienen sich dennoch zu ihrer Schrift nur deutscher Buchstaben, so auch ihre gesammte Presse, bis auf einige

ultradänische Zeitungen, welche die deutschen Lettern abgeschworen haben. In Schweden schreibt und druckt man meist nur mit lateinischem Alphabet, dagegen sind die Gerichtsverhandlungen, Aktenstücke der Prozesse, Urtheile u. s. w. deutsch geschrieben und die Gesetzbücher deutsch gedruckt, was eine heillose Verwirrung hervorruft. Die Bauern auf dem Lande können nicht verstehen, was in den Zuschickungen steht, welche sie erhalten. Viele gelehrtere Leute als sie, wissen es aber eben so wenig, denn auch in den Mittelschulen wird die deutsche Schrift nicht gelehrt, wenn auch deutsche Sprachstunden gegeben werden, in welchen die Schüler deutsche Druckschrift lesen lernen. Selten findet man daher auch Schweden, die mit unseren schriftlichen Zeichen gut bekannt sind, und gewiß wäre es paßlich, wenn die deutsche Schrift gänzlich der lateinischen wiche und alle drei nordischen Reiche diese als scandinavische, brüderliche Vereinigungsschrift ausriefen, was auch wohl endlich geschehen wird.

Wir Deutschen selbst sollten diesem Beispiele je eher, je lieber nachfolgen und zur europäischen Schriftverbrüderung einen glorreichen Entschluß fassen. Wir haben wirklich so blutwenig Deutscheigenes an uns, daß nicht abzusehen ist, warum wir hartnäckig an der spitzen mittelalterlichen Current- und Mönchsschrift festhalten. Einst hatte diese wenigstens den ganzen Norden erobert, selbst die Polen schrieben damit; jetzt gebrauchen sie,

außer uns, nur noch die Dänen und, merkwürdiger Weise, die Finnen, welche sie von den Schweden erhielten, und alles mit deutscher Schrift drucken und schreiben, während ihre Lehrmeister, ein germanischer Stamm, nichts mehr davon wissen wollen. Die lateinische Schrift hat den großen Vorzug, daß ihre Buchstaben dieselben sind, wie die des Drucks, dabei aber sich unter einander weit besser unterscheiden. Was ist es oft für eine Noth für uns, das e vom n gehörig zu sondern, und das u-Zeichen nicht zu vergessen, damit kein n daraus werde. Vielleicht kämen wir damit dahin, uns überhaupt nicht mehr so oft ein X für ein U vormachen zu lassen, jedenfalls aber hätten unsere Kinder nicht mehr so viele Zeit darauf zu verwenden, beide Alphabete zu lernen, sowohl das deutsche doppelte für Schrift und Druck, deren Zeichen meist gar wenig Aehnlichkeit unter einander haben, und obenein das Lateinische, das sie doch eben so wenig missen können. — Allerdings aber werden die deutschen Kinder von Anfang an damit in der großen deutschen Kunst des Lebens, Geduld und Ausdauer, geübt, und wachsen auf mit dem schönen Bewußtsein, daß sie mehr darin leisten sollen, und mehr davon lernen müssen, als alle anderen Völker auf Erden. — Die nordischen Sprachen zu lernen, ist übrigens für den Deutschen durchaus nicht etwa besonders leicht; viel leichter wird es gewiß den Meisten, französisch, englisch oder italienisch zu sprechen.

Bis zum Verstehen und Lesen der Drucksachen kann man es bald bringen; sich verständlich machen, ist schon schwieriger, sich vollkommen auszudrücken, namentlich für den, welcher nur hochdeutsch spricht, keine geringe Aufgabe, welche lange Zeit und viele Mühen erfordert. Der Mangel des bestimmten Artikels und die dafür angehängten Endsilben sind für den Deutschen eine arge Klippe, und dazu kömmt die Aehnlichkeit so vieler Worte. Liest man diese, so versteht man sie sogleich, hört man sie sprechen, sind es böhmische Dörfer, und sie aufzufinden, um sie anzuwenden, ist oft unmöglich, weil Einem immer das deutsche verwandte Wort zunächst einfällt. Wer plattdeutsch spricht, dem wird die Sache viel leichter. Die plattdeutschen Ausdrücke von unserer Nordseeküste sind den dänischen häufig so nahe verwandt, daß man sie gegenseitig sehr gut versteht, und ein Mann aus den Elbmarschen kann leichter in Kopenhagen fertig werden, wie ein Däne in Schweden. Ton und Ausdruck, wie die Art der Wortbildung sind dieselben, und daß die Schleswig-Holsteiner keine große Mühe haben würden, die Sprache ihrer Herren, der Dänen, anzunehmen, ist nicht zu bezweifeln; aber nirgend ist der Abscheu davor größer. Je mehr die Dänen diesen geknechteten Deutschen ihre Sprache aufdrängen wollen, um so hartnäckiger stoßen diese sie zurück, belegen sie mit verächtlichen Namen, wie ich es oft genug gehört habe, und behaupten, kein Wort davon zu be-

greifen. Für jeden Hochdeutschen ist dies auch wirklich der Fall. Er mag noch so gut lesen können, hört er Dänen sprechen, so kann er sie eben so gut für Chinesen oder Araber halten. Dagegen war in Christiania eine alte Dame, welche seit dreißig Jahren dort lebt, und mir ganz vergnügt erzählte, daß sie ihr Plattdeutch mit allerlei dänisch-norwegischen Brocken vermischt, noch immer spräche, weil sie: „dat heel Tüch wat de Lüd her, ihr Sproach nevnen aldrig talen laeren künnt," aber es gäbe keinen, der sie nicht verstände, und sie verstände Alle eben so gut; also wäre es alles „dumm Tüch", was die Dänen und Norweger von ihren eigenen Sprachen schwätzten, denn es sei doch alles nichts als Deutsch, was jeder Deutsche stracks höre könnt. — Das ist dann freilich nicht so ganz richtig, liegt aber häufig auch daran, daß das Verständniß näher liegt, als es vermuthet wird. So wurde mir in Kopenhagen von einem Deutschen, einem berühmten Musiker erzählt, der dort Concerte gab, aber kein Wort Dänisch begreifen konnte. Eines schönen Tages begehrte er in seiner Wohnung eine Tasse. Er suchte sich auf jede mögliche Weise verständlich zu machen, allein alle seine immer heftigeren Geberden und deutschen Lehrsätze halfen ihm nichts. Die Dienstmagd blieb bei ihrer Betheuerung: Jeg forstaa ikke (Ich verstehe nicht). Der verzweifelnde Musiker ballte endlich ingrimmig die Faust und schrie der armen Huuspige ins Gesicht: Schafs-

kopf! Sogleich verklärten sich ihre bestürzten Mienen, und mit dienstwilliger Freundlichkeit rief sie verwundert aus; O, en Kop begjere Herren! und sofort brachte sie die gewünschte Tasse.

Die in Stockholm versammelten dänischen und norwegischen Studenten haben jedenfalls sich verständigt und verstanden. Am nächsten Tage fuhren sie auf ihren Schiffen wieder nach Kopenhagen zurück, wo der König sie mit neuen Festen empfing. Nach Skeppsholmen, wo die beiden Dampfer ankerten, wurden sie von Vielen begleitet, die ihnen das Geleite gaben, und hauptsächlich eiferten auch diesmal die Damen in ihrer Theilnahme. Es war ein prächtiger Anblick, die großen Dampfer zu sehen, dichtgefüllt, alle Decke und die Takelung, mit dieser fröhlichen Jugend, welche ihre Lieder anstimmte und die Blumensträuße schwang, welche schöne Freundinnen mit ihrem Lebewohl gespendet hatten. Vom Ufer antworteten wehende Tücher und Sonnenschirme dem Hurrahgeschrei, das von den Schiffen widerhallte. Der einzige Fehler bei dieser Abschiedsscene war, daß sie zu lange dauerte. Ein Tau hatte sich in der Schraube des norwegischen Dampfers verwickelt, und es währte lange Zeit, ehe es entfernt werden konnte, was als gutes oder auch als böses Omen mancherlei Deutungen erhielt. So mußten denn die Scheidenden immer von Neuem ihre zärtlichen Grüße beginnen, und vom

Ufer mußte immer wieder geschwenkt und gewinkt werden, was bei aller Begeisterung für scandinavische Studenten und scandinavische Union doch zuletzt etwas langweilig werden kann. Doch alles nimmt sein Ende auf dieser Welt, so war denn endlich auch der große Augenblick da, und mit einer letzten Generalsalve aller Kehlen, Hüte, Sonnenschirme und Taschentücher fuhr das junge Skandinavien zum Hafen hinaus.

Und damit waren die großen Tage von Stockholm vorüber, nur einige Zeitungen füllten noch eine Woche lang ihre Spalten mit Beschreibungen, welche jedoch keinen sehr allgemeinen Anklang fanden. Man hatte genug gesehen und gehört; der Senf nach der Mahlzeit schmeckt niemals besonders. Die Kritik machte sich geltend, und alle Bewohner des Nordens sind eigentlich verstandesnüchterne Menschen; denn wenn man von den Schweden auch sagt, daß sie viele Anlage zur Fantasterei haben, so sind es doch kalte Fantasten. Haben sie sich begeistern lassen, so kommt dicht hinterher der Verstand, faßt sie in den Schopf und schüttelt sie ab, bis sie sich ermuntern. So viel ist gewiß, daß das eigentliche Volk von der scandinavischen Zukunft noch blutwenig weiß, die klugen rechnenden Leute aber den Vortheil davon nicht einsehen; also mißtrauisch sind. Manche der Gäste waren auch mit der Aufnahme bei ihren Wirthen nicht sehr zufrieden, man hatte sie

wie eine Einquartierung betrachtet, und sah das Ganze eben nur als Studentenlustfahrt und Sommervergnügen an. Aber es leben die Frauen! Sie, die überall am begeisterungsfähigsten sind, sie führen auch hier die Sache der Jugend und der Zukunft, und behandeln sie, wie alles, was ihnen gefällt, als Herzenssache.

5.

Schwedische Küche. Speisehäuser. Gastmäler. Der Branntweinstisch.

Kein süßeres Volk als die Schweden. Man sollte billiger Weise denken, Jedermann ginge hier mit einem Stück Eis in der Tasche, und ein gebratener Schneeball wäre das erste Nationalgericht, doch weit entfernt davon, ist es charakteristisch, daß, je weiter nach dem Norden, die Menschen um so frostiger scheinen, und sich vor der Kälte zu verwahren suchen, auch nirgend mehr Süßigkeiten und süße Speisen geliebt werden, als bei den abgehärteten Kindern des Nordens. Weiß ist allerdings ihre Lieblingsspeise, allein wenn man annimmt, daß kein Mensch ohne Salz gedeihen könne, so läßt sich behaupten, daß die Schweden davon eine Ausnahme machen. Ohne Salz kann ein Schwede Methusalems Alter erreichen, aber ohne Zucker geht er elen-

diglich schon im ersten Lebensjahre zu Grunde. Daher verbrauchen die 3½ Millionen Schweden mehr Zucker als zehn Millionen Deutsche, und ihre Zuckerfabrikanten sind sämmtlich Millionäre geworden. Es giebt oder gab daher auch kein einträglicheres Geschäft, als eine Zuckerraffinerie, da obenein gegen Einführung fremder Fabrikate ein bedeutender Einfuhrzoll schützt, bis einige Ueberfüllung eintrat, wie es immer geschieht, wenn die Vortheile gar zu verlockend sind. Alle Nahrungsmittel sind süß, bei denen Zucker möglicher Weise angewandt werden kann. Setzt man sich irgendwo zu Tische, so fällt der erste Blick gewiß auf eine ungeheure Schaale, gefüllt mit einem weißen Puder, der bei näherer Besichtigung sich als fein geriebener Zucker enthüllt. Man ist hungrig und greift in einen Brodkorb, in welchem einladend weiße, weiche Brotstücke liegen, welche man mit um so größerem Wohlgefallen betrachtet, als in einem andern Korbe daneben ein Gebäck ruht, welches ein gerechtes Mißtrauen in der Brust jedes unbefangenen Sterblichen hervorruft. Dies Gebäck läßt zunächst Zweifel entstehen, ob es aus irgend einem Saamen erzeugt oder aus dem Mineralreiche hervorgegangen. Es ist hart wie Stein, zerspringt wie Glas, und besteht aus flachen Tafeln oder Scheiben von weißgrauer oder bräunlicher, zuweilen etwas verbrannter Farbe. Man bemerkt jedoch, wie jeder Schwede ein Stück dieser fabelhaften Masse ergreift, zerbricht, die Splitter in den Mund schiebt, und

nun mit seinen Kinnladen und Zähnen ein Gerassel hervorbringt, das an den Jahrmarkt erinnert, wo ein berühmter Zauberer ein Bierglas zerbeißt, kaut und hinunterschluckt. Von allen Seiten hört man das Zerbrechen, Knirschen und Knatschen, und da jeder gute Deutsche an das vortreffliche Sprichwort glaubt: Unter den Wölfen muß man mit heulen, streckt er seine Hand nach dem seltsamen Gegenstande aus, und wagt es, einen schüchternen Versuch zu machen. Ein dienstfertiger Freund kommt ihm dabei auch wohl zur Hülfe, und ladet ihn freundlich zur Nachfolge ein. Wollen Sie nicht etwas von unserem schwedischen Brot nehmen, es ist sehr gut, hört er sich anreden, und die flache Scheibe wird ihm vorgehalten, während der Andere mit Entzücken weiter kaut, daß es prasselt. Auf diese Empfehlung verschwinden die letzten Bedenken, aber wehe Dem, der nicht mit einem felsenfesten Gebiß ausgestattet ist. Ist ein schadhafter Zahn in seinem Munde vorhanden, so wird dieser beim ersten Zubeißen in solches Entzücken versetzt, daß der beglückte Eigenthümer alle Engel im Himmel pfeifen hört; ist irgend eine Stelle da, wo einst in guten, alten Zeiten ein untadelhafter Knochen wuchs, den das Schicksal eher von uns forderte, als es uns selbst begehrt, so dringen die Splitter dieser mörderischen Erfindung, wie sebastopolische Bombensplitter in die unbewaffnete Tiefe, und wälzt man mit erstarrtem Lächeln und krampfhafter Ge-

schwindigkeit die schreckliche Masse standhaft auf die andere Seite, so bohren sich ihre Spitzen boshaft in Backe und Gaumen, und erregen dort einen angenehmen Kitzel, ungefähr so, als ob Blutegel an zu saugen fangen.

Es ist ganz vortrefflich, unser Knekebröd! ruft der Freund, „das kennen Sie nicht in Deutschland.“ „Nein“, erwidert man mit sanften Thränen in den Augen, „ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß es so pikant wäre. Es schmeckt höchst eigenthümlich, ungefähr wie jüdische Mazze oder plattgedrückter Brotteig, an dem das Salz vergessen wurde, aber ich würde es gewiß vortrefflich finden, wenn es nicht so verzweifelt hart wäre. — „O, wenn das ist,“ sagt der Freund, „wenn Sie keine schwedischen Zähne haben, die allerdings von ganz besonderer Composition sein müssen, so nehmen Sie lieber von unserem weichen Brot.“ „Mit dem größten Vergnügen!“ antwortet man herzerleichtert wie ein Erlöster, und beißt behaglich in das weiche, feine Gebäck; aber plötzlich wird die Bewegung der Kaumuskeln langsamer, das Gesicht wird länger, der Blick starrer.

„Schmeckt es Ihnen?“ fragt der Freund.

„Sehr gut, ausgezeichnet, aber es kommt mir vor, als ob — ja wirklich, es ist ganz süß gebackenes Brot und“ —

„Das versteht sich“, lacht der Freund; „aber ihr

Deutschen seid ein seltsames Volk. Ihr seid die größten Kuchenesser in der Welt und wollt kein süßes Brot essen."

Nach diesem Intermezzo wird endlich ein Gebäck ohne Zucker herbeigeschafft, das wie ein gewöhnliches gutes Milchbrod aussieht, auch ein solches ist, und während dessen erscheint die Suppe. Neuer Schrecken! es ist eine Art Graupenschleim, süßer noch als das süße Brot, und mit großen, darin umherschwimmenden Rosinen versehen. Es ist unmöglich, sie zu vertilgen, aber es bleibt die Hoffnung, sich an einem guten Gemüse zu entschädigen. Der Speisezettel wird studirt, und ein schwedischer Speisezettel ist für den Uneingeweihten nicht leicht zu enträthseln; aber halt, da steht spenat med ägg und darunter böna med kalfkött frikadell. — Spinat ist ein vortreffliches Essen, Bohnen nicht minder, und Kalbfleischfricandellen sind gewiß nicht zu verachten. Schreckliche Täuschung! der Spinat ist süß, die Bohnen sind süß, die Kalbsfrikandellen sogar sind mit Zucker gebraten, und nun folgen hinterher süße Reis- und Griesspeisen, und die süßen Compote, namentlich ein, im ganzen Norden sehr beliebtes, Stikelbären, d. h. Stachelbeeren, welche mit Milch übergossen und dann mit einer Unmasse Zucker bestreut werden, um ihre scharfe Säure zu dämpfen. Im Uebrigen will ich durchaus nicht diese letzte nationale Speise verachten, welche ganz besonders allen Denen zu em-

pfehlen ist, die eine sitzende Lebensart führen; nur muß die Cholera eben nicht im Lande sein.

So ist es in allen schwedischen Gasthäusern. Zucker ist das Hauptgewürz ihrer Speisen, auch wo man ihn oft gar nicht vermuthen kann, ist er plötzlich da, wie der getreue Eckart. Dabei sind die Gegensätze jedoch merkwürdig, in denen sich der schwedische Gaumen gefällt. Neben der Zuckerdose findet sich auf der schwedischen Tafel unzertrennlich von ihr die Plattmenage mit Essig, Oel, Cajennenpfeffer und Soga, auch wohl mit noch einigen anderen scharfen Essenzen in Flaschen und Büchsen, wie sie auf der englischen Tafel nicht fehlen dürfen. Da gibt es nun manche Speisen, Salate, Lachsarten, verschiedene andere Fische oder Hummer, welche häufig gegessen werden, und alsdann in eine wohl gepfefferte und geölte Soga- und Essigbrühe kommen, die nur eine kunstfertige Hand würdig zu bereiten versteht. Wie es in Paris Ehrensache für den Hausherrn ist, den Salat mit größter Präcision eigenhändig zu fabriciren, so daß die schlechten Kohlblätter durch vollendeten Haut-Gout diejenige Veredelung empfangen, welche nöthig ist, um nicht mehr von Kühen und Schafen, sondern von der elegantesten Dame mit Hochgenuß verzehrt zu werden, so veredelt man in Schweden den Lachs-, Fisch- und Hummersalat. Es gibt hier eine besondere Art Lachs, der graver Lachs oder eingegrabener Lachs genannt wird, auch ein schwedisches oder Stockholmer Nationalgericht, zu welchem

der Lachs, ganz roh, wie er gefangen, nachdem er in Stücke geschnitten, eine Zeit lang in die Erde gegraben, dann aber, ehe er in Fäulniß übergeht, herausgenommen und gegessen wird. Man sollte es nicht glauben, daß also mißhandeltes rohes Fischfleisch Wohlgeschmack haben könnte, und in der That ist das Fleisch an sich auch nur durch das Eingraben sehr mürbe und zart geworden; nun aber empfängt er die Weihe dadurch, daß eine äußerst pikante Sauce aus den angeführten Ingredienzien darüber ausgegossen wird, gleich dem heiligen Geiste über die Wasser. Dazu gehört Feinheit und Vorsicht, ausgebreitete Erfahrung und ein tiefer Blick für Kunst und Natur. Ich habe öfter gesehen, wie ein besonders begabter Künstler, auf allgemeines Begehren, eine Saucenvorstellung gab; mit welcher Kühnheit er seine Mischungen machte, an der übrigens auch Zucker nicht fehlen darf, denn wo dürfte Zucker in Schweden fehlen! Mit welchen Kennerblicken er jede Substanz prüfte, beroch, kopfschüttelte, lächelte, rührte, prophetisch auf sein Werk schaute, tief sinnend seine Zusätze machte, kostete, umherreichte, und mit welchem Entzücken die Gesellschaft ihm Beifall klatschte, die mit ahnungsvollem Bangen in feierlicher Kunstpause zugeschaut hatte.

Die materiellen Genüsse spielen hier keine geringe Rolle; wo aber thäten sie dies nicht, und wer wollte so närrisch, cynisch und vandalisch sein, um geringschätzig

davon zu sprechen. Unsere Zeit ist die Zeit der materiellen Fragen, Genüsse und Thatsachen. Wenn Göthe schon sagen konnte: Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles — ach, wir Armen! was sollen wir thun, die wir noch ganz andere Erfahrungen gemacht haben, was Gold vermag. — In Schweden sind die Genüsse aber noch bei Weitem nicht so raffinirt, wie an anderen Orten, und man könnte sagen, hier hat der Materialismus doch eigentlich nur dahin gewirkt, daß Viele mit dem Wohlbehagen leben wollen, wie die Väter einer geringeren Zahl, vom Schicksal begünstigter Menschen sonst gelebt haben. Die schwedische Küche ist im Ganzen einfach, viele Schüsseln liebt man nicht, aber was man giebt, soll reichlich, kräftig und gut sein. Dazu bietet das Meer sowohl, wie die vielen Landseen einen Ueberfluß an vortrefflichen Fischen und anderen Wasserthieren, vom allgemein beliebten, nationalen, kleinen Strömling bis zu großen Butten, Hummern und Austern. Ein Engländer wird freilich seufzend den Kopf schütteln über das, was hier Rindfleisch genannt wird, denn die ganze Zähigkeit des Nordens klebt den gehörnten Bewohnern Scandinaviens an, von deren sorgfältiger Erziehung und Mästung man noch nichts weiß, sondern sie zum Ziehen benutzt, so lange sie in Jugendträumen leben, nach deren Verschwinden die Schlachtbank als Belohnung vor ihnen steht. Dagegen kann auch ein tyrannischer Gaumen mit der zarten Consti-

tution der Kälber und Hammel zufrieden sein; ein durch die Welt ziehender Feinschmecker muß jedoch nicht versäumen, zur Herbstzeit hier seinen Besuch zu machen, er wird dann gewiß seinen Bericht mit vollendeter lüsternster Genugthuung schreiben. Denn der Herbst ist die Zeit, wo Wälder und Seen eine Fülle des leckersten Wildes, namentlich Federwild liefern. Der Auerhahn und Urhahn, das Birkhuhn und das Schneehuhn, viele schöne Schnepfen, Enten und zahlreiche Wasservögel werden in größter Zahl und Auswahl zu Markte gebracht, und sind für geringe Preise zu kaufen. Die Jagd ist frei in Schweden, und bis jetzt merkwürdiger Weise auch das Holz, denn wenn nicht etwa Holzhandel getrieben wird, kann Jedermann sich Holz fällen, ohne daß das Gesetz ihn bestraft. Die Bauern jagen daher so viel sie wollen, und bringen ihre Beute in die Städte. Auch die Hasen sind, obwohl nicht groß, doch sehr wohlschmeckend; Rehe und Hirsche gibt es nicht, dagegen kommt aus Jemtland und Westbotten Rennthierfleisch und Rennthierzungen, und mit ihnen erscheinen Bärenschinken, Tatzen und andere Leckerbissen. Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich Rinderzungen und Schweineschinken vorziehe; doch auch daran ist kein Mangel, dergleichen wird auch ganz vorzüglich von Lübeck geliefert. Bärenschinken sind meist zu fett, und wenn dies Fett von jungen Thieren auch einen angenehmen, Gänsefett ähnlichen Geschmack hat, wird es

doch bald zuwider. Gesalzenes Schweinefleisch eingekocht und mit Gelee gegeben, ist eine schwedische Volksspeise, die sowohl auf der Tafel des Reichen, wie auf dem Tische des Bauern nicht fehlt und ganz vorzüglich schmeckt. Dazu kommen allerlei gesalzene und geräucherte Fische, Krabben und Krebse, und diese Herrlichkeiten finden in Schweden noch eine besondere eigenthümliche Anwendung, welche man bei den Tafelfreuden dieses Landes nicht vergessen darf.

Ueberall findet man nämlich, als Vorspiel dessen, was noch kommen soll, am Eingange des Speisezimmers einen kleinen Tisch gedeckt, besetzt mit einer Anzahl gefüllter Teller, sammt Flaschen und Gläsern. Die Schweden nennen dies den Branntweintisch, und er ist ihnen ganz allein eigen, denn weder in Norwegen, noch bei den Dänen, weiß man etwas davon. Bei den Diners vornehmer Leute, darf er aber eben so wenig fehlen, wie bei jedem Schweden, der sich diesen Comfort irgend zulegen kann. Der Handwerker nimmt wenigstens einen Mund voll Brod, und wenn er wohlhabender ist, auch etwas Butter und Käse, womit er das Glas Wachholder oder Anisbranntwein in den Abgrund stürzt, der immer bereit ist, alles zu verschlingen, was sich verschlingen läßt. Diesen middagstidsup läßt sich kein echter Schwede entgehen. König Carl Johann haßte ihn von ganzem Herzen, aber er mußte den Branntweintisch dennoch beibehalten, da viele

Herren von Adel lieber gar nicht bei ihm zu Tische kamen, als der Sup abgeschafft war. Selbst die gottesfürchtigen Bischöfe hielten es für eine frevelhafte Neuerung, und der König, welcher Adel und Geistlichkeit möglichst warm zu halten suchte, konnte unmöglich seinen werthen Gönnern, die ihm seine Krone gegeben hatten, mit einer allgemeinen Magenerkältung vergelten. Er ließ ihnen den Branntweintisch in seinem Hause, jedoch der Kronprinz Oscar, der jetzige König, war standhafter. Er verbannte ihn um so entschlossener, als er der Meinung war, daß durch diese Nationalsitte oder Unsitte, das Branntweintrinken des Volks begünstigt werde und seine eigentliche Wurzel darin babe. Doch jetzt hörte ich, daß der Branntweintisch auch im königlichen Schlosse wieder aufgetaucht sei, weil entweder das Beispiel des Staatsoberhauptes keinerlei Einfluß ausübte oder aber, weil man andere Mittel ergriffen hat, dem Volke den Branntwein abzugewöhnen; den höheren Klasse dagegen etwas Spiritus nicht schaden kann. Genug, der Branntweintisch hat seine Rechte in Schweden überall wieder erobert, und ich muß gestehen, daß ich ihm dies nicht mißgönne, denn er bietet einen behaglichen Genuß, an den man sich sehr leicht gewöhnen kann.

In den vornehmen Kreisen ist der Branntweintisch Gegenstand des Luxus, mit dem man Staat macht. Alle möglichen theure und seltene Näschereien präsen-

tiren sich auf den Tellern, und der Sup besteht aus den feinsten Liqueuren, welche auch von den Damen gekostet werden. Eigentlich aber sind wir Deutsche blos verkehrte Schweden, denn bei uns machen Butter und Käse, und nach alter Sitte — die wenigstens in der bürgerlichen Mahlzeit noch häufig festgehalten wird — auch ein Schnapps, den Beschluß. Wir beginnen dagegen mit der Suppe, und in dieser Beziehung fangen manche Schweden an, uns nachzuahmen, während gewöhnlich jedoch noch immer erst nach einem oder zwei Vorgerichten die Suppe erscheint oder auch als Dessert gegeben wird.

Man muß dem Magen doch zuerst eine herzhafte Unterlage geben, sagen die Schweden, nicht aber einen suppigen Grund, auf dem kein festes Gebäude aufgeführt werden kann, und in dieser Ansicht liegt jedenfalls sehr viel wohlbegründete Erfahrung. Der Norden verlangt kräftige Speisen, so diese ihrerseits wieder kräftige Getränke, wenn man sich wohl befinden soll, und dafür sorgt die schwedische Küche in reicher Auswahl. Das Volk lebt einfach und erst in letzter Zeit, wo die Arbeit besser bezahlt wurde und die Theuerung des Branntweins den übermäßigen Genuß desselben verminderte, sind auch die armen Classen dazu gelangt, eine bessere Lebensweise einzuschlagen. Früher sah ein Arbeiter selten oder nie ein Stück Fleisch auf seinem Tische. Brot, schlechte Gemüse, vielleicht ein getrock-

neter Fisch, doch vor allen Dingen, der Branntwein waren seine Nahrung. Jetzt, wo er bis zu einem Thaler deutsches Geld verdienen kann, es ihm also besser geht, ist auch ein größerer Ordnungssinn in ihm erwacht. Er verlangt ein Stück Fleisch in seinen Topf und statt des Branntweins zum Frühstück ißt er eine Suppe, das hat einen andern Menschen aus ihm gemacht; dem ganzen Volke in Schweden und so auch in Norwegen hat dies gut gethan. Die Mittelstände leben natürlich mehr oder minder besser, je nachdem sie ihre Ansprüche machen können, doch jedenfalls geben sie mehr auf die Genüsse ihres Tisches wie der deutsche Büegrr oder der Franzose. Ihr Land und das Meer liefert ihnen ja schon mancherlei gute Speisen zu billigen Preisen, welche wir viel theurer bezahlen müssen. Bei den Abendgesellschaften in Stockholm spielt gewöhnlich der Thee, wie bei uns, eine Hauptrolle, aber es ist Sitte, dabei nicht zu sitzen, sondern eben so wie bei den Studentenfesten Alles, was man genießen will, stehend, den Teller in der Hand, zu verzehren, was dies Geschäft höchst ungemüthlich für eine deutsche Natur macht, die gemächlich zu sitzen, zu vertilgen und zu verdauen liebt. So ist es auch da, wo nur Herren beisammen sind! nur daß alsdann Punsch und Wein aus reichlichen Quellen fließen. In alten Zeiten nannte man dies den sex ur sup, Sechsuhrtrunk, was vielleicht damals die richtige Zeit für

das Nachtessen war, welche jetzt aber etwas später anfängt und sehr viel später aufhört. Die Stockholmer Gasthöfe halten keine Wirthstafeln, doch dafür giebt es Speisehäuser verschiedener Art und einen Club „die große Gesellschaft" genannt, in welcher jeder Fremde leicht eingeführt werden kann. Der Adel hat ebenfalls einen Club oder Casino, wozu die Zimmer und Säle im Opernhause gemiethet sind. Dieses Casino ist jedoch nur im Winter geöffnet. Ist der Reichstag versammelt, so vereinigen sich noch andere Gesellschaften, die große Gesellschaft ist jedoch der Sammelpunkt der Geselligkeit, und hier gibt es Lesezimmer mit den Zeitungen aller Völker ausgestattet, Speise-, Rauch-, Billard- und Caffeezimmer, Räume, welche mehrere hundert Menschen mit Bequemlichkeit aufnehmen können. - Für einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis kann man Mitglied werden, und für den Fremden ist dieser Aufenthalt äußerst schätzbar, da er hier immer Gesellschaft, Unterhaltung und gebildete Männer aus allen Ständen antrifft. Hauptsächlich aber gehört dieser Club dem Handelsstande, und während des Sommers, wo Jeder seine Familie auf's Land schickt, ist hier der Vereinigungspunkt für alle Börsenmänner.

Die Preise des Mittagstisches in diesem und den ihm ähnlichen Gasthäusern sind ziemlich hoch und man hat nicht nöthig, sich sehr anzustrengen, um mindestens

einen Thaler nach unserem Gelde zu bezahlen. Es ist in Schweden überhaupt theurer als in Deutschland, doch wer die Quellen kennt und billiger speisen will, findet manche Orte, wo für die Hälfte ziemlich dasselbe zu haben ist.

Einem mit einigen Empfehlungen ausgerüsteten Fremden öffnen sich aber auch sehr leicht die Familienkreise, und nirgend kann man sich wohler fühlen, denn nirgend wird man herzlicher empfangen. Die Schweden sind überhaupt höflich und freundlich gegen Fremde, in ihrem Hause aber sind sie die liebenswürdigsten Wirthe, und jeder mag sich vor den vielen Gesundheiten auf sein Wohl hüten, die ihm mit vollen Gläsern dargebracht werden und denen er Bescheid thun soll. — Es ist Sitte, vielerlei verschiedenen Wein zu gleicher Zeit auf den Tisch zu stellen. Da ist Portwein und Xeres, Bordeaux, Rheinwein und Champagner. Eine ganze Gallerie verschiedenartiger Gläser umsteht jeden Teller und wenn nun zunächst der Herr oder die Frau vom Hause sich gefreut hat, den Gast bei sich zu sehen, ruft plötzlich von der anderen Seite des Tisches ein Unbekannter, der sein gefülltes Glas aufgehoben hat: Herr so und so! indem er den Namen ausspricht. Weiter sagt er nichts, aber er schwingt sein Glas mit unverkennbarer Absicht, leert es, zeigt es und verneigt sich verbindlich. Es ist Portwein gewesen, also erhebt man

ebenfalls sein Glas, gefüllt mit demselben dunkel-rothen Stoffe, lächelt verbindlich, verneigt sich, und wenn man den Namen des Herrn weiß, ruft man dagegen: Herr so und so! trinkt, lächelt wieder, sagt weiter nichts, setzt aber das leere Glas auf den Tisch, worauf es alsbald wieder gefüllt wird. Sofort läßt sich von der linken Seite ein Nachbar vernehmen, der, sein Glas schwingend, ebenfalls nichts weiter sagt, als: Herr so und so! Diesmal ist es Rheinwein, folglich muß im Rheinweine der Bescheid erfolgen. Und nun kömmt von der rechten Seite ein Dritter, darauf ein Vierter, Fünfter oder Sechster mit Rothwein, Ungar oder Champagner, und mitten zwischen diesen wunderbaren Gemischen wird plötzlich Porterbier umhergereicht, das jedoch, wie ich gefunden, eine Wirkung ausübt, als wenn Jemand, der geneigt ist, soeben die Treppe hinunter zu fallen, plötzlich einen herzhaften Sprung macht und wohlbehalten unten ankommt. Der Schwindel vergeht, und man ist im Stande nach ausgezeichneten Leistungen kaltblütig darüber nachzudenken, welch ein wunderbar organisirtes Ding doch ein sogenannter menschlicher Magen ist. Welchen ungeheuren Einfluß er auf die Weltgeschichte ausgeübt hat und was noch daraus, wie auch aus dem jungen Scandinavien mit seiner göttlichen Hülfe entstehen kann. Das aber muß ich hinzufügen, daß, wenn auch im Norden überhaupt

die patriarchalische Tugend der Gastfreundschaft überall geübt wird, und so auch uns Deutschen gewiß nicht abgesprochen werden darf, doch den Schweden darin der Preis gebührt. Jeder Fremde wird dies dankbar anerkennen,

6.

Wissenschaften und Künste. Museen und Sammlungen. Künstler, Poeten und Gelehrte. Musik, Oper, Sänger und Theater.

Alle unsere berühmten Männer sind todt, sagte mir klagend eine hochgebildete Dame, wie man sie hier selten findet, wo die Bildung oder geringe Bildung der Damen häufig sehr hart beurtheilt wird. Geijer, Tegnér, Franzen, Berzelius, Atterbom, alle hat der Tod fortgerafft. Unsere einzige noch lebende Berühmtheit ist der Bischof Thomander, und auch er, der berühmte Canzelredner, Gelehrte und freisinnige Priester ist alt. Was aber jung aufwächst an Dichtern, Künstlern oder Gelehrten und durch Geistesmacht sich Ruf erwerben will, hat keinen Namen aufzuweisen, von dem Großes zu erwarten wäre.

Ich tröstete die treffliche Frau damit, daß die Zeit der berühmten Männer eigentlich überall mehr oder

minder vorüber sei und es jetzt außerordentlich schwer und immer schwerer werde, einen großen Namen zu erwerben. Im vorigen Jahrhundert tauchten mit neuen Entwicklungen in Kunst und Wissenschaft wie im Völkerleben eine Reihe bedeutender Talente auf, welche die Träger der großen Bewegung wurden. Jetzt aber hat sich diese ausgeglichen; was wir an Bildung besitzen, ist verallgemeint worden, es sind sehr Viele nun da, welche die geistige Errungenschaft in sich aufgenommen haben, eine große Menge begabter Männer und schöner Fähigkeiten, solche aber, die alle Anderen hinter sich lassen und, wie Meteore ihrer Zeit voranleuchtend, neue Bahnen brechen, ja solche fehlen allerdings.

In Schweden ist zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Dinge Großes geschehen und unvergänglicher Ruhm erworben worden. Berühmte Regenten und berühmte Staatsmänner und Feldherren, welche auf den größten welthistorischen Theatern ihre Rollen spielten, fehlen dieses Volkes Geschichte eben so wenig wie Gelehrte von europäischem Ruf, die wie Linné oder Berzelius ganze Gebiete des Wissens beherrschten. Künstler von solcher Bedeutung hat dieser Norden dagegen niemals erzeugt und selbst seine bedeutendsten Dichter können auf den ersten Rang nur einen zweifelhaften Anspruch machen. Tegnér, der am meisten bei uns durch sein schönes Gedicht „die Frithjofssaga“ bekannte, ist doch eben nur Lyriker geblieben und selbst

die Schweden werfen ihm ausschweifende, bombastische Bilder, eine regellose Phantasie, äußeren Glanz bei Mangel an Gedanken und wahrer Innigkeit des Gefühls vor. Tegnér war voll reizbarer Phantasie, die leicht in Phantasterei umschlägt, und daß er als Bischof von Weriö an Säuferwahnsinn gestorben, wirft in den Augen aller ehrlichen Leute, die den Zopf hinten tragen, ein seltsames Licht sowohl auf den Poeten, wie auf den Kirchen-Fürsten. Die guten verständigen Menschen wissen freilich nicht, wohin die Angst und Qual des Lebens, die tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst, der Hader mit Welt und Gott einen so reizbaren regellosen Geist führen kann; leider aber haben wir so manche Beispiele, wonach die edelsten Männer in solchen Abgrund sich vor den Stürmen zu retten suchten, die alle Segel ihres Fahrzeuges zerrissen. — Ueber die Lyrik hinaus zum Drama ist kein schwedischer Dichter mit bedeutendem Erfolg gekommen, und auch gegenwärtig ist keiner vorhanden, der einigermaßen in seinem eigenen Vaterlande anerkannt würde. Die Dänen haben wenigstens einen berühmten Lustspieldichter an Hollberg gehabt und haben ihren Oelenschläger aufzuweisen, aus dem sie so gern einen Göthe machen möchten; die Schweden sind völlig leer ausgegangen, sie müssen sich fortgesetzt mit den Uebersetzungen deutscher und französischer Stücke behelfen. Auch an Romandichtern haben sie durchaus keinen Ueberfluß und merkwürdiger Weise

nur zwei Damen, die im Auslande den schwedischen Roman repräsentiren. Fräulein Frederike Bremer und Frau Flygare Carlén. Beide sind in Deutschland bekannt genug, um noch etwas beizufügen, übrigens habe ich sie beide nicht gesehen, obwohl ich meine frühere Bekanntschaft gern erneut hätte.

Fräulein Bremer aber, die vom Himmel auch mit Glücksgütern gesegnete, war so eben auf einer Reise nach Frankreich und England begriffen, und Frau Carlén lebte, in tiefer Zurückgezogenheit und Trauer, um den Verlust ihres einzigen Kindes, eines jungen Mannes von zwanzig Jahren, der ebenfalls schon poetische Versuche gemacht hatte. — In Schweden sind beide Schriftstellerinnen weniger beliebt, als bei uns, obwohl man denken sollte, eine Nation, welche so wenige dichterische Talente aufzuweisen hat, müßte das Vorhandene um so mehr pflegen. Dies ist jedoch eben so wenig der Fall, wie anderswo. Die Neigung für das Fremde, besonders für das Französische, wird vielfach, aber fruchtlos angeklagt. Französische und englische Romane werden auch hier in Massen übersetzt, namentlich erstere allen übrigen vorgezogen, und das mittelmäßigste unnatürlichste Gebräu erhält den Vorzug, in Folge der spannenden Effekte, die jeder Franzose zu benutzen versteht. Ueber den deutschen Roman sind die Schweden in ihrem Urtheile fast einstimmig; sie erklären ihn für noch schwerfälliger und langweiliger, als was sie selbst be-

sitzen, und seit die scandinavische Union weiter um sich greift, und die Schweden für die Sache der Dänen eifrig Partei nehmen, ist die deutsche Literatur noch mehr in den Schatten getreten. Unter den Literaten, deren es wenigstens so viele giebt, daß sie einen Club unter sich bilden, der sich die grüne Gesellschaft nennt, sind einige, die sehr viel geschrieben haben, doch außer den Grenzen ihres Vaterlandes sind sie wenig bekannt, und die Meisten kämpfen mit der Ungunst der Verhältnisse, die in einem so kleinen Lande für den Schriftsteller doppelt schwer zu überwinden ist. Ein Maler oder Bildhauer kann aus diesem Norden auswandern und sich bei einer der großen Nationen, entweder in Deutschland oder in Paris, oder auch in Rom ansiedeln.

Manche haben dies gethan und werden es ferner thun; der Schriftsteller aber muß bleiben, denn auf fremdem Boden gedeiht er am allerwenigsten, und nicht wie jene hat er nur Pinsel und Griffel nöthig, um zu malen und zu bilden, was alle Völker verstehen, und die fremden vielleicht zum besten, sondern er hat eine eigene Sprache, die nur sein eigenes Volk ganz begreift, und seine Bilder sind mit Farben gemalt, welche er nur aus dieser Sprache mischen, und mit ihr allein Gedanken lebendig machen kann. Die Herren Nybom, Carlén, Blanche, Braun, Bjursteen und wie sie weiter heißen, sind gewiß in vieler Beziehung wenigstens eben so gut und besser, als die meisten der Verfasser fran-

zösischer Bücher und Geschichten, die man überall hierorts antrifft, aber wie sollen sich Talente herausbilden wenn das Volk, für welches sie schreiben, so wenig Notiz von ihnen nimmt. Der Finne Runeberg, dem der russische Kaiser einen Orden gegeben und zum Professor gemacht hat, ist jedenfalls der erste unter den jetzigen Poeten, die in schwedischer Sprache schreiben, und er verdient seinen Ruhm vor Vielen durch manche gelungene phantasie- und geistvolle Gedichte, und charakteristische Gemälde, obwohl die Schweden mit ihrem leicht entzündlichen Enthusiasmus diese Bewunderung übertreiben, um so mehr, da Runeberg ihre schwache Seite mit seinen patriotischen Gesängen getroffen hat. Jetzt, da er den russischen Orden trägt, ist sein Ruhm in Schweden etwas verblichen, allein warum rief man den Dichter nicht zu seinem Volke? Warum gab man ihm mit dem Lorbeer nicht auch ein Stück Brot, und schüttelt nun sehr weise den Kopf, daß er dies vom russischen Kaiser angenommen hat. Es ist tragikomisch genug, daß die Menschen und Völker überhaupt so wenig daran denken, daß ihre Dichter doch auch einige irdische Speise und nothdürftige Kleider nöthig haben. Ihre Werke lesen wollen sehr viele, für's Kaufen aber bedanken sich die Meisten, als hätte der Gott, der die Lilien kleidet und die jungen Raben nährt, auch immer noch ein paar abgelegte Röcke für seine Lieblinge

übrig, die doch seit der Welttheilung von ihm vergessen wurden.

Ich habe nicht gehört, daß ein schwedischer Dichter sich irgend einer Pension vom Staate oder vom Könige erfreute. Im preußischen Budget von Hundert und so und so vielen Millionen figurirten, wenigstens vor einigen Jahren einmal Eintausend Thaler zur Unterstützung und Belohnung verdienter Schriftsteller; aber ich glaube nicht, daß die schwedischen Stände sich selbst zu dieser bescheidenen Höhe von Nationalbelohnungen für die Genies im Lande aufgeschwungen haben. Es ist damit allerdings auch eine üble Sache. Man belohnt doch nur die Dichter von sogenannter guter Gesinnung, kauft den Mann und seine Feder oder macht den beredten freisinnigen Geist stumm. Louis Napoleon ist auch darin ein Meister und Vorbild. Steht es nun in der schönen Literatur und Dichtkunst nicht zum Besten in Schweden und den nordischen Reichen, so sieht es in den Wissenschaften auch nicht viel anders aus. Bedeutsam Großes wird nirgend geleistet. Man hat verschiedene tüchtige Gelehrte, fleißige Sammler, gute Köpfe, geachtete Lehrer, Professoren und Academiker; besonders hervorragende Geister, anstaunenswürdige Wunderthiere, die einen gewissen abergläubischen Ehrfurchtsschauer verbreiten, wenn ihr Name ausgesprochen wird, hat man nicht. Es werden verhältnißmäßig nicht viele gelehrte Bücher in Schweden

gedruckt, was jedesfalls kein Unglück für ein Volk ist; weit eher könnte man den Maßstab aufstellen, daß je mehr ein Volk sich auf's Schreiben legt, um so mehr es Kraft zum Handeln verliert, und um so leichter es eine Beute demoralisirender Gewalt und Willkür wird. Was aber die Tagespresse anbelangt, so zeigen die vielen umfangreichen Blätter, deren es in Stockholm allein ein halbes Dutzend giebt, daß es an politischen Parteien und der Lust, Theil an den Welthändeln zu nehmen, den Schweden nicht fehlt. Jede Stadt hat eine oder mehrere Zeitungen, und meist sind diese anständiger ausgestattet, als wir es in Deutschland gewohnt sind, wo man häufig noch das möglichst graueste und schlechteste Löschpapier, und den miserabelsten Druck für gut genug dazu hält. Dem entsprechen allerdings auch unsere Preßverhältnisse, während die Schweden sich wirklich frei bewegen können, und es ihre Schuld ist, wenn sie es nicht besser thun. Mit ganz richtigem Blick ahmt man hier den Amerikanern nach; d. h. man sucht die Zeitungen durch größtmöglichste Billigkeit zu verbreiten und die Lust des Publikums, Anzeigen zu machen, durch die sehr geringen Preise derselben zu unterstützen. Die Regierung hilft dabei, indem sie nicht etwa jeden Quadratzoll Papier besteuert, sondern jede Zeitung bis in den entferntesten Winkel des Landes für eine Kleinigkeit befördert. Von Postdebitsentziehungen, von Concessionen zu Zeitungen, Verboten der-

selben, kurz, von jedweder Bedrückung der Presse ist nicht die Rede. Es besteht hier wirklich noch ein constitutionelles Rechtswesen, dem die Regierung sich nicht entziehen kann. Sie kann mißliebigen Zeitungen nicht die Verbreitung abschneiden, sondern muß jede, auch das schlimmste Oppositionsblatt befördern; eben so wenig kann sie aus Staatsmitteln Zeitungen für ihre Interessen bezahlen oder ergebenen Blättern besondere Vortheile zuwenden. Das offizielle Organ ist die Post- und Reichszeitung, welche die Regierungsbekanntmachungen, Ernennungen, Beförderungen u. s. w. offiziell anzeigt, und daher den Vortheil hat, von Behörden, Beamten und wer sonst die Regierungsnachrichten zuerst wissen will, gehalten zu werden. Trotz dessen ist diese Zeitung nicht viel verbreitet. Die weit hinreichendste ist das Aftonblad (Abendblatt), das an 8000 Abnehmer haben soll, auch zugleich als das freisinnigste Organ der Stockholmer Presse gilt. Man muß sich jedoch vor diesem Ruf nicht allzusehr erschrecken, der mehr aus der Vergangenheit stammt, wo dies Blatt mit großem Talent von einem der bedeutendsten Publicisten Schwedens, dem Herrn Lars Hjerta im Sinne der gemäßigten Demokratie geleitet wurde, als er jetzt verdient werden würde, wo Aftenblad das Organ des gemäßigten Constitutionalismus ist, welcher sich seltsamlich mit seinem jungscandinavischen feurigen Enthusiasmus paart. Das Dänenthum hat jetzt an dieser Zeitung

seinen eifrigsten Freund, und Deutschland einen schlimmen Widersacher. Im Uebrigen aber wird eben nicht viel Geist in Leitartikeln hier verpufft, und überhaupt steht die gesammte nordische Presse auf keiner sehr hohen journalistischen Stufe. Als Sammelplätze von Neuigkeiten aus der ganzen Welt haben Zeitungen überhaupt einen untergeordneten Werth. Die eine schreibt von der andern ab, was sich da und dort begeben, und jede bringt jeden Morgen oder Abend den gesammten, zusammen gelöffelten Brei, um ihn ihren Lesern einzufüttern.

Der geistige Theil einer Zeitung besteht dagegen in ihren eigenen Artikeln, mit denen sie ihren Standpunkt und den ihrer Partei vertritt. Je größer der Kreis ist, der auf ihre Weisheit hört und schwört, um so größeren Einfluß übt sie aus, und hier in Schweden, wo die Presse wirklich frei ist, könnte es wenigstens eine Times im Kleinen geben, was aber jetzt am allerwenigsten der Fall ist. Eine kühne und entschiedene Opposition gegen die Regierung ist nicht vorhanden, eben so wenig hat die Presse einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß die Regierung gezwungen würde, sich danach zu richten. Wäre dies der Fall, so würde die alte verrottete, vierständige Verfassung längst nicht mehr fortbestehen, aber die Presse ist machtlos gegen die mächtige Priesterschaft und den zahlreichen Adel. Dieser Stützen des alten Gebäudes sicher, läßt die Re-

gierung die Opposition der Presse schreien, wie sie will, und je weniger diese fähige Köpfe besitzt, welche scharf einschneidend und kenntnißreich alle Zustände der Verwaltung, Justiz u. s. w. zu beleuchten vermögen, um so mehr zucken Aristokraten und Bureaukraten die Achseln. Ein vornehmer Herr, der diese beiden Eigenschaften vereinigt, drückte mir seine entschiedene Mißachtung der Zeitungsschreiber folgendermaßen aus. Sie sind meist völlig unwissend, sagte er, ohne staatsmännische und politische Einsicht, rohe Lärm- oder Spaßmacher, Schreier, denen man hier zwar nicht den Mund stopft, an welche man sich aber auch nicht kehrt. Käme unsere Presse auf einen höheren Standpunkt, so könnte sie von Einfluß werden, gegenwärtig hat sie gar keinen, oder doch einen nur sehr geringen.

Dies Urtheil eines solchen Herrn ist allerdings nicht unbedingt zu unterschreiben, denn man kennt diese Sprache auch bei uns genügend, aber so viel ist gewiß, daß die schwedische Presse regsamer sein könnte, obwohl sie namentlich jetzt in ihren Fortschrittskämpfen durch die Macht der materiellen Fragen sehr beeinträchtigt wird. Die sozialen Fragen sind in Schweden noch fast gänzlich todt, Arbeiterzeitungen oder Volkszeitungen giebt es nicht. Eine in Stockholm erscheinende, „Volksrecht" genannte Zeitung ist ein Spott- und Schimpfblatt, das corsarenmäßig Jeden anfällt, der nicht Tribut bezahlt, und oft schon dazu gebraucht worden ist, liberal ge-

sinnte Männer zu beschimpfen. Auch das schwedische Junkerthum hat seine Kreuzzeitung, in der mit seinem Gelde gestifteten „Schwedischen Zeitung". Man muß sich über die Wahlverwandschaft freuen, welche solche Organe in allen Ländern Europas zur Schau tragen. Die Russen haben auch hier ihre Schmeichler, und der Despotismus, welcher über Europa seine schwarzen Flügel ausbreitet, besitzt auch in Schweden manche eifrige Verehrer, wenn auch ihre Zahl eine kleine und bis jetzt wenigstens nicht übermächtig einflußreiche Minorität bildet.

Was die Künste in Schweden betrifft, so war eben die Ausstellung in Stockholm eröffnet, wo man sich einen allgemeinen Ueberblick der gegenwärtigen Leistungen verschaffen konnte. In den Sälen der Akademie der freien Künste, einem ziemlich bescheidenen, aber geschmackvoll einfachen Gebäude, welches, wie das meiste, was Kunst und Schönheit betrifft, dem kunstliebenden Könige Gustav dem Dritten sein Entstehen verdankt, waren über 300 Gemälde und plastische Arbeiten vereinigt, welche mit wenigen Ausnahmen von schwedischen Künstlern stammten. Die Mehrzahl bestand, wie bei jeder Ausstellung, aus Portraits und Landschaften, darunter verschiedene sehr gute. Titel haben die Schweden als ein monarchisches Volk eben so gern, wie die getreuen Unterthanen anderer Könige und Fürsten. Es gibt eine erstaunliche Menge Hofmaler, königliche Akademiker und

Professoren, königliche Architekten und sogar königliche Lithographen, was vielleicht in Deutschland noch zum edlen Wetteifer anreizen könnte. Bei einer so reichen Geschichte wie die schwedische, voll gewaltiger blutiger Thaten, innerer Kämpfe und furchtbarer Menschen- und Königsschicksale ist es zu verwundern, daß nicht mehr historische Bilder gemalt werden. Aber sie haben ja auch keinen dramatischen bedeutenden Dichter, keinen Romandichter für ihre, an mächtigen epischen Stoffen so ergiebige Volks- und Königs-Historie. Gustav Adolfs Kriegszüge in Deutschland, sein Tod, seiner Tochter unrühmliche Handlung, die Ermordung Monaldeschis im Schlosse zu Fontainebleau hatten allerdings drei Hofmalern zu großen Figurenbildern Anlaß gegeben; vorzügliches Talent offenbarte sich jedoch nicht daran. Was könnte nicht aus Karls des Zwölften Geschichte gemalt werden, und wie viel aus älterer und späterer Zeit. Unter den Landschaften befanden sich auch einige Bilder, die von dem Kronprinzen herrührten, welcher Kanzler der Akademie, dabei auch Maler und Dichter ist, und gar kein übles Talent in Anwendung des Pinsels offenbarte. Wenn solche hohe Herren in die Künstlerreihen treten, weiß man freilich immer nicht, wie viel von ihren Werken ihr wirkliches Eigenthum oder was die bessernde Hand hülfreicher Diener dabei gethan hat. Es ist aber immer doch anzuerkennen, wenn ein Kronprinz es nicht verschmäht, zu einer Kunstaus-

stellung beizutragen, und man hat mir von mehreren Seiten erzählt, daß Se. Königliche Hoheit auch freimüthigen Tadel zu schätzen und zu ertragen weiß. Einem deutschen Prinzen, auch keinem sehr kleinen, ja nicht einmal dem allerkleinsten würde es schwerlich einfallen, seine Arbeiten im Kunstfache der öffentlichen Kritik auszusetzen; Manches läßt sich auch wohl mit Grund dagegen sagen, aber charakteristisch genug bleibt es immer, und gefallen hat es mir, daß der königliche Kanzler der Akademie vor aller Welt beweist, daß er praktisch etwas von der Sache versteht. In Schweden, wo es so viele adlige Herrn, reiche Kaufleute, Fabrikanten, Eisenwerkbesitzer u. s. w. gibt, könnte sich, wie man meinen sollte, auch eine Malerschule bilden, und wenn die Kunst gehörig unterstützt und bezahlt würde, hätten die besten Künstler nicht nöthig, auszuwandern. Es wird jedoch im Ganzen wenig gekauft, zumeist noch von der bürgerlichen Geldaristokratie; der Adel gibt nur den Portraitmalern zu verdienen, und an den Tagen, wo ich die Ausstellung besuchte, war es dort immer zum Erschrecken leer. Manche Landschaften von Berg, Höckert, Larsson und Släck würden auch bei uns wohlverdienten Beifall finden, und mehr als ein junger schwedischer Künstler ist auch schon nach Deutschland oder Paris gezogen, und macht weit bessere Geschäfte mit seiner Kunst als im eigenen Vaterlande. Eine vortreffliche Genremalerin, Fräulein Lindegren, ist in Paris Mode geworden, und was ich

hier auf der Ausstellung von ihr sah, rechtfertigt ihren Ruf, durch die feine und innige Behandlung und Ausführung ihrer Bilder.

Bei kleinen Völkern haben Kunst und Literatur immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine große Nation hat ganz andere Mittel, ihnen Glanz und Verbreitung zu geben. Hier bei den wenigen Millionen Menschen, welche so wenige Städte besitzen, kann nicht gar zu viel dafür geschehen. Die Kunst findet doch nur bei den großen Völkern ihr Asyl. Die Könige und ihre Höfe, die Vornehmen und die Reichen sind die Schützer, die Förderer und Sammler, und in Schweden hat es wenigstens einen König gegeben, der, welche anderen Fehler ihm auch vorzuwerfen sind, doch Kunst- und Ruhmesliebe genug besaß, um Kunst und Künstler zu ehren und Sammlungen ihrer Werke zu veranstalten. Gustav der Dritte hat gesammelt, was ihm zu sammeln möglich war, und die besten Gemälde und plastischen Werke, welche in den Gallerien des Schlosses vorhanden sind, verdanken die Schweden ihm. Die Gemäldegallerie enthält nichts hochberühmtes, aber doch manche gute Werke alter Meister aus italienischen, niederländischen und deutschen Schulen; altschwedisches gibt es eben nicht viel, doch was davon in Portraiten vorhanden, befindet sich in der merkwürdigen Sammlung in Gripsholm, welche kein Fremder zu sehen versäumen muß. Alle Könige und alle berühmten Männer, die

mit Schwert und Feder, mit Rath und That in die Geschichte dieses Landes eingiffen, alle Frauen, welche ihre Rollen darin spielten, finden sich dort vereinigt, und ebenfalls ist dies Gustavs des Dritten Werk. Wie vor einem großen Bilderbuche wandelt man durch diese Säle, und liest, was einst geschehen in diesen langen Reihen historischer Gestalten und Gesichter, von denen nichts weiter übrig geblieben. In Hamptoncourt bei London ist eine ähnliche Nationalgallerie, jedoch bei Weitem nicht so vollständig, noch weniger genügt das, was von den Franzosen in Versailles dafür gethan wurde. Die kleinen Sammlungen im Schlosse zu Stockholm haben dagegen nur einen bescheidenen Werth gegen die wundervollen Kunstschätze des Louvre, und sie sind obenein oft genug schon beschrieben worden, um mich länger dabei aufzuhalten; aber übel ist es doch, daß man in Schweden noch gar keine Anstalt macht, von Seiten des Staates der neuen Malerei einige Unterstützung zuzuwenden. Auch bei uns geschieht dies leider nicht. Viele deutsche Fürsten geben allerdings ihr eigenes Geld dazu her, kaufen sich Bilder, um ihre Schlösser zu schmücken oder Privatgallerien anzulegen, und so kauft auch König Oskar, und beschäftigt manche Künstler, aber der Staat thut nichts, als ob die neue Kunst nicht nöthig hätte, von den Völkern geschützt und ihre vorzüglichsten Kunstwerke in Nationalmuseen vereinigt zu werden. Franzosen und

Belgier machen es anders. Sie setzen Preise aus, und was enthält die Gallerie im Luxembourg nicht an edlen Schätzen.

Die Dänen, denen ein Deutscher in mancher Beziehung nicht viel Gutes nachsagen kann, sind in ihrem kleinen demokratischen Staate doch rasch dabei gewesen, auch den Anfang zu einer Nationalgallerie aus den Werken neuer Meister zu bilden, und sie haben vor allen Dingen den Patriotismus mit mehreren Schlachtstücken aus dem schleswig-holsteinischen Kriege angefeuert, auf denen die Preußen in jämmerlicher Weise ausreißen. Aber es gibt dort auch einige andere Bilder, die von allgemeinerem Werthe sind, und für Sculpturen haben die Dänen einen kostbaren Schatz an Thorwaldsens reicher Hinterlassenschaft. Damit kann sich alles, was Stockholm besitzt, nicht vergleichen, dennoch aber ist es werthvoll genug. Geniale Fürsten finden auch Künstler, die zu ihnen passen; so fand Gustav der Dritte den genialen Sergel, der das Beste geschaffen hat, was ein schwedischer Bildhauer bis jetzt zu Stande brachte. Seine berühmte Gruppe: Amor und Psyche und sein Faun sind die Prachtstücke der Gallerie und oft genug haben sie die besten Kenner zu glänzender Anerkennung bewegt. Sergel ist einer der wenigen Meister, die den kalten Stein beleben konnten, ihm Blut und Herzschlag zu geben wußten. Als ein armer Knabe wurde sein Bildnertalent zufällig beim

Schloßbau entdeckt, und er fand Gönner und wurde nach Rom geschickt. Von dort rief ihn König Gustav zu sich, machte ihn zum Ritter und zum Edelmann, doch diese Gunst und Gnaden hat er besser vergolten, als viele neu geadelte Herrn. Er schmückte das Museum mit seinen Statuen, schmückte die Kirchen mit edlen Monumenten, die Säle des Königs und der Vornehmen mit vorzüglichen Büsten, und betrieb, als Reisebegleiter Gustavs, in Italien die königlichen Ankäufe, denen das Museum die herrlichen Statuen des Endymion und des Apollo verdankte. Im Jahre 1814 erst ist Sergel gestorben, aber noch sind die Schweden mit Recht stolz auf ihn, und weder sein Schüler Byström, noch Fogelberg mit seinen kolossalen Königsstatuen, und Odin, Thor und Balder, sammt anderen Göttern haben ihm seinen Ruhm streitig machen können.

Das Beste, das Byström den Stockholmern hinterlassen hat, ist seine wundervolle Marmorvilla auf dem höchsten Felsenhügel im Thiergarten, aber das undankbare Volk hat es ihm nicht gedankt. Byström hatte wie Thorwaldsen lange in Rom gelebt und viel Geld verdient, endlich aber packte er, wie jener, alle seine Kunstschätze und sein Geld zusammen, kehrte in sein Vaterland zurück und baute die herrliche Villa auf der schönsten Stelle im Thiergarten, die es weit und breit gibt. Sein ganzes Vermögen ging darauf, dies edle Haus zu schaffen und zu schmücken, das einen wahr-

haft alladinischen Eindruck macht. Alles ist Marmor darin und daran oder pompejanische Malerei. Marmortreppen und Marmorhallen, von den schönsten Säulen geschmückt, staunt der Fremdling an. Die Säle sind mit Marmorarabesken und Medallons, Reliefarbeiten und Zierrathen herrlich geschmückt; im ganzen Norden ist nicht ihres Gleichen, aber freilich wäre es besser gewesen, wenn Byström auch für ein italienisches Klima hätte sorgen können. Zu erwärmen sind diese Räume nicht; zur Winterzeit liegen sie mitten in öder Eiswüste, und Byström selbst hat wenig Freude daran gehabt; er ist bald gestorben. Nun hätte das Land zutreten und seine Arbeiten zusammen halten, sein Haus zum bleibenden Tempel der Musen machen sollen. Statt dessen ist der ganze Nachlaß zersplittert. Sein undankbares Vaterland spricht jetzt geringschätzig von dem todten Künstler, der, was Schönheit und Weichheit der Formen betrifft, immer doch zu den Ersten gehört, und dessen weibliche Gestalten daher von Kennern sehr hoch geschätzt werden. In England befinden sich Byströms vorzüglichste Arbeiten, so haben denn auch Engländer den besten Theil seiner hinterlassenen Werke gekauft, und das Haus ist so eben von einem Börsenmakler erstanden worden. Es ist dies ein ganz ehrenwerther praktischer Geldmann, welcher aus Armuth zu großem Reichthum gelangt ist, und wohl im Stande sein dürfte, eines schönen Tages diese ganze Herrlichkeit von Marmor-

säulen und Hallen auf die Auction zu schicken, um ein vernünftiges, warmes schwedisches Wohnhaus aus der italienischen Villa des wunderlichen todten Meisters zu machen.

Wenn man aber den Schweden auch vielleicht nicht allzugroße Kunstliebe und Kunstgefühle zutraut, so hält man sie doch, seitdem Jenny Lind und einige andere schwächere Exemplare schwedischer Nachtigallen über die Welt geflogen sind, für ein Volk, wo die Sänger und Sängerinnen in jedem Busch wachsen, und hat daher von schwedischer Musik und Gesangkunst weitreichende Begriffe. Abgesehen davon aber, daß noch niemals ein schwedischer Komponist irgend ein allgemeinen bekanntes und berühmtes Tonwerk geschaffen hat, ist auch, wie ich schon bemerkte, der auffallende Mangel an öffentlicher Musik kein gutes Zeichen für die Musikliebe; was ich jedoch davon gehört habe, mußte die Erwartungen noch mehr herabstimmen. Auf Klavieren aller Art wird allerdings rechtschaffen umher geklappert, der Dilettantismus macht sich hier so breit wie irgend anderswo; auch gibt es in Schweden treffliche und tüchtige Musiker, und einige vorzügliche Liedercomponisten; endlich ist die Kapelle der Oper gut eingespielt und gut dirigirt. Aber der Kapellmeister ist ein Italiener, und die besten Mitglieder sind zum Theil Deutsche. — Die Sänger und Sängerinnen der Oper sind Schweden, und man muß gestehen, daß viel Theaterenthusiasmus

hier vorhanden ist. Die Oper wird fleißig besucht; sie ist das beste und erste Vergnügen der guten Gesellschaft in Stockholm während des Winters, wo man wenige andere Vereinigungspunkte und geistige Anregungen besitzt; aber man muß sehr mäßige Ansprüche mitbringen, oder den nöthigen patriotischen Enthusiasmus besitzen, um befriedigt zu werden.

Das Haus ist von Gustav dem Dritten erbaut und zu seiner Zeit ist es gewiß vortrefflich gewesen; auch war immer ein Hoftheaterintendant an die Spitze der Kunst gestellt, deren letzter, ein Baron Bonde, sogar von königlicher Abkunft war, was freilich leider nicht ausschließt, daß man von Kunst und Kunstwesen doch blutwenig verstehen kann. Dieser Baron aus der Heidenzeit hat jetzt einem jungen bürgerlichen Magister Platz machen müssen; eine, großes Aufsehen machende demokratische Neuerung, von welcher die Schweden viel Gutes hoffen, was man ihnen wohl wünschen kann. Möge der Herr Magister das ganze Haus gehörig umkehren, an dem die Eingänge und Treppen, die geräumige Bühne und mancherlei technische Vorzüge zu loben sind, allein die Baukunst hat seit jener Zeit doch viele Fortschritte gemacht, und außer der gelungenen Akustik verlangt der Zuhörer auch einigen Glanz, einige Bequemlichkeit, eine gewisse Möglichkeit sich drehen und bewegen zu können; denn wie ist es möglich, ein Kunstwerk zu genießen, wenn man sich in fortgesetzter Gefahr

jammervoller Zerquetschung seiner gesunden Arme und Beine befindet, deren Blutstockungen und Leiden man trostlos und hülflos mit ansehen muß. Seit einigen Jahren hat die Einführung des Gaslichtes die schreckliche Folge gehabt, daß, was früher im correggianischen Halbdunkel verborgen ruhte, jetzt grell beleuchtet wird. Schmerzensvolle Gesichter starren von allen Seiten her den Gepeinigten brüderlich klagend an, der sich vergebens bemüht, durch den Anblick der vier verräucherten Logenreihen zu einigen anderen besseren Gedanken zu kommen. Ich glaube nicht, daß dies Haus seit seiner Erbauung jemals gründlich gesäubert, und seine innere Einrichtung erneut wurde. Glorreich kann es sich neben das Hofburgtheater in Wien stellen, allein trotz dessen ist diese Aehnlichkeit zu bedauern, denn es könnte bei den Vorzügen, die es besitzt, mit einigen Geldmitteln und einiger Rührung für die von Gott bestimmte Ausdehnung und Rundung des menschlichen Körpers, ein angenehmer Aufenthalt werden. Man hätte gewiß nicht nöthig, die Pracht und Bequemlichkeit des Berliner Opernhauses zum Muster zu nehmen; möchte man daher in des Himmels Namen den verschönernden historischen Schmutz und Rost sitzen lassen, wo er sitzt, wenn man nur die Sitze ein wenig erweitern, und bedenken wollte, daß jeder Christ mit Schienbeinen und Kniescheiben nach himmlischer Bestimmung noch immer zur Welt kommt.

Als ich zum ersten Male jetzt die Oper besuchte,

wurde der Rossinische Wilhelm Tell gegeben, und mit Hochgefühl schlug mein Herz, denn ein deutscher Sänger gab den Junker Rudenz, ein Deutscher erregte hier im Lande der Nachtigallen ungeheures Aufsehn, ein Deutscher, der kein Wort schwedisch verstand, sang eine lange Reihe von Gastrollen deutsch, und jede wurde ihm mit 500 Bankthalern bezahlt. Es war dies der kaiserlich königliche Hofopterntenorist, Herr Ander aus Wien, der, wenn auch über die erste Blüthe hinaus, doch ohne Zweifel immer noch auch in Deutschland, wo die Tenore am allermeisten auf den Bäumen wachsen, zu den ersten und besten gehört. Aber 500 Bankthaler sind beinahe 300 deutsche Thaler, und selbst in Deutschland würde Herr Ander diese schwerlich irgendwo für einen Opernabend erhalten. Dazu waren ihm nicht weniger als 24 Gastrollen zugesichert, das Theater aber hatte sich durch Subscriptionslisten und doppelte Preise wenigstens zum Theil gedeckt. Bei dieser ersten Aufführung des Wilhelm Tell erschien nun der König und die ganze königliche Familie in der königlichen Loge, und da es Sitte ist, daß beim Erscheinen jedes Mitgliedes des königlichen Hauses die ganze Versammlung sich erhebt, so hatte man öfter die Freude, einige Augenblicke aufstehen zu können, um alsdann wieder in ein Gedränge menschlicher Glieder und Gebeine zurück zu sinken, welche vermöge ihrer Schwerkraft und einer glücklichen Elasticität, sich so liebens-

würdig dicht in einander schmiegten, daß des seligen Hamlets sehnsuchtsvoller Ruf: „O schmölze doch dies allzu feste Fleisch und löste sich in Tropfen Wehmuth auf", hier vollständig befriedigt werden konnte.

Aber die Schweden, sonst ein so viel gerühmtes, monarchisches Volk, üben im Theater die löblichste demokratische Gleichheit. Die königliche Loge zeichnet sich weder durch Glanz, noch durch beneidenswerthe Einrichtungen aus, und eben so wenig sind im ersten Range aufreizende aristokratische Vorurtheile zu bemerken. Ich saß dort neben einem der Herrn Minister, doch dieser hochgebietende Mann befand sich in derselben drangvoll fürchterlichen Enge. Schwerlich hat ihn sein Ministersitz jemals so gedrückt, wie dies schmale Brett ohne Lehne, auch sind seine Hände gewiß niemals so gebunden gewesen, als an diesem Abend. Was die Oper betrifft, so wurde die Musik gut ausgeführt und zu meiner Befriedigung mein deutscher Landsmann mehrere Male gerufen und mit Blumensträußen beworfen, welche er als Zugabe zu den 500 Bankthalern auch dankbarlich an sein großmüthiges deutsches Herz drückte. Die gesammten übrigen Sänger dagegen waren höchstens Mittelmäßigkeiten, auch nicht ein Einziger, der darüber hinausging; dieses Urtheil mußte sich beim öfteren Besuch der Oper nach allen Richtungen hin bestätigen. An ersten Sängerinnen besaß diese Bühne damals nur das auch in Deutschland bekannte Fräulein

Westerstrand, neben ihr einige mitlaufende Soubretten; das beste Talent, Fräulein Mychale, befand sich auf Reisen, da man ihre Forderungen nicht hatte bewilligen wollen. Die Westerstrand, welche jetzt in Paris ist und dort sehr gut gefallen soll, was nur beweisen würde, daß es auch in Frankreich an großen Sängerinnen fehlt, hat eine angenehme, für Colorationen fein ausgebildete, aber sehr kleine und schwache Stimme, über welche die Schweden nach ihrer Manier weit mehr den Stab brechen, als sie es verdient. So ist dann aber wirklich an dieser Oper auch erst ein mäßig hervorragendes Talent, und eben so wenig im Schauspiel ein dramatischer Künstler, von dem man Bedeutendes sagen könnte. — Wo sollen große Schauspieler bei einem Volke herkommen, das nicht einen dramatischen Dichter hat, das Alles vom Auslande, Vieles von Deutschland bekommt, dafür aber Deutschland über die Achsel ansieht und von der deutschen Verkommenheit spricht, als wäre alles Deutsche doch eigentlich nur mit Fußstößen zu traktiren. Doch das ist freilich nicht Schuld des schwedischen Volks, dessen wahrhaft gebildeter Theil so human denkt und empfindet, wie man es wünschen kann; es sind vielmehr eine Anzahl verscandinavichter Deutschenfresser, und der Modeton in gewissen Klassen, die da meinen, es gehöre dazu, sich abgeschmackt zu gebehrden und über Deutschland, als über ein verkümmertes Barbarenland zu urtheilen, wenn man aber die

Nase in die Welt hinausstreckt, sei es nach Norden oder nach Süden und sieht — daß Gott erbarm! wie es bei unsern guten Nachbarn beschaffen ist, so findet man denn doch, daß auch Denen noch mancher Balken im Wege liegt, den sie billiger Weise forträumen könnten, ehe sie über unsere Splitter und schwarze Wäsche stolpern möchten. Läuft Einem aber auch im deutschen Lande die Galle oft über, und man möchte gern beide Fäuste nehmen und drein schlagen, so soll dennoch Jeder, wie es Recht ist, auftreten, wenn er im Auslande so viel übermüthige Lästerung auf sein Vaterland häufen sieht. Das aber ist unsere eigene Schuld und Schande, wenn wir es nicht thun, wenn wir es mit Schafsgeduld ertragen, den Kopf nicht hoch heben, statt zu antworten, wie es sich gehört. Es steht leider freilich Vieles übel bei uns, und Gott besser's! Jeder helfe dazu, aber das deutsche Volk hat denn doch noch eine andere Zukunft, wie dies nordische Felsenland. Der Tag wird kommen, wo das deutsche Volk sich nicht mehr von Dänen und anderen höhnenden Philistern ungestraft an Bart und Nase zupfen läßt, was kann aber das deutsche Volk dafür, daß es solchen Uebermuth jetzt dulden muß! Bis es dahin wieder kommt, daß das Unglück ein Ende nimmt, das deutsche Volk seines Namens Ehre rettet, muß es uns doch trösten, daß wir in Allem, was Kunst, Wissen und jegliche Geisteskraft heißt, hoch obenan stehen und auf manche Tugend und

manche Geschicklichkeit stolz sein können, die unserem Volke beiwohnen. Warum sind wir denn, wie man sagt, so mißachtet im Auslande und verspottet, selbst von diesen kleinen, nordischen Stämmen, die obenein Fleisch von unserem Fleisch, und Blut von unserem Blute sind? Weil wir es demüthig einstecken und uns gehorsamst bedanken, statt unsern Hut aufzusetzen wie Männer. Ueber die Franzosen schimpft keiner, obwohl sie politisch sich noch weit ärger knechten lassen, aber der Franzose tritt in der ganzen Welt auf, wie ein kecker Bursch, der Deutsche wie ein Mensch mit schlechtem Gewissen, und doch sind's die Deutschen mit ihrem Fleiß, ihrem Geschick, ihrer Arbeitskunst und Fähigkeit, die überall als die Ersten erscheinen.

Darum hat's mich auch viel gefreut, wie auch hier in Stockholm manche Deutsche in Geschäft und Gewerbe gute Namen tragen, und es gereichte zu meiner großen Belustigung die heftigen Streite, um den Sänger Ander zu hören, der den Schweden für 12 tausend Bankthaler Opernrollen vorsang, und obenein deutsch. Stockholm war darüber in Aufruhr, die lebhaftesten Streite und Kämpfe in allen Kreisen erinnerten mich lebhaft an die glorreiche Zeit, wo auch bei uns die Heiserkeit einer Sängerin oder das Bein einer Tänzerin, eine Theaterintrigue oder ein Gastspiel Ereignisse von welthistorischer Bedeutung waren. Stockholm war im Laufe des Juni vom größten Theil der vornehmen Gesellschaft

verlassen worden, das Opernhaus wurde leer, und mit wahrer Wuth fordete die antideutsche Partei, Ander sollte aufhören zu singen, es sei eine Schande, mit welcher Kaltblütigkeit er fortführe, jeden Abend 500 Bankthaler einzustecken. Andererseit liefen die Damen, welche sich dem hübschen, blonden Sänger besonders gütig zeigten, Hände ringend umher, setzten Himmel und Erde in Bewegung für ihn und sein Recht, kauften Billete und Blumen, kränzten und beklatschten ihn allabendlich, kauften seine Lithographie, hingen diese belorbeert in ihre Schlafkammern, und die hellen Nächte erlaubten ihnen zu schauen, zu wachen und zu seufzen.

In meinem Leben habe ich nicht einen solchen wilden Enthusiastenkrieg um einen Sänger gesehen, nur der Klavierspieler Lißt brachte seiner Zeit Aehnliches hervor; aber man beneidete ihn nicht um die Einnahme wie hier, wo man alle möglichen Verläumdungen in Bewegung setzte, den habgierigen, Schweden ausplündernden und ruinirenden Deutschen aus dem Lande zu jagen. Jenny Lind hat sich in Europa einige hunderttausend Thaler zusammen gesungen und brandschatzt noch jetzt mit den Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit Deutsche und Engländer. Dieser Deutsche wollte blos zwölftausend lumpige Bankthaler von den Schweden mitnehmen, und er that dies mit unzerstörbarem Eifer zu meiner freudigen Genugthuung. Nicht ein Gastspiel schenkte er ihnen, und ich gab ihm ganz Recht, als er

mir seine Gründe auseinandersetzte. Große Herren brechen ihre Contrakte ohne weiteres, wenn sie ihnen nicht vortheilhaft sind, warum jedoch kleine Leute vortheilhafte Contrakte brechen sollen, ist schwieriger einzusehen. — Was aber endlich Summa Summarum alle Künste und Wissenschaften in Schweden anbelangt, so ist mein Urtheil, daß das neue Scandinavien doch noch von dem verkümmerten und verrotteten Deutschland vielerlei wird lernen können.

7.

Die Industrie und ihre Fortschritte. Arbeit und Gewerbe. Adel, Priester, Staat und König.

Kunst ist es aber nicht allein, woran eines Volkes geistige Macht und Entwickelung sich erweist; es liegt die Generalprobe der Gesammtbildung, welche endlich zu der höchsten allgemeinsten Bildung führt, in allen Zuständen menschlicher Thätigkeit, in den Arbeitsverhältnissen, in den Erzeugnissen der Gewerbe, in Fabrikation und Handel, und was als Folge steigender Gesittung sich aufklärend an den Gesetzen und an dem Leben der Menschen im Staate merklich macht. — Wenn nun Jemand sowohl hier, wie in Norwegen und Dänemark einige geschmackvolle oder vorzügliche Nationalprodukte der inländischen Industrie einkaufen und mit nach Hause nehmen wollte, würde er in große Verlegenheit gerathen. Ich wüßte auch nicht einen Gegenstand, den er nicht in Deutschland viel besser und viel

billiger erhalten könnte. Man macht Vasen und Schalen aus Porphyr, aber sie sind sehr theuer; man hat vortreffliches Eisen in Ueberfluß, allein die Schweden selbst kaufen Messer und Gabeln, schneidende Werkzeuge überhaupt, in Deutschland, denn sie sind dort besser, feiner und weit billiger. Man hat Wollen, Baumwollen und Seidenfabriken, allein die reisenden Schweden werden nie vergessen, sich in Deutschland mit Kleidern und mit Leinwand zu versorgen. Man hat Stearinlichtfabriken, der König selbst läßt jedoch sein Schloß und seine Zimmer mit deutschen Lichtern erleuchten, die er für bedeutend geringeren Preis aus Deutschland bezieht. Obenein aber nimmt der Staat sehr hohe Einfuhrzölle, die, wie die Schweden selbst sagen, nur die Trägheit bestärken und den alten gewerblichen Schlendrian fördern. Sich anstrengen, erfinden, sich dem Neuen und Besseren zuwenden und das Veraltete von sich abthun, ist weder den Schweden, noch den Norwegern eigen, sie halten gern, so lange es irgend angeht, daran fest und beweisen auch hierbei ihre Zähigkeit. Es ist auf diese Weise nur zu erklären, daß die Fabrikation der Eisen- und Stahlwaaren noch so danieder liegt, daß man vom Auslande kaufen und deutsche Arbeiter aus Remscheid und Iserlohn verschreiben muß, um diese wichtige und so natürliche Industrie zu beleben. Daß man aber endlich wenigstens dazu gelangt, beweist doch, daß man in neuester Zeit aus dem Winterschlaf zu erwachen

beginnt, und so ist es in der That. Die letzten Jahre haben in Schweden Wunder gethan. Das viele leicht verdiente Geld hat den Speculationstrieb angeregt, zahlreiche neue Geschäfte und Industrieunternehmungen sind entstanden und noch viel mehr sind angeregt und im Werden. Schweden, das sonst selbst bei mittel guten Erndten Getreide einführen mußte, hat im letzten Jahre eine Million Tonnen ausgeführt. Der Preis aller Güter ist auf das Doppelte gestiegen, so auch der Preis der Grundstücke in den Städten, namentlich in Stockholm, wo man in's Bauen gekommen ist und in guten Gegenden mit Häusern eben so stark speculirt, wie bei uns. Die Landwirthschaft hat während der letzten zehn Jahre einen außerordentlichen Aufschwung genommen und warum? Weil viele deutsche Landwirthe sich in Schonen und Gothland angekauft haben, welche die deutsche rationelle Schlagwirthschaft, deutsche Ausdauer und Erfahrung mitbrachte. Von ihnen haben die Schweden gelernt, und man muß sagen, daß sie verständige Schüler sind, aber deßwegen bleibt es dennoch wahr: deutsches Geld und deutsche Kraft und Thätigkeit brachten den schwedischen Landbau vorwärts, und jetzt wird bis in den Norden hinauf viel Land urbar gemacht, nachdem man eingesehen, es könne nutzbar sein und Früchte tragen. Um es noch besser und kräftiger anzufassen, fehlt es nur an rüstigen Armen, die überhaupt jetzt in Schweden mangeln, und eben so oder noch mehr in Norwegen.

Ein großer Grundbesitzer sagte mir eines Tages: kein größeres Verdienst würden sie sich um Schweden erwerben, als wenn Sie fünfzig tausend und noch mehr deutsche Feldarbeiter, Tagelöhner und rüstige Männer mit ihren Familien zur Einwanderung bei uns bewegen könnten. Jeder große Grundbesitzer würde gern Kolonien davon anlegen, ihnen Haus und Feld geben, sie gegen Tagelohn beschäftigen oder, wie dies in Schweden Sitte, in ein gewisses Erbpachtsverhältniß mit ihnen treten, so daß gegen bestimmte Dienste Haus und Grund ihr Eigenthum wird, und nur im gesetzlichen und gerichtlichen Wege der Herr dies wieder einziehen kann, sie dagegen den Contrakt leicht lösen können. Solche Erbpracht oder Belehnung ist altgermanischer Gebrauch, woraus später freilich die Hörigkeit und Leibeigenschaft hervorging. In Schweden ist dies aber niemals der Fall gewesen und konnte auch nicht dazu kommen, da der Bauer jederzeit den Herrn verlassen durfte. — Von mehreren Seiten habe ich dieselben sehnsüchtigen Wünsche nach deutschen Knochen gehört, die den schwedischen Boden fruchtbar machen sollen, doch wenn ich auch glaube, daß es vielen deutschen Tagelöhnern mit ihren Familien in diesem Norden durch Fleiß und Ausdauer besser gelingen würde, ihr Brot zu erwerben, als jetzt in Deutschland, so will ich doch nicht dazu rathen. Fremd und verlassen auf der fremden Erde würden die Meisten doch immer sein und bleiben, und diesen rauhen Norden

urbar zu machen, in diesen nordischen Einsamkeiten zu wohnen, ist um so weniger Glück verheißend, da freies Eigenthum nicht dabei zu gewinnen ist und ein solcher Pachtbauer in Schweden gewöhnlich auch niemals Wohlstand erwirbt. Es kann aber wohl einmal bald dahin kommen, daß schwedische Agenten Deutschland durchstreifen und Auswanderer anwerben, die auf jeden Fall besser daran thun, als wenn sie nach Amerika oder gar nach Brasilien sich verlocken lassen.

Auch in den Städten fehlt es an Arbeitern, denn die erwachende Industrie braucht mehr Hände, als vorhanden sind, und Arbeit ist so gut eine Waare, wie Alles, was mit dem Tauschmittel Geld eingehandelt werden kann. Je mehr aber von einer Waare vorhanden, um so billiger ist sie, je mehr Nachfrage, um so höher steigt ihr Preis, und dieser hat sich jetzt für Arbeit verdoppelt. Ein Arbeiter konnte noch vor wenigen Jahren kaum einen Reichsthaler täglich verdienen, jetzt verlangt der einfachste Tagelöhner, der Steine zum Bau trägt, wenigstens zwei; Handwerker verdienen wohl drei, und nach ihrer Geschicklichkeit steigt der Lohn noch höher. Da läßt sich denn leicht auch das vertheuerte Leben ertragen und doch besser Haus hatten, als früher. Die Vertheuerung des Branntweins habe ich schon erwähnt, diese und der bessere Verdienst macht die untere Klassen ordentlicher und wirkt auf ihr Selbstgefühl. Wenn deutsche Handwerker, nach denen ebenfalls viel

gefragt wird, hier in Masse herkämen, würde sich die jetzige paradiesische Zeit bald ändern, denn sowie Arbeiter im Ueberfluß vorhanden sind, sinken natürlich die Arbeitspreise; allein zunächst würden hier doch für Manchen goldene Halme aus den Felsen wachsen.

Ein Deutscher, sagte mir ein Handelsherr, arbeitet für zwei und trinkt für einen halben Mann, was dem schwedischen Appetit zwar alle Ehre macht, aber doch cum grano salis verstanden sein will, denn was das Trinken anbelangt, so hat der Deutsche darin seinen altherkömmlichen Ruf wohl nicht leichtsinniger Weise verscherzt. Mäßiger, zum Ueberlegen geneigter und besonnener, ist der Deutsche im Allgemeinen aber wohl zu nennen, und wenn die Schweden überhaupt eine, für Handel und Industrie aufgeweckte Nation wären, hätten sie nicht bis jetzt gewartet, um ihre Landesschätze bestmöglichst zu verwerthen.

Diese Landesschätze bestehen in Holz und Eisen, doch mit beiden haben sie bisher schlecht gewirthschaftet. An Forstkultur haben die allerwenigsten gedacht. Die Wälder an den Küsten, und wo Holz leicht zu verwerthen war, sind umgehauen worden, Niemand aber hat daran gedacht, daß Bäume auch wieder gepflanzt werden müssen. Nun erst, wo das Holz fortgesetzt im Werthe gestiegen, fängt man an, auch Forstkultur zu schätzen, und wiederum sind deutsche Forstmänner ein beliebter Artikel, der gewiß bald noch mehr gesucht sein

wird, denn in Schweden gibt es bis jetzt noch sehr wenige wissenschaftlich gebildete Leute dieser Art. Die Speculation dagegen wirft sich eifrig auf den Ankauf großer, wenn auch verwüsteter Wälder; schwedisches Holz wird in England besonders vortheilhaft abgesetzt, englische Häuser werfen daher bedeutende Kapitalien in dies Geschäft. — Dasselbe geschieht mit Eisen, dem anderen großen Nationalschatze der Schweden, dessen steigende Industrie eine glänzende Zukunft vor sich hat. Obwohl eine bedeutende Zahl Eisengruben vorhanden sind, ist bei Weitem mehr noch darin zu machen. So hat vor einiger Zeit eine Gesellschaft Speculanten, vornehmlich aus Norwegern bestehend, das Eisenwerk Gelivara in dem schwedischen Lappland gekauft, das dem Könige gehörte, ein Besitz von wenigstens fünfzig Quadratmeilen mit allem, was darauf steht. Hier liegen Eisenmassen von vorzüglicher Güte, fast als gediegenes Erz und beinahe an der Erdoberfläche. Nach den angestellten Berechnungen soll die gesammte Menschheit bei ihrem jetzigen Eisenverbrauch wenigstens 4000 Jahre aus Gelivara versorgt werden können, und diese ungeheure Schätze will man nun heben. Vorläufig hat die norwegische Compagnie den Besitz an eine französische Compagnie verkauft. Der König hat eine Million dafür bekommen, die ersten Käufer haben eine andere Million daran verdient, und nun werden die Franzosen nach Lappland ziehen, und die Welt mit Eisen und

Stahl bedecken, alles im Dienste der Civilisation und der wahren Freiheit, wie ihr Herr und Meister Louis Napoleon sagt. Man muß ihnen viel Glück auf den Weg wünschen, und sie werden es nöthig haben, sagen manche klugen Leute in Schweden, welche zwar die Norweger um die den Franzosen abgenommene Million beneiden, allein von Aktienbetheiligung nichts hören wollen, da sie die Ausführbarkeit des Unternehmens bezweifeln. Große Schwierigkeiten stellen sich dem Gelingen jedenfalls entgegen, und eben so große Geldmittel wie Energie, Geschick und Glück gehören dazu, um jene zu überwinden. Was sollen die neuen Erfindungen der Creditgesellschaften aber unternehmen, um zu beweisen, daß sie entweder nichts als Schwindel, oder aber eine, der ganzen Menschheit einen neuen wohlthätigen Stoß gebende Einrichtung sind, und was macht man nicht alles in England zum Gegenstand von Compagnie- und Aktien-Unternehmungen. Es ist wahr, daß damit entsetzicher Hombug getrieben wird, an welchem Viele ihr Geld verlieren, während die ersten Unternehmer gewöhnlich allein gut fortkommen, aber was ist nicht auch schon Gewaltiges von solchen Gesellschaften ausgeführt worden, und wie oft hat man nicht schon Schwindel und Hombug über Unternehmungen geschrien, welche sich glänzend rechtfertigten. Uebrigens ist es doch merkwürdig, wie man mit den Speculationen auch schon in Schweden ins Ungeheuerliche und Abentheuerliche geräth, aber

der vorsichtige und langsame schwedische Charakter zeigt sich sogleich wieder darin, daß es Norweger und Franzosen sind, die sich soweit versteigen.

Daß jedoch die Lust, Geschäfte zu machen, durch alle Klassen sich verbreitet, beweist der schwedische Adel, welcher es bisher für eine Schande hielt, irgend eine Arbeit zu treiben. Wie der englische Adel Niemanden, der ein Geschäft treibt, als Gentleman anerkennt, so blickte auch der schwedische verächtlich auf die arbeitenden Leute herunter, doch auch er fängt jetzt an, industriell zu werden und zu speculiren, weil er viel Geld durch sein Getreide und Holz verdient hat, so auch durch seine Branntweinbrennereien, und diese Honigkuchen der Offenbarung haben zu süß geschmeckt, um nicht nach mehr lüstern zu machen. Der schwedische Adel besitzt noch einen sehr bedeutenden Theil des Grund und Bodens; allein seine Güter waren meist vernachlässigt, er kümmerte sich wenig darum und war schwer verschuldet. Jetzt haben die fetten Kühe Pharaoni's die Schulden getilgt und Vermögen gebracht; von den Deutschen hat man wirthschaften gelernt, und Brennereien im größten Stil will jetzt jeder Gutsherr anlegen, denn sie schaffen enorme Vortheile. Es gibt gegenwärtig 2400 adlige Familien, zusammen 11,000 Köpfe, was 1 auf 316 der Bevölkerung macht. Das Gesammtvermögen des Adels wird auf 70 Millionen Bankthaler geschätzt, wonach auf jede Familie ungefähr 30,000 Thaler oder 16,000

Thaler preußisch kommen würde. In Wahrheit ist ein großer Theil dieses zahlreichen Adels ohne Vermögen, und drängt sich daher um so lieber in alle Staats- und Hofämter, besonders in die oberen und einträglichen. Der Adel muß also von der Nation ernährt werden, der er dafür den Staatsdienst versperrt, und sich aller Aenderungen der Verfassung widersetzt, indem er seine Privilegien im Ritterhause vertheidigt, wobei er von den Priestern aufs Brüderlichste unterstützt wird.

Diese schwedischen Priester machen fortgesetzt die besten Geschäfte, indem sie alles hindern, was Aufklärung und Fortschritt heißt, und auch darin besteht die Aehnlichkeit der schwedischen mit der englischen Staatskirche, daß beide hohe Einkünfte beziehen und bedeutenden politischen Einfluß ausüben. An dies ehrwürdige Gebäude haben seit der Reformation keine frevelnde Hände gerüttelt. Die erzbischöfliche und bischöfliche Gewalt ist selbst von den kühnsten und gewaltthätigsten Königen nicht angetastet worden, dafür schwieg die Geistlichkeit bei den Kämpfen der Könige mit dem Adel. Die reichen Einkünfte der Priester wurden nirgend geschmälert, die geistliche Obermacht der Kirche nirgend durch die Freiheit der Lehre angezweifelt, beide vielmehr wurden begünstigt, denn der Absolutismus hat es noch niemals verschmäht, mit Priestern sowohl, wie mit Junkern Hand in Hand zu gehen, wenn diese nicht etwa selbst absolute Herrn sein wollen. In Schweden hat die Kirche die Macht be-

halten, abtrünnige Verächter vor ihr Gericht zu laden, Kirchenstrafen zu verhängen, zu binden und zu lösen, und die Frevler gegen Gott zur Rechenschaft zu ziehen. Der äußere Pomp der katholischen Kirche in glänzenden Meßgewändern und im Formenwesen ist noch vorhanden, innerlich aber fehlt diesem sterilen Protestantismus alle Freiheit zur Forschung und zum Fortschritt. Man hat die Versuche dazu bisher immer glücklich unterdrückt, und wie es in Schweden keine zwei Dutzend Republikaner, und wahrscheinlich gar keinen sozialen Welterlöser giebt, so giebt es auch keine Philosophen. Sehr wenige Menschen wissen glücklicherweise etwas von deutscher idealistischer Philosophie; eben so wenig wissen sie von den Kämpfen der protestantischen Kirche in Deutschland. Man verfolgt hier keine freie Gemeinden, denn es giebt keine, sonst würde man gewiß nicht ermangeln, der Welt zu zeigen, daß es an heiligem Eifer dazu nicht fehlt. Viele gebildete Menschen sind indifferent gegen Religion und Kirche, denn der jetzige Zustand derselben kann sie nicht befriedigen, aber sie sind eben durch diese Verknöcherung einem theilnahmlosen Pantheismus zugeführt worden. Eine noch viel größere Zahl aber neigt durch jene Uebel zum Aberglauben und zur religiösen Schwärmerei, die sich oft in sehr gefährlichen Symptomen äußert. Bekannt ist auch bei uns die Sekte der Läsare oder Leser geworden, welche als Folge der fanatischen Vorträge mancher Geistlichen entstand, die den Untergang der

Welt und das jüngste Gericht mit allen Höllenqualen als nahe bevorstehend verkündigten, und dabei häufig auf Deutschland schimpften, wo Abfall, Sünde und Schande den höchsten Grad erreicht hätten. Die Bauern in ihren Einöden und langen Wintern haben Zeit, über solche Dinge zu grübeln. Sie setzten sich das leicht in die Köpfe und fingen an, aus der Bibel zu weissagen. Mädchen geriethen in Krämpfe und Verzückungen, wo sie wunderbare Dinge sprachen, gewöhnlich aber endete die Sache damit, daß der Teufel nächstens aus Deutschland kommen, und die ganze ungläubige Gesellschaft in Schweden verschlingen werde. Jetzt ist es aus mit den Läsaren, wenigstens mit der Predigtkrankheit. Der Teufel ist nicht gekommen, die Welt steht auch noch, der Glaube ist nicht mehr vorhanden, daher schweigen die Wunder. Aber statt der Leser ist nun die Secte der Baptisten aufgekommen, auch in Stockholm, wo ein Matrose an der Spitze steht, der Abendandachten hält, welche selbst von vornehmen Leuten besucht werden. Die Läsare haben sich zu einer pietistischen Secte umgebildet, die im heftigen Streit mit der Landeskirche begriffen ist. Sie halten nichts für wahr und gewiß, als was in der Bibel steht, und verlangen vor allen Dingen Religionsfreiheit, die in Schweden nicht besteht. Ein Versammlungsrecht haben die Schweden nicht, jede Versammlung kann sofort geschlossen und die Theilnehmer bestraft werden; kein

Conventikel ist daher erlaubt, und wenn dergleichen dennoch vorkommen, so drückt der Erzbischof oder die Polizei, oder Beide die Augen zu. Ein Theil der Läsare geht aber noch weiter. Sie verwerfen alle guten Werke, und was im bürgerlichen Leben Tugend heißt; der Glaube allein macht selig. Das Abendmahl verwerfen sie als gegen ihr Gewissen, sprechen sich dagegen unter einander von ihren Sünden los. Das Schlimmste ist jedoch, daß sie die Lehre aufstellen, wer vom heiligen Geiste ergriffen sei, möge thun was er wolle, er könne nicht mehr sündigen, und wider diesen gefährlichen Satz hat sich der Erzbischof von Upsala, Herr Reuterdahl und ein Theil der Geistlichkeit nun ernstlich erhoben, denn er ist in der That bedrohlich für die Zustände der Gesellschaft und die Einheit und Unfehlbarkeit der Staatskirche. Es ist bezeichnend für die kirchlichen Zustände in Schweden, daß bis jetzt nichts gegen diese Schwärmerei geschehen ist, was doch über lang oder kurz geschehen muß. Aber diese eifrigen Männer sind fromm, und die Frömmelei, sagen die Schweden, wird mehr als je, jetzt von oben herunter, begünstigt. Die Pietisten haben ihre Freunde in der höchsten Gesellschaft. Der Statthalter von Stockholm, Graf Hamilton, hat erst kürzlich die Sonntagsordnung geschärft, und der Kultusminister Anjou ist ein Mann, wie die Kultusminister unserer Zeit sein müssen. Wäre die Bewegung in der schwedischen Kirche eine vorwärts führende, un-

christlich oder unsittlich zu nennende philosophische, rationale oder naturalistische, Kirche und Staat hätten längst dagegen ihre Macht in Bewegung gesetzt. Die Mormonen sind ausgetrieben worden; mit jeder freien Gemeinde von beklagenswerther Geistesverwirrung würde man es eben so machen, doch glücklicherweise ist bis jetzt kein Priester oder Levite zu solcher Schuld gelangt, sich an die Spitze verblendeter Wesen jener Art zu stellen. Es giebt einige Geistliche, die politisch liberal denken, kirchlich liberal ist keiner, wenigstens kein namhafter. Bischof Thomander gilt als der bedeutendste Kopf in der Kirche, er ist der berühmteste Kanzelredner, und im Hause der Geistlichkeit ist er der Führer der Opposition, aber in der Staatskirche ist er kein Reformer, und seine religiösen Grundsätze sind niemals in Zweifel gezogen worden. Der Religionsfreiheit würde er so gut sein apage! zurufen, wie die eifrigsten seiner Brüder. Der König hat den berühmten Mann jetzt eben als Bischof von Lund bestätigt, und die Erwartungen Vieler getäuscht, die da meinten, es werde nicht geschehen. Herr Thomander war bisher Domprobst in Gothenburg und hatte als solcher ein Jahreseinkommen von 8 bis 9000 Thaler preußisch, jetzt als Bischof von Lund hat er die reichste Kirchenstelle, welche wenigstens 18000 Thaler einträgt. Man frägt sich nun in Schweden, welchen Einfluß dies auf seine politische Meinung und Stellung am Reichstage haben werde,

und hält die Bewilligung des Königs, der aus drei ihm vorgeschlagenen Kandidaten die Wahl hatte, für einen sehr taktvollen, diplomatischen Akt, allein die Freunde des Bischofs zweifeln nicht daran, daß diese Erhebung nicht die geringste Veränderung in seinen oppositionellen Grundsätzen bewirkt hat.

Man sieht an den Summen der Einkünfte, daß ein schwedischer Kirchenherr nicht zu hungern braucht, und wenn auch manche Pfarren und Dekanate nicht so reichlich ausfallen, so sind doch gewiß wenige, in denen es kärglich hergeht. Die jungen Hülfspriester, Vicare und Kandidaten sind dagegen kümmerlich bedacht, in Zwang und Zucht gehalten, und gänzlich abhängig von dem Wohlwollen der Oberpriester ihrer Kaste, die den demüthigen und fleißigen Knecht zu schätzen und zu befördern wissen. Mit den Schulen ist es bei weitem nicht so gut bestellt, als mit der Kirche, das Schulwesen überhaupt nicht auf hoher Stufe und von der Kirche abhängig. Wäre dies nicht der Fall, so würde die allgemeine Aufklärung weiter sein, der Aberglauben nicht noch so breite Wurzeln haben, die realen Wissenschaften besser gefördert werden.

Mit dieser Priesterschaft und dem Adel vereinigt, hat die Regierung auch glücklich die Stürme von 1848 überstanden, denn unverrückt ist das alte Staatsgebäude daraus hervorgegangen. Die Opposition der liberalen Partei war damals stark, Bürger und Bauerstand ver-

langten Reformen, ein Theil des Adels und der Geistlichkeit unterstützte sie, und der schwankend gewordene König bot dieser Opposition den Entwurf zu einer zwei Kammer- oder Häuser-Verfassung. In Oerebro vereinigten sich damals die Führer der Bewegung, und verwarfen diesen Vorschlag als ungenügend, was ihnen jetzt vielfach zum Vorwurf gemacht wird. Sie verlangten die Taube und verschmähten den Sperling; so erhielten sie denn nichts, allein sie sagen zu ihrer Entschuldigung, daß so wie so, endlich dasselbe Nichts herausgekommen wäre; denn Alles sei doch nur Schein und Spiel gewesen. Der König wandte sich darauf wiederum der Adels- und Priesterpartei zu, und diese empfing ihn mit offenen Armen. Seit dieser Zeit nun ist dies Bündniß durch nichts gestört worden. Die gesammte Umgebung des Monarchen gehört diesen Kreisen an, liberale Minister mit Fortschrittsideen sind niemals dagewesen, überhaupt aber sind die Minister durchaus nicht etwa Träger eines constitutionellen Prinzips wie in England, sondern sie sind Diener des Königs, seine ersten Schreiber und ersten Verwaltungsbeamten, welche seine Befehle ausführen; auch ist der König in Schweden keineswegs, wie Hegel den constitutionellen König erklärte, der Punkt auf dem i, sondern vielmehr ein ganzer Buchstabe von selbstständiger Bedeutung. Seine Macht ist bedeutend umfassender, wie es sonst bei constitutionellen Monarchen der Fall ist. Die Theilung

der Gewalten ist niemals nach Prinzipien in Schweden ausgeführt worden, sondern hat sich nach altgermanischem Gewohnheitsrecht herausgebildet. Der königliche Wille ist daher bei sehr vielen wichtigen Dingen entscheidend. Die ökonomische Gesetzgebung gehört ihm allein, und in auswärtiger Politik haben die Stände nicht mitzusprechen. Sie haben allerdings den Widerstand, den das Recht der Geldbewilligung giebt; allein um diesen mit voller Consequenz zu benutzen, sind die vier Häuser und deren Einrichtung ein bedeutendes Hinderniß. In dem Hause der Bauern dürfen nur wirkliche Bauern sitzen, im Bürgerstande wählen keineswegs alle Bürger, sondern nur bestimmte Klassen und Gewerbe, dagegen kann jede adlige Familie eines ihrer Mitglieder ins Ritterhaus senden, so daß dies schon oft zum guten Theile aus Lieutenants und Fähnrichen bestanden hat, wenn die Regierung etwas durchsetzen wollte. Bei alledem muß man aber doch sagen, daß wenn keine Verfassungsreformen zu erlangen waren, doch auch keine reaktionäre Rückschritte statt fanden. Die Regierung ist weder verfolgungssüchtig, noch hat sie den Versuch gemacht, beschworene Rechte und Freiheiten anzutasten, am allerwenigsten aber ist sie geneigt, dies im Wege der Gewalt zu unternehmen. Es steht ihr dabei auch kein beträchtliches Heer zur Seite, keine zahlreiche Garde, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich als Stütze des Thrones gilt. Das stehende Heer

beträgt wenige tausend Mann, und wie ich glaube, würden weder diese, noch das eingetheilte oder Indeltaheer sich zu solchen Thaten gegen ihr Vaterland hergeben, wenn dies auch noch so sehr durch den civilisirten Absolutismus mit wahrer Freiheit beglückt werden sollte. Die Regierung, wenn sie wirklich je von glorreichen Vorbildern dazu angeregt werden könnte, würde aber auch von dem allergrößten Theil des Adels in Stich gelassen werden. Selbst das schwedische Junkerthum steht, mit geringen Ausnahmen, denn doch auf einen anderen Punkt, und ähnelt nicht der festländischen junkerlichen Aristokratie. In eben nicht vordenklichen Zeiten kannte man den Adel in Schweden gar nicht, oder es war wenigstens nur ein Bauern- und Familienadel ohne Titulatur, Wappen und Stammbaum. Erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts unter Erich dem Vierzehnten, wurden die ersten Freiherrn und Grafen gemacht, und diese wohlfeile Kunst dann im achtzehnten Jahrhundert ausgebildet. Darum gibt es uralte Adelsgeschlechte aus den alten freien Bauern verhältnißmäßig sehr wenige, aber einen ganzen Schwarm von Freiherrn und Grafen mit prächtig klingendem Namen, den ihre Eitelkeit sich gekauft und beigelegt hat. Für ihre politischen Vorrechte und Macht im Staate hat aber diese Aristokratie oft genug ihre Köpfe dem Henker überliefert, Karl den Zwölften und Gustav den Dritten hat sie ermordet, Gustav den Vier-

ten entthront und die Verfassung von 1809, welche noch fortbesteht, ist ihr Werk. Bei diesem stolzen, eifersüchtigen Geiste des Adels ist es schwerer, als in manchem anderen monarchischen Lande, die königliche Macht weiter ausdehnen zu wollen, und jetzt, wo das Freiheitsgefühl mehr in's Volk gedrungen ist, als ehemals, wo die scandinavischen Ideen dazu mitwirken, wo Dänen und Norweger freie Verfassungen erworben haben, ist es um so mehr unrathsam, reaktionäre Träume zu träumen.

Man kann nicht läugnen, daß die Schweden weit gesicherter sind, und sich wohler fühlen, als die meisten europäischen Völker. — Es fehlt uns allerdings noch Manches, das wir wünschen müssen, sagte mir einer meiner Freunde, aber wir können doch stolz auf das sein, was wir haben. Nichts Wesentliches kann geschehen ohne unsere Reichsstände, kein Geld kann ausgegeben werden, ohne deren Willen, und wenn die Regierung irgend ein Unrecht begehen will, so ist unsere Presse vollständig frei, um schonungslos die ganze Wahrheit aufzudecken. Unsere Abgaben und Lasten sind nicht zu drückend, überall ist lohnende Arbeit und Verdienst, unser Handel und unsere Industrie schreiten lebendig fort, die Bildung wächst; wir haben gute Aussichten für die Zukunft. Niemand hindert uns, unsere Kräfte anzustrengen, keine Polizei stellt sich über die Gesetze, über keine Gewalt haben wir zu klagen. Sind

wir in politischen Reformen noch zurück geblieben, so haben wir dagegen manche innere Reformen gemacht, die uns weiter bringen und andere Fortschritte vorbereiten. Unsere politischen Parteien hassen sich nicht, wie in anderen Ländern; religiöse Spaltungen haben wir nicht, wir sind sämmtlich Schweden und Protestanten. Unsere Gewerbe haben von dem strengen Zunftzwang nachgelassen, unser Handelssystem hat einen Theil der hohen Zölle aufgegeben und wird zur Handelsfreiheit weiter fortschreiten, in allen Theilen der Verwaltung und der Gesetzgebung sind Verbesserungen von wohlthätigen Folgen angebahnt, welche weiter führen müssen. Wir sind somit, trotz alles Widerstandes der Bevorrechteten auf dem Wege der Reformen, und haben keine Reaktion zu fürchten.

8.

Die Riddarholmskirche. Patriotische Gespenster und Geister.

Mit dem ältesten Theile der Stadt hängt das Felseneiland Riddarholm durch eine Brücke zusammen, und auf ihm erhebt sich die Riddarholmskirche, das Pantheon Schwedens und die Nationalhalle seines vormaligen welthistorischen Waffenruhms. Die Franzosen haben ihr Pantheon den Priestern wieder überliefert, und wer die Grabmäler der berühmten Männer aufsuchen will, denen die Unsterblichkeit von der großen Nation decretirt wurde, muß in die düstern Kellergewölbe der Kirche der heiligen Genoveva kriechen, eher würdig, Kartoffeln gegen eine einbrechende Hungersnoth darin zu verwahren, als die Sarkophage der großen Geister aufzunehmen, welche freilich in diesen feuchten und verstockten Monumenten ihren Aufenthalt nicht haben.

Die Riddarholmskirche ist seit langer Zeit nicht mehr ein Ort für geistliche Reden, nur wenn der Reichstag versammelt ist, wird er zur Erbauung hierher geführt, und ein passenderer Ort für patriotische Stärkung und Stählung ist schwer zu finden. Aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend, gehörte die Kirche in katholischer Zeit den Franziscanern; nach der Reformation aberwurde sie das Mausoleum für Schwedens Könige und Helden, und endlich schmückte man deren Gräber und Grabstätte in würdiger Weise mit den Fahnen, Waffen und Trophäen, welche in Jahrhunderten voll Kriegen und Siegen von ihnen errungen wurden. Die Sieger schlafen nun hier, wenn aber dem Lande Gefahr droht, sollen in der alten Kirche die Schwerter rasseln und die Harnische klingen, und als in letzter Zeit so viel von einem Kriege gegen die vielgehaßten Russen die Rede war, wollen Wagehälse die Kirche mitternächtlich erleuchtet, und durch's Schlüsselloch Karl den Zwölften gesehen haben, der mit seinem langen Degen einen schrecklichen Spektakel machte.

Trotz alledem ist nichts aus dem Krieg geworden. Die Riddarholmskirche steht wieder ruhig und dunkel, an ihren Säulen hängen die eroberten Fahnen, Waffen und Trophäen überzieht der Staub, in den Gängen liegen die stolzen Feldherrn und Ritter des Seraphinenordens, deren Namen und Waffen die Wände schmücken, und aus den beiden großen Seitenkapellen schimmern

die Sarkophage der Könige, die den Namen Gustav oder Carl trugen. Seltsam, daß diese lange Reihe der Wasas, welche hier begraben sind, noch die Schweden mit Ehrfurcht erfüllt, während der letzte Sprößling des verbannten Stammes auf fremder Erde in eines fremden Herrschers Diensten sterben wird.

Vor allem anderen haften die Blicke des Fremden in diesem Hause des Ruhms und der Todten, auf der Grabstätte Gustav Adolfs des Großen. Sein Sarkophag von grünem Marmor steht dem schwarzen, rothgeaderten Sarge Karls des Zwölften gegenüber. Die beiden gewaltigsten Herrscher, denen Schweden zu klein war, mußten sich endlich doch mit diesen Leichensteinen und den neugierigen Blicken begnügen, welche die Lebendigen auf die Stelle werfen, wo sie Staub geworden. Was haben sie ändern, was bessern können? Was hat ihr Kriegsruhm, was haben ihre Thaten der Menschheit oder Schweden geholfen? Haben sie ihr Volk dauernd zu einem großen weitberühmten machen können, das der Menschheit an geistiger Kraft und Civilisation voransteht? Dennoch starren uns zwei Jahrhunderte aus diesen Gräbern an. Als ich vor Jahren hier war, zeigte man in Glasschränken neben den Sarkophagen noch die blutigen Kleider, welche Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen trug, so auch Karls des Zwölften groben Soldatenrock, den abgegriffenen Hut, Degen und Reiterstiefeln, mit dem bekleidet er in dem

Laufgraben vor Frederikshall gefunden wurde, Siguiers mörderische Kugel im Kopf. Auch diese historische Kugel fehlte nicht, und eben so wenig das kleine Bleistück, mit welchem Ankarström den fröhlichen Gustav den Dritten in jener Ballnacht im Opernhause niederstreckte, und damit allen den hochfahrenden Entwürfen ein Ende machte, die den romantischen König als Besieger der Revolution nach Paris bringen sollten. — Jetzt hat man diese Schränke und ihren Inhalt in die Rüstkammer gebracht, denn die Geistlichkeit und viele fromme Leute nahmen längst Anstoß daran, daß dergleichen in einer Kirche aufgehängt sei. — Wir sind allerdings noch nicht zu einem Kultus der Helden und großen Männer gekommen, indeß kann auf manche Gemüther das zerrissene Gewand des großen Glaubensstreiters oder der Degen, den Karl der Zwölfte bei Pultawa und Bender trug, eben so große Wunder bewirken, wie der heilige Rock in Trier, oder ein Backzahn der Jungfrau Maria, oder ein Splitter vom wahren Kreuz. Ich hätte diese historischen Reliquien gelassen, wo sie waren, und mich nicht an geistliche Einwände gekehrt, wenn ich König in Schweden wäre.

Fünfzehn Herrscher und Fürsten liegen hier begraben, von Birger Jarl ab, bis in die neueste Zeit hinauf. Die Sarkophage der tapferen Könige Karl des Zehnten und des Elften bergen auch ihre Gemahlinnen und Kinder, und in der Königsgruft zwischen den Ka-

pellen stehen die Geschlechter der Kronenträger in langen Reihen. Tapferkeit, Schönheit, Größe und Macht theilen hier dasselbe Schicksal mit Schwäche und unedlem Nachruhm. Hier liegt auch der letzte Wasa, welcher König war, Karl der Dreizehnte, und neben ihm sein Nachfolger und Adoptivsohn, den der Adel ihm aufdrang, Bernadotte, der Stifter des neuen Königshauses. Hier endlich ist vor drei Jahren auch der blühende hoffnungsvollste Sohn König Oscars in sein Grab gelegt worden, dessen vorzeitiges Ende man in Schweden noch immer beklagen hört.

An den Wänden der Kirche ziehen die Grabgewölbe edler Geschlechter hin, welche zum Theil nicht mehr bestehen. Die Oxenstjerna und Gyllenstjerna, die Sture und Bjelke, die Torstensohn und Bannér, die Lejonhufvud und Wasaborg schlafen hier mit manchen stolzen Reichsräthen, Grafen und Rittern. — Ueberall herrscht die Stille des Grabes, überall flattert modernder Purpur und Sammet; verblindete Wappenschilde, rostige Schwerter, der Geruch der Verwesung begleiten die hallenden Schritte der Lebendigen; doch aus jedem Winkel treten ihnen erinnerungsvolle große Namen, große Thaten entgegen. Wohin man den Fuß setzt, darf man glauben, daß ein Mann darunter ruht, der nicht gewöhnt war, sich im Leben treten zu lassen. Der Aberglaube, daß die berühmten Todten, welche so dicht und zahlreich hier beisammen schlafen, nächtlich aus ihren Gräbern

aufstehen, und in ihren Harnischen und schleppenden Gewändern darin umgehen, wenn außen Gefahr droht, ist verzeihlich genug, und eigentlich sinnig genug, denn es weist die Lebendigen darauf hin, daß diese großen Todten noch immer an ihr Vaterland denken, und ihr Todesschlaf nicht fest genug ist, um ihre staubzerfallenen Herzen nicht mit neuer Liebe und neuem Schmerz zu füllen.

Im Uebrigen haben die Schweden verschiedene Spuckorte und allezeit fertige Geister und Gespenster, die, wenn etwas Wichtiges geschehen soll, davon warnende Kunde geben. Das preußische Königshaus hat seine Ahnmutter, die berüchtigte weiße Frau, welche in dem ältesten Theile des Berliner Schlosses mit stummem Händeringen umher geht, wenn ihrem Hause Unheil droht. Nationalgespenster, welche des Landes Unheil anzeigen, haben wir beiher auch mancherlei, aber sie wandeln nicht eben als Schatten, und lassen sich leider auch nicht unsichtbar machen. Dagegen ist außer den todten Helden in der Riddarholmskirche zunächst der Teufel selbst äußerst wachsam, auf Alles, was in Schweden geschieht, und kommt in höchst eigener Person, um sich darüber zu freuen. Der Ort des Aufenthalts der höllischen Majestät ist jedoch nicht in diesem Pantheon, sondern in der Bibliothek, worüber man sich nicht wundern darf, da so viele der allerfrömmsten Leute die Buchdruckerei als eine höllische Erfindung erklären und längst verwünschen. In dieser

Bibliothek aber befindet sich obenein ein Codex, welcher der Teufelscodex genannt wird, weil das Bildniß des schwarzen Fürsten aller Bösen sich darin befindet, sammt vielen Beschwörungs-Formeln und Zaubersprüchen in Mönchslatein. Es steht fest, daß dies gefährliche Buch im dreißigjährigen Kriege aus Böhmen nach Schweden kam, denn damals bewiesen die heiligen Glaubensstreiter des großen Gustavs eine Virtuosität im Ausplündern Deutschlands, welche schwerlich jemals wieder, weder von Franzosen, noch von Croaten erreicht worden ist. Zur gerechten Strafe brachten sie sich aber den Teufel mit ins Land, denn sobald etwas Uebles heranzieht, erblickt man nächtlich Licht in der Bibliothek, hört auch, wie schwere Buchdeckel auf und zugeklappt werden; endlich dann und wann ein heiseres, höchst schauerliches Gelächter. Hierauf macht sich jeder ehrbare Schwede auf etwas Schreckliches gefaßt; gesehen aber hat den Erzschelm noch Niemand, mit Ausnahme eines armeu Bibliothekdieners oder Wachtmeisters, wobei ich bemerken will, daß der vierte oder fünfte Theil der Bewohner Stockholms, Wachtmeister genannt wird. Jeder Aufseher, jeder Kellner, jeder Bediente, jeder Mensch, von dem man überhaupt nicht weiß, was er zu bedeuten hat, wird Wachtmeister genannt, wie Jeder, der etwas anständiger aussieht, auf den Straßen umher spaziert und nichts thut, Königlicher Sekretair heißt. Ein solcher Wachtmeister schlief einmal in der Bibliothek ein, kurz vorher, ehe Gustav der Dritte

ermordet wurde, und als er aufwachte, war es Nacht, aber zu seinem größten Erstaunen sah er die Bücherreihen von einem schwefelblauen Feuerschein erleuchtet, und als er sich umwandte, erblickte er an dem Tische einen Mann im rothen Mantel, mit spitzigem rothem Bocksbart, der wie lichter Zunder glühte. Der nächtliche Gelehrte schlug in dem Teufelscodex, den er vor sich hatte, ein Blatt nach dem andern um, und grinste über alle Maaßen abscheulich dabei. Endlich stand er auf und knallte so unanständig die Buchdeckel zusammen, daß der Wachtmeister in seinem verletzten Pflichtgefühl laut aufschrie: Wie können Sie sich unterstehen, mit Königlichen Büchern so umzugehen? Was wollen Sie hier? Wer sind Sie? Da richtete der Fremde sich auf, sah ihn an und fing dermaßen an zu lachen, daß der unglückliche Wachtmeister erstarrte. Gott weiß, wie ihm zu Muthe wurde, aber als der Rothmantel seine Hand nach ihm ausstreckte, welche immer länger wurde und in eine ungeheure Kralle ausartete, wartete der Wachtmeister die Maulschelle, welche ihm wahrscheinlich zugedacht war, nicht ab, sondern fiel ohnmächtig zu Boden. Am Morgen fand man ihn im Gehirnfieber. Gustav der Dritte wurde am folgenden Tage ermordet, und der Wachtmeister starb in Wahnsinn. Moral für alle Wachtmeister: Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen.

Außer diesem Bibliothekteufel haben die Schweden aber noch ein zweites vaterlandsliebendes Gespenst, den Geist des unglücklichen Erichs des Vierzehnten, der in

Gripsholm besonders hausen, und in Tagen der Gefahr gräßlich schnaufen und mit Ketten rasseln soll. Warum Erichs Geist noch immer keine Ruhe findet, bleibt noch zu erforschen. Im Leben war König Erich ein tapferer, ungestümer Mann, ein Troubadour, ein ritterlicher wilder Krieger, schön und stolz, aber auch mild und ein Schützer der Kunst und zeitgemäßer Aufklärung. Seine Brüder, die ihn fingen, entthronten, lange Jahre einkerkerten und zuletzt vergifteten, hätten viel eher verdient, Gespenster zu werden; aber vielleicht ist solche Geistesgewalt, welche die Fesseln des Grabes sprengte, um das Vaterland zu warnen, eine Auszeichnung unter der großen Zahl der Seligen. Von alle diesem Spuk aber ist die Versammlung in der Riddarholmskirche, doch die erhabenste und rührendste. Der letzte Abendsonnenstrahl fiel in die hohen Fenster, als ich dies alles bedachte, und während ich sinnend auf die Gräber schaute, an denen leise Schatten aufzusteigen schienen, widerhallte die Stimme des erklärenden Kirchendieners an den Pfeilern und Ecken und wurde zum melancholischen Gemurmel. Die alten Fahnen bewegten sich, die Helme rasselten und klangen, hinter den düstern Sarkophagen rauschte es wie von Schleppkleidern, und aus den Grüften kam ein Gepolter, als ständen die Schläfer drinnen eben auf. Vielleicht war einer der zermürbten Särge zusammen gebrochen, und das Gebein eines tapferen

Kämpfers der Glaubenszeit klapperte Schrecken in mein ungläubiges Herz.

Draußen wehte freie, frische Luft, goldene Wolken hingen über dem strahlenden Mälar. Mir fielen die Klagen ein, welche Euripides einen altgriechischen Helden und Fürsten lästerlich aussprechen läßt, daß es besser sei, auf Erden selbst in Sorgen und Plagen zu leben, denn als Schatte bei den Schatten, im Reiche der unsterblichen Götter. Was helfen diesen Todten ihre Marmorgräber?! Ich ging nicht wieder in die Riddarholmskirche, auch in keine andere. Bedeutend an Kunstwerth und als Bauwerk ist keine unter allen.

9.

Eisenbahnen und Tagesfragen. Hohe Politik. Blicke in die Zukunft.

Eisenbahnen sind iu Schweden noch nicht vorhanden, und man sollte meinen, in einem solchen Felsenlande sei es auch beinahe unmöglich, dergleichen eiserne Landstraßen herzustellen und feurige Dampfrosse darauf schnauben zu lassen. Inzwischen sieht dies, wie Manches, in der Ferne schlimmer aus, als in der Nähe. Das südliche Schweden ist weit mehr ein Hügel als ein Bergland, und auch in der Mitte steigen die Felslager und Kuppen fast überall nur wenige hundert Fuß hoch. Erst tiefer im Westen und Norden erheben sich die langen schweren Ketten der Gebirgszüge, welche Norwegens Grenzen bilden; dagegen sind nahe am Meere und gegen den unteren Lauf des Grenzflusses Glommen, die Bodenschwierigkeiten ebenfalls nicht allzugroß. Erst nördlicher beginnen diese, und sind dann

allerdings derartig, daß auf nahe an hundert Meilen sich kaum noch eine halsbrechende Fahrstraße findet. Die Welt ist hier mit Brettern vernagelt, d. h. mit unermeßlichen Wäldern, welche vortreffliche Bretter und Balken geben könnten, wenn sie nicht in solchen Wildnissen ständen. Hier ist auch das Vaterland vergletscherter Felsen und schluchtenvoller enger Thäler, in denen reißende Wasser allein sich ihre Bahn brechen konnten. Allen menschlichen Kulturbestrebungen werden hier ein Ziel gesetzt. Wer aber sollte auch wohl Kunst und Geld anwenden, um Eisenbahnen zu bauen, wo es sich so wenig lohnt; denn wo liegen hier Städte und volkreiche Orte? Wo wird hier Handel getrieben und womit? Im ganzen inneren Norwegen giebt es keine Stadt, außer der Bergstadt Röraas oder südlicher, Kongsberg, welche viel Kupfer und Silber ans Licht der Welt schaffen, doch nur wenige Tausend Einwohner zählen. So ist es auch in Schweden, jedoch an den Küsten hin, südwärts, und nordwärts, namentlich aber quer durch die reichsten und bestbebautesten Provinzen, durch Ost- und Westgothland, bis nach Gothenburg an der Nordsee lassen sich ohne Zweifel Eisenbahnen führen, die von allgemeinem Nutzen sein können, selbst wenn sie zunächst auch nicht die Kosten decken sollten. Dazu ist denn auch Anstalt gemacht worden, und an beiden Enden, sowohl bei Gothenburg wie bei Stockholm, ist der Anfang mit dem Erdbau gemacht.

Der letzte Reichstag hat vorläufig Geld bewilligt, und der nächste wird ohne Zweifel sich nicht lange sträuben, noch mehr dafür zu thun. Die Regierungskassen sind gut gefüllt, und Eisenbahnen kosten in Schweden bedeutend weniger als bei uns, denn Grund und Boden sind nicht so theuer, und Eisen ist im Ueberfluß vorhanden. In Betracht dieser Vortheile hat man die, beinahe 80 Meilen lange Bahn auch sehr niedrig veranschlagt, und will in vier Jahren mit dem Bau fertig sein, da dieser wirklich keine großen Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Die Eisenbahnfrage wurde bei der Nähe der Einberufung des Reichstags in Stockholm lebhaft verhandelt. Eine Eisenbahn ist eine neue Lebensader. Industrie und Handel setzten somit große Erwartungen darauf, während bedächtige Leute ihre Bedenken nicht verhehlen; denn nach Gothenburg hat man den schönen Kanal, auf dem die Dampfer jetzt in wenig mehr als zwei Tagen von der Ostsee zur Nordsee fahren, in einem Lande aber, wo es ein halbes Jahr Winter ist und der Schnee hoch liegt, kann man wohl an dem bedeutenden Nutzen einer Eisenbahn zweifeln, obenein, wenn so wenig innerer Handelsverkehr und wenige Handelsplätze im Lande sind, daß zur Winterzeit kaum ein Mensch und geringes Menschen- und Frachtgut zu befördern bleibt. Aber die Eisenbahnfrage ist eine Frage der hohen Politik der Regierung geworden. Diese Ei-

senbahn soll nicht allein bis Gothenburg, sondern noch weiter bis Christiania gebaut werden. Sie soll somit, als ein eisernes Band, Schweden und Norwegen fester verketten, soll, mitten durch das Herz Schwedens, es möglich machen, alle militärischen Widerstandskräfte gegen einen andringenden Feind auf einem Punkte zu vereinigen, und allerdings kann damit einst ein norwegisches Heer rasch an die Ostsee oder ein schwedisches eben so schnell an die Nordsee geschafft werden.

Die schwedisch-norwegische Bahn hat somit wie die russischen einen vorherrschend staatlichen und militärischen Charakter und hängt in ihrer Ausführung mit den Besorgnissen zusammen, welche viele Schweden vor der Zukunft hegen. Liberale Männer sind damit wenig einverstanden. Sie halten die Besorgnisse vor Rußland größtentheils für Einbildung, legen aber der Regierung die Absicht bei, die Russenfurcht zu nähren, um so viel Geld wie möglich von dem nächsten Reichstage zu bekommen. Die Regierung wünscht das Heer zu vermehren und die Flotte zu vergrößern. Es sollen Linienschiffe und Fregatten gebaut, alle Zeughäuser wohl versehen, Kriegsbedürfnisse angekauft und aufgehäuft werden. Die scandinavische Partei ist damit einverstanden, in der Voraussicht, daß Tage kommen werden, wo man Waffen und Rüstzeug nöthig haben wird. Wahr ist es überdieß, daß Schweden beim Beginn des westmächtlichen Krieges gegen Rußland über alle Maaßen in kriege-

rischer Beziehung vernachlässigt war. Selbst die Garden waren mit alten schlechten Waffen versehen und ebenso unzweckmäßig bekleidet, was den französischen Abgesandten General Canrobert, als er die langen ostgothischen Grenadiere bei der Parade sah, zu der Aeußerung bewog, er hoffe, daß sie weit besser seien, als sie aussähen. Man machte nun einige Anstrengungen, indem man zunächst preußische Helme und Waffenröcke sammt dem zweckmäßig geordneten Riemzeug der preußischen Soldaten einführte, denn der preußische Helm macht jetzt, wie ehemals die französische Revolution, die Reise um die Welt. Das schwedische Volk brannte aber damals darauf, Finnland wieder zu erobern, und der vorsichtige friedliebende König Oscar verlor einen bedeutenden Theil der Zuneigung des Volkes, weil er zu keinem entscheidenden Schritte gegen Rußland bewogen werden konnte. Dennoch aber muß ich wiederholen, daß er durchaus weise gehandelt und noch viel weiser verfahren hätte, wenn er auch den unnützen Tractat mit den Westmächten nicht abgeschlossen. Schweden konnte keinen Krieg führen, und die Finnen hätten ihre ehemaligen Herren keineswegs mit offenen Armen empfangen. Finnland hat eine in zwei Nationalitäten getheilte Bevölkerung. Die eigentlichen alten Besitzer des Landes, die Finnen, und die nach der Eroberung Finnlands durch Erich den Heiligen und Birger Jarl seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts eingewanderten Schweden. Diese, welche

die Städte erbaut und sich dann an den Küsten festgesetzt, möchten zum größten Theil allerdings gern von Rußland frei sein, allein eben so wenig wieder unter schwedische Botmäßigkeit als regierte Provinz zurückkehren. Sie wollten, gleich Norwegen, ein freies Land bilden, dessen Großherzog zugleich König von Schweden sein sollte. Es sind während des Krieges viele geheime Verhandlungen zwischen Schweden und Finnland geführt worden, aber zu einem Aufstand ist es nicht gekommen; denn in Schweden nahm man es sehr übel, daß die Finnen so selbstständig dachten, und wie es rechte Zeit gewesen wäre, einen Schlag zu versuchen, klammerte sich die schwedische Regierung an ihre Neutralität fest und wollte von nichts Anderem hören; später aber war es auf jeden Fall zu spät. Die Russen hatten, als sie den Zuständen in Schweden nicht mehr trauten, eine bedeutende Kriegsmacht nach Finnland geworfen, hatten die Finnen selbst zur Vertheidigung aufgerufen, aus der jungen Mannschaft klüglich neue Regimenter gebildet, und zu ihrer Hülfe verdarben die Engländer Alles, was noch an Hoffnung übrig geblieben, durch ihre Zerstörungszüge in die Buchten und Klippen der Küste und durch Verbrennung vieles Privateigenthums. Sie wurden dafür als Räuber und Mordbrenner von den Russen ausgerufen und der Haß der Finnen aufgeweckt; dabei aber darf man auch nicht vergessen, daß es den Bewohnern Finnlands unter russischer Herr-

schaft in materieller Beziehung bei Weitem besser geht, als da sie schwedisch waren.

Die russische Regierung handelt äußerst rücksichtsvoll und klug gegen die Finnen, schont deren Nationalität so viel als möglich, und betreibt die Russifizirung so sanft und leise, als sei sie weit entfernt davon. Ich habe mehrere Finnen über die Zustände ihres Vaterlandes gehört, und bei ihnen als bei gebildeten Leuten zwar nicht eben Anhänglichkeit an Rußland gefunden, wohl aber bestätigten sie, daß die Masse des finnischen Stammes sich mit der russischen Herrschaft ausgesöhnt habe, da es ihm wohl gehe; die alte Anhänglichkeit an Schweden aber nur noch in den Städten zu finden sei. Als Factum wurde mir dagegen von Männern versichert, welche während des Krieges in Helsingfors lebten, daß, wenn die Beschießung von Sweaborg noch zwei Stunden fortgesetzt worden wäre, die Russen daraus hätten entfliehen müssen. Ihre Verluste waren ungeheuer, der Brand entsetzlich; so wie aber ihre Flucht begonnen hätte, wäre in Helsingfors ein Aufstand erfolgt, und damit hätte sich wahrscheinlich das Kriegsgeschick umgewandelt. So hing denn also auch hier der Verlauf der Weltgeschichte, wie so oft, an einem geringfügigen Umstand. Hätte das englische Ministerium für bessere Mörser und ausreichende Munition gesorgt, so war Rußland in größerer Gefahr als je vorher. Finnland wäre jetzt frei, und der Friede würde

wahrscheinlich nicht in Paris, sondern vor oder in Petersburg abgeschlossen worden sein.

Wenn somit jetzt die schwedische Regierung für ein wohlgerüstetes Heer und eine verstärkte Flotte sorgen will, so gibt es allerdings Gründe genug, welche dafür sprechen. Soll die scandinavische Union wirklich Schutz vor mächtigen Nachbarn geben, so darf der Bund nicht machtlos sein. Die schwedische Flotte hat wenige gute Schiffe, welche den jetzigen Anforderungen entsprechen; die Dänen sollen ihr darin voran sein. Die drei Reiche mit ihren vortrefflichen Seeleuten, und allen zum Schiffsbau erforderlichen Mitteln, würden aber gewiß im Stande sein, die Herrschaft auf der Ostsee zu behaupten. Die klugen Leute in Schweden halten Linienschiffe aber für Unsinn, weisen auf die Dänen hin, deren Schiffe in Kopenhagen hinter der Zollbrücke scheinbar nutzlos verfaulen, und behaupten, daß Schweden zu seiner Vertheidigung nichts nöthig habe, als eine tüchtige Ruderflotte, Dampfer und leichte Fahrzeuge. Daneben sehen viele vaterlandsliebende Männer mißtrauisch auf das Benehmen der Regierung, und trauen ihr nicht viel Gutes zu. Sie hält es mit Adel und Geistlichkeit, bekämpft alle Reformen der Verfassung, und hat sogar eben jetzt einen Angriff auf die Preßfreiheit vor, der viel heftiges Gerede veranlaßt. Die Preßfreiheit ist durch die Verfassung gesichert, steht im Reichsgrundgesetz von 1809 ausdrücklich verbürgt,

und kann somit nur durch Einwilligung aller Reichsstände daraus entfernt werden. — Die Regierung will nun zwar keineswegs die Preßfreiheit aufheben, sondern diese soll nur aus der Verfassung gestrichen, und durch ein besonderes Preßgesetz „geregelt" werden. Nun weiß man aber allerdings, was solche Regelung zu sagen hat, und wie leicht eine Maßreglung daraus wird. — In der Verfassung ist die Preßfreiheit aufs Bündigste geschützt. Es heißt darin im §. 86: „Unter Druckfreiheit wird das Recht jedes Schweden verstanden, ohne alles und jedes Hinderniß, Schriften herauszugeben, und daß diese nur von einem gesetzmäßigen Richterstuhl ihres Inhalts wegen in Anspruch genommen, und in keinem anderen Falle mit Strafe belegt werden können, als wenn der Inhalt gegen ein deutliches Gesetz streitet, welches gegeben ist, die allgemeine Ruhe aufrecht zu erhalten, ohne der Aufklärung der Nation Zwang anzuthun." Ein neumodisches Preßgesetz würde schwerlich die Preßfreiheit noch besser sichern. Warum also, fragen die Zweifler, will denn die Regierung, welche so viele Scheu vor Reformen hat, unsere Verfassung eben in Bezug auf die Presse reformiren? Wenn sie den scandinavischen Unionsideen wirklich sich mehr, als bisher zuneigt, was bewegt sie denn aber jetzt, diesen Versuch zu machen, der doch gewiß keine Hinneigung zum Fortschritt für Volksfreiheit beweist. Man muß auf jeden

Fall daher bei Bedenken stehen bleiben, dieser Regierung noch mehr Macht in die Hände zu geben, als sie schon besitzt, namentlich aber muß man sich hüten, das Heer zu vermehren, da man in so vielen Staaten gegenwärtig erst wieder kennen gelernt hat, wie die Heere überall zum Werkzeuge der Regierungen dienen, der Militairdespotismus, die Völker und Volksrechte unterdrückt.

Die liberalen Männer aller Stände sind daher geneigt, die vorhandenen Geldmittel lieber für Eisenbahnen zu verwenden, als das kleinste unter den Uebeln, doch weit besser, als sie der Regierung für Heer und Flotte zu überlassen. Ein bedeutendes Mißtrauen gegen diese findet sich um so mehr, als auch der nächste Reichstag keine Aussicht bietet, daß irgend ein Anfang zu vorschreitender politischer Reform gemacht werden soll. Eine geringe Ausdehnung des Wahlrechts im Bürgerstande auf alle Hauseigenthümer dürfte die bedeutendste, obwohl wenig bedeutende Reform sein. Die materiellen Fragen und das wachsende materielle Wohlsein bewirken, daß die Regierung keinerlei politische Aufregung zu besorgen hat. Sie kann diesmal thun, was sie will, hörte ich von liberalen Reichstagsmännern, sie wird für Alles willige Ohren und Hände finden. Auch daß der allen politischen Fortschritten abholde Adel zum Theil anscheinend für Unionsgedanken sich begeistert, ist der öffentlichen Meinung auffallend und bestärkt

Mißtrauen und Unglauben gegen solches Gebahren, das weit mehr als Schein für andere versteckte Absichten genommen wird. Bei den staatlichen Grundlagen Schwedens ist es jedoch nicht möglich, die Regierungsprinzipien von dem Staatsoberhaupte zu trennen, denn da der König den gewichtigen Einfluß auf alles, was geschieht, ausübt, muß sein persönliches Wesen und Wirken überall in den Vordergrund treten. Die öffentliche Meinung ist über den Privatcharakter dieses Monarchen einstimmig in ihrem Lobe. Er ist mild und wohlwollend, von edlen Sitten, geneigt, alles Gute zu fördern. Den Armen hülfreich, einfach in seiner Lebensweise, und in seinem Hause ein zärtlicher Familienvater und gütiger Herr, geliebt und verehrt von seinen Dienern, und allen, die ihm nahe stehen. Für das Land hat er durch Reformen in der Verwaltung und der Justiz manchen bedeutsamen Fortschritt bewirkt; was aber seine bisher befolgte Politik anbelangt, so ist er folgerecht eben so heftig deswegen angefeindet, wie gepriesen worden, je nach dem Standpunkte, von denen Beides geschah. Im Ganzen genommen, hat König Oskar aber nur die Politik seines Hauses befolgt, und man muß zugeben, daß er durch bestimmende Verhältnisse dabei festgehalten wurde. Sein Vater war durch den Adel auf den Thron gehoben worden, und stützte sich, so lange er lebte, auf diesen und auf die Geistlichkeit. Als er starb, hoffte die liberale Partei einen

Umschwung; allein des Königs von Natur bedächtiger und vorsichtiger Charakter eignete sich eben so wenig zu dem raschen Ergreifen einer neuen Fahne, wie sein reiferes Alter zum Aufgeben ausgebildeter Grundsätze. Die Schwankungen, welche eintraten, erzeugten den Glauben an die Schwäche der neuen Regierung, davon aber sind die meisten Schweden jetzt zurückgekommen; denn selbst die Oppositionsmänner achten die Klugheit und Berechnungskunst des Königs, der in der That selbst regiert, und sowohl in der auswärtigen Politik wie in allem, was geschieht und geschehen soll, die bestimmende Kraft ist. So hat denn das constitutionelle Schweden durchaus keine bedeutende Staatsmänner, von denen eine prinzipielle Bewegung und Leitung vertreten würde, und es kann keine haben, weil dies sich nicht mit der bestimmenden Macht und Gewalt des Königs verträgt. Unter den Ministern ist kein Mann, welcher als ein politischer Charakter am Steuerrade stände, dessen Kommen oder Gehen eine politische Bedeutung hätte, der die Blicke der Nation auf sich zöge, welche von ihm hoffen oder fürchten müßte. Die politische Mitte und Macht ist der König, der daher auch kein energisches Talent oder erklärten Parteiführer neben sich brauchen kann, sondern nur treuer Diener bedarf, stets bereit, zu vollziehen, was beschlossen wurde. Die Ministerwechsel, welche in letzter Zeit öfter stattfanden, haben daher auch sehr wenige oder gar keine

Bedeutung in Schweden. So sind in diesem Jahre der Finanzminister, Freiherr Palmerstjerna, der Minister des Auswärtigen, Freiherr Stjernfeld und der Justizminister, Graf Sparre ausgeschieden, und durch die Herren Griepenfeld, Lagerheim und Günther ersetzt worden. Auch ein vierter, der Minister des Innern, Freiherr Fahräus, soll seinen Collegen nächstens nachfolgen. Die neuen Minister bringen jedoch kein neues System mit, sie gehören keiner anderen politischen Partei an, es sind wahrscheinlich nur Verwaltungsbeamte, mit denen der König zweckmäßiger das zu fördern glaubt, was er zu fördern wünscht; allein vielleicht wünscht er gegenwärtig eine etwas liberalere Richtung mit diesen neuen Räthen einzuschlagen, und dann werden sie dies besser vermögen, als die verknöcherten alten. Die neuste auswärtige Politik des Königs hat zu manchen heftigen Angriffen gegen dieselbe geführt, und zu einer Zeitungs- und Brochürenfehde, der es nicht an Beleuchtungen der Vergangenheit, besonders des politischen Lebens Karl Johanns fehlte, mit mancherlei Seitenblicken auf die gegenwärtige Regierung. Anlaß dazu gab eine Schrift des Obersten von Schinkel über die neuere Geschichte Schwedens, in welcher nachgewiesen wird, daß Karl Johann im Jahre 1811 von Rußland Finnland wieder hätte erhalten können, wenn er gewollt, und mehr als schwedischer Kronprinz denn als Franzose gehandelt hätte. Die geheimen Pläne Karl Johanns, um Nachfolger Na-

poleons auf dem französischen Thron zu werden, wie manche andere, nicht sehr angenehme Enthüllungen kamen dabei ebenfalls zur Sprache und riefen Widerlegungen hervor, von denen mehrere aus dem königlichen Schlosse selbst herrühren sollen. Das Urtheil der Schweden ist dadurch dem verewigten Fürsten wohl nicht günstiger geworden; vollendete Thatsachen sind jedoch nicht zu ändern, sie müssen von den Menschen wie von den Völkern genommen und getragen werden, wie sie sind. Karl Johann, der Liebling des Glücks, hat, nachdem er eine Krone trug, ziemlich unglücklich bis an sein Lebensende speculirt. Mit aller seiner Klugheit und Feinheit, und der so oft an ihm bewunderten Liebeswürdigkeit, welche Jedem etwas Angenehmes zu sagen wußte und mit schönen Versprechungen alle Welt überschüttete, hat er doch die Liebe der Schweden nicht gewinnen können; dabei aber hat er obenein viel Geld, sein großes Vermögen verloren, das er als Marschall zusammen gescharrt, auch die Millionen dazu aus dem sogenannten Rubelfond, und für die Abtretung Guadeloupes, welches letztere ihm nicht, sondern dem Staate gehörte. Wo diese Schätze geblieben sind, weiß Niemand. Große Summen sind wohl in die Hände mancher adligen Familien gewandert, um sie dem neuen Herrscherstamm ergeben zu machen, zugleich aber hat Karl Johann sein bürgerliches Kaufmanns- und Advocatenblut nicht verläugnen können, denn er soll allerlei Handelsspecula-

tionen betrieben und dabei viel verloren haben, vielleicht auch betrogen worden sein. So wird denn allgemein versichert, daß, als der König starb, die Erbschaft weit unter allen Erwartungen blieb, die königliche Familie daher kein großes Privatvermögen besitzt. Die Civilliste des Königs beträgt 600,000 Bankthaler, dazu kommen 80,000 Species von Norwegen und andere Zuflüsse, so daß man die Jahreseinnahmen des Staatshauptes mindestens doch auf eine halbe Million preußische Thaler annehmen darf, was gewiß eine ansehnliche Besoldung ist, obwohl ein König auch viel zu geben hat, und der Schimmer seiner Hoheit sammt dem Troß, welcher dazu nöthig, viel kostet. Man rühmt dem Könige Oscar ein strenges Rechtsgefühl nach, wenigstens hat er einige offenbare Ungerechtigkeiten seines Vaters gut zu machen gesucht. Im Uebrigen ist der sieben und fünfzigjährige Monarch ein stattlicher, hochgewachsener Herr von würdigem ernsten Wesen. Sein schwarzer starker Bart und die auch hier übliche Sitte, daß der König nur Soldatenuniform trägt, geben ihm ein kriegerisches Ansehen, obwohl er durchaus ein Mann des Friedens ist und seine Neigungen weit mehr ihn zum Verwalter und Diplomaten machen. Die Königin Josephine, Tochter des Stiefsohns Napoleons, des ehemaligen Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, ist von zarter Gestalt und, wie man in Stockholm behauptet, der eigentliche Premierminister Sr. Majestät,

der auch in auswärtiger Politik nicht ohne Einfluß mitregiert. Die Verhältnisse des Herzogs von Leuchtenberg in Petersburg, sein frühzeitiger Tod und das Verfahren des Kaisers Nicolaus bei der Erbschaftstheilung mögen wohl zu verstimmenden Betrachtungen geführt haben; so viel ist gewiß, daß die russische Freundschaft in Schweden niemals großen Beifall fand, und der Kronprinz, der seine Abneigung gegen Rußland nicht verhehlte, um dessentwegen in der Masse und in der Jugend vielen Beifall fand. Daß der Kronprinz als Vicekönig nach Norwegen gesandt worden ist, betrachtet man als zur jetzigen Politik gehörend, welchen Weg dieselbe aber künftig einschlagen werde, ist den verschiedenen Combinationen überlassen.

Die Wünsche und Hoffnungen der gesammten drei Reiche und Völker richten sich, wie es Niemandem verborgen bleiben kann, auf die schwedische Königsfamilie, welche mit den Zukunftsplänen im genauen Zusammenhange steht. Jene Unionsträume sind nun freilich anscheinend noch weit davon entfernt, zu Fleisch und Blut zu werden, allein die wichtigsten Ereignisse unserer Zeit sind oft schon so schnell und unerwartet vom Himmel gefallen, daß man unmöglich sagen kann, wieviel Zeit nöthig ist, um auch Dieses wahr zu machen. Von Jahr zu Jahr ist die Entwicklung dazu wenigstens fortgeschritten, und mancherlei Zeichen deuten darauf hin, daß die Politik im Stockholmer Schlosse einigen Ge-

schmack daran gefunden hat und an den rothen Faden für das Gewebe spinnt. Die Betheiligung des Hofes an den diesmaligen Studentenfesten hat den Meisten, trotz aller unschuldigen Form und diplomatischer Reserve, doch für ein gewisses Handbieten gegolten, und wenn die Constellation der europäischen Sterne nach weisen Berechnungen hoher Alchimisten sich zur rechten Stunde so erweist, wie es nothwendig scheint, kann es sich allerdings wohl ereignen, daß dieser Norden manchen hohen Kreisen einige Ueberraschungen bereitet.

Wenn die Politik des Stockholmer Schlosses aber wirklich in Union speculirt und trotz ihrer bedächtigen Vorsicht ein gewisses Ziel wirklich verfolgt, so hat das Mißtrauen der liberalen Partei Unrecht, welche noch immer den Glauben festhält, es werde hier im Grunde doch kein anderes Spiel gespielt, wie in den Staaten des Continents, und keine anderen Ideen berechneten die Zukunft, als die, welche an den meisten monarchischen Höfen jetzt überhaupt gäng und gebe sind. Dieser ganze Norden bietet dem Absolutismus jedoch kein glorreiches Feld für das Rückwärts. Die Norweger und die Dänen hängen als Gewicht an der anderen Seite, und Schwedens vorsichtiger König kann kaum anders, als Schwedens Zustände denen der verwandten Völker anzupassen, um den Ereignissen entgegen zu gehen, deren Leitung ihm und dem schwedischen Volke nicht entgehen kann.

10.

Die Kanalreise und ihre Freuden. Die großen Seen. Trollhättafall und Gothenburg.

Meine Absicht, Finnland zu besuchen, wurde durch die Schwierigkeiten vereitelt, die Erlaubniß dazu von den russischen Behörden zu erhalten. Der russische Gesandte visirte auch den Schweden nur mit strengster Auswahl Pässe, Fremden aber gar nicht; diese hatten zunächst aus ihrer Heimath polizeiliche Atteste ihrer vollständigen Unschädlichkeit beizubringen. Finnlands gegenwärtige Zustände waren daher auch in Stockholm ein Buch mit sieben Siegeln, dagegen kamen verschiedene Russen von dorther, um sich in Schweden umzusehen, und trotz des kaum beendeten Krieges hatte sich eine sogenannte wissenschaftliche russische Commission auf den Weg gemacht, die norwegischen Finnmarken zu unter=

suchen. Der als russischer Agent bekannte Admiral von Glasenap ging ebenfalls dahin und untersuchte dann mit einigen anderen Russen die schwedischen Kriegshäfen, was der schwedischen Presse zu heftigen Klagen gegen diese sonderbare Willfährigkeit der Regierung Anlaß gab.

Da ich nicht nach Finnland konnte, machte ich mich nach Gothenburg auf den Weg, und eines Abends spät wickelte der allerschlechteste unter den Dampfern der Kanalkompagnie hinter Riddarholmen sich aus einem Haufen anderer Dampfer los, und ich schwamm im mitternächtlichen Mondschein mit ihm auf dem Mälar.

Zum letzten Male sah ich die sonderliche Stadt, zu beiden Seiten schlaftrunken, in der zauberischen Mischung von mattem Tageslicht und röthlichem Schatten, zum letzten Male die Wälder und Felsen, Holme und Klippen, umflattert von violetten gelblichen Gewändern. Der Mond trat wunderbar groß und blutig über den Rand der Berge von Nordermalm und leuchtete durch das schlanke gothische Gegitter des Thurmes der Riddarholmskirche. In dieser Kirche fand man einst eine Inschrift in Mönchslatein, lautend: Sechs Dinge sind es, die alles Unglück über Schweden gebracht haben, auch zu allen Zeiten immer bringen werden: Eigennutz, geheimer Haß, Verachtung der Gesetze, Sorglosigkeit, leichtsinniges Vertrauen auf alles Ausländische und

unauslöschlicher Neid gegen die Verdienste der Landsleute.

Das fiel mir ein, als meine Blicke an dem durchbrochenen Thurm hingen, und ich sagte dagegen: Dieser Mönch war ein schlechter Prophet! Es ist nicht Alles so geblieben, und wird Manches noch besser werden. Dieselben Vorwürfe und noch manche andere kann man vielen Völkern machen, und ich weiß eines, das noch ganz anderes Kreuz und Leid und schwere Schuld zu tragen hat, dennoch aber glaube ich an seine Zukunft.

Der alte Dampfer Telford arbeitete sich inzwischen in den See hinaus, wo er bald von mehreren andern, die ebenfalls zu dieser späten Stunde nach verschiedenen Orten gingen, überholt wurde. Früher lebten die Stockholmer wie Jupiter tonans unter fortgesetztem Blitz und Donner; denn jeder Dampfer feuerte bei Ankunft und Abgang ein paar Böller ab. Dieser unnütze Pulververbrauch hat endlich aufgehört; schlechter Aussichten oder besserer Einsichten wegen läuten die Dampfer ihre Glocke oder lassen die Dampfpfeife hören, was weit billiger und weniger nervenerschütternd ist, auch den kriegerischen Sinn des schwedischen Volkes gewiß nicht verringert.

Lange saß ich noch auf dem Deck, das nach und nach leer ward, und sah die Morgenröthe von den gelben Felsen und dunklen Waldleisten in die Tiefe der nächtigen weiten Buchten und zahllosen Wasserpfade

des Mälar dringen. Es ist ein wunderbares Labyrinth von schmalen und breiten Straßen und Gassen, die in dem Schooß der Inseln und Berge sich verlieren.

Der Dampfer hat sechs Meilen über den Mälar zu machen. Er geht in den Björkbusen und erreicht so das Städtchen Södertelge, von wo aus ein Kanal ihn mitten durch eine Felswand von 100 Fuß Höhe in die Ostsee hinausführt. Dieser Kanal ist der Anfang der Kanallinie nach Gothenburg. Er wurde schon im Jahre 1435 zu bauen versucht, um aus dem Mälar ins Meer zu kommen, doch erst im Jahre 1819 ist er wirklich ausgeführt und fertig geworden. Ueberhaupt ist dies mächtige Kanalwerk, welches quer durch Schweden führt, in seinen Anfängen ein sehr altes Unternehmen, allein erst in neuester Zeit gelang die Ausführung, wo es vielleicht besser gewesen wäre, das Geld zu sparen und Eisenbahnen dafür zu bauen, die inzwischen erfunden waren. Ein kluger Priester, der Bischof von Linköping, Hans Brask, erhielt von dem Reichsverweser, Sten Sture, im Jahre 1516 zuerst die Erlaubniß einen Kanal zu bauen, welcher den Wettersee mit der Ostsee verbinden sollte, aber es kam nicht dazu, eben so wenig glückten viele andere Pläne, die großen Seen im Innern durch Kanäle zu vereinigen und einen Weg zwischen Ostsee und Nordsee zu schaffen, der den lauernden Dänen am Sunde die Besteuerung des Handels verleidete. Es blieben immer Schwierigkeiten zu überwinden, denen die

damalige Zeit nicht gewachsen war. Unter der Regierung Karls des Neunten wurde zwar wirklich der erste Kanal zu Stande gebracht, der sogenannte Karlsgraben, welcher die oberen Wasserfälle des Göthaflusses umging, aber dabei blieb es, obwohl der berühmte Svedenborg, als er noch nicht ein Geisterseher und Mystiker, sondern ein tüchtiger Ingenieur und Mathematiker war, dem Könige Karl den Zwölften einen Plan vorlegte, wie das Werk am Besten auszuführen sei. Mit des Königs Tod blieb Alles liegen und fast das ganze achtzehnte Jahrhundert verging, ohne daß ein neuer Versuch gemacht wurde. Endlich im Jahre 1783 wurde eine Gesellschaft privilegirt, die den Trollhättakanal baute, der im Jahre 1800 vollendet war, und mit ihm trat ein Mann hervor, dessen Energie und Talent mit Recht noch jetzt bewundert wird. Graf Balzar Platen, der Baudirector des Trollhättakanals, machte den Plan zur Vollendung der ganzen Kanallinie. Im Jahre 1810 begann dann der Bau, zu welchem eine Aktiengesellschaft gebildet wurde, welche der Staat unterstützte. Im Jahre 1827 wurde die westgothische Linie fertig, Wener und Wettersee waren mit Hülfe der Seen, Wiken, Boren und Roxen verbunden, und hierauf am 26. Sept. 1832 der Göthakanal eröffnet, somit das ganze Werk, nach welchem Jahrhunderte getrachtet, vollendet. Die großen Schwierigkeiten bestanden darin, die Schiffe von der Ostsee 471 Fuß hoch hinauf bis in den Wickensee

zu schaffen, von dort aber wieder nach der Nordsee hinab zu lassen, was nicht anders als durch Reihen von Schleusenwerken geschehen konnte, in welchen die Schiffe treppenartig hinauf und hinunter steigen müssen. Dazu kam, daß der Kanal häufig durch Felsenwände ging, die nur durch Sprengungen geöffnet werden konnten, und daß die gewaltigsten Nebenarbeiten für dessen Speisung und Erhaltung nöthig waren. Der Bau wurde Anfangs auf 1,600,000 Reichsthaler veranschlagt, hat aber nahe an 10 Millionen gekostet, wovon mehr als die Hälfte vom Staate getragen worden ist.

Wie viele Brücken, Schleusen und andere merkwürdige Bauten vorhanden sind, weiß ich nicht. Das ganze großartige Werk ist oft genug beschrieben worden; ich weiß allein, daß es ziemlich langweilig ist, drei Tage lang alle diese Wunder anzuschauen, welche gewiß entsetzlich viel Arbeit gemacht haben und in ihrer Art Erstaunen erregen können, allein den Laien durch ihre Einförmigkeit jedenfalls bald ermüden. Wenn man eine dieser langen Treppenschleusen gesehen hat, hat man sie Alle gesehen und dankt Gott, wenn nur drei oder vier und nicht etwa acht oder zehn über einander liegen. Es dauert zuweilen mehrere Stunden, ehe das Schiff bis auf die höchste gehoben wird oder bis in die niedrigste hinabsinkt und dann seinen Weg bis zur nächst folgenden fortsetzen kann, wo dasselbe eintönige Mannöver beginnt. Ist das Wetter schön, so

kann man wenigstens ans Land springen, und am Kanalufer voraus spazieren, obwohl auch dabei meist keine sonderliche Freude heraus kömmt, denn die Ufer bieten wenige Schönheiten dar, wenn man nicht vorherrschenden Geschmack an Wiesengeländen und fruchtbaren wohlbebauten Hügellandschaften hat. Ist das Wetter schlecht, so mag Jeder Trost und Geduld suchen, wie er kann, zumal auf einem so kleinen und überfüllten Schiffe, wie dieses.

Der Kanalweg wird im Sommer von vielen Reisenden genommen, auch berührt er mancherlei Zwischenplätze, wo Menschen und Waaren ab und zu gehen. Ich hatte länger als eine Woche vor meiner Abreise mich um Platz gemeldet, konnte aber keinen Hüttplatz, wie die Schweden sagen, Cajüttplatz, wie wir es nennen, mehr bekommen, und dankte meinem Glücke, als es einem hülfreichen Freunde gelang, die Steuermannshütte, einen sechs Fuß langen und drei Fuß breiten Bretterverschlag neben dem Radkasten, für mich zu miethen. Die Arche Noah hat sich mir nirgend besser versinnlicht, als an dem Morgen, wo ich an der Schleuse von Södertelge erwachend aus meiner Höhle trat, in welcher ich, in meinen Mantel gehüllt und von einem mystischen Duft von Theer und Fett eingewiegt, so hart und sanft geruht hatte, wie irgend ein altschwedischer Häuptling auf seinem Bärenfell. Ein süßer Geruch drang durch die Spalten meines Palastes, und ich

gewahrte einige ältliche Damen aus Södertelge mit Körben frischen Gebäckes von der Art, wie die Offenbarung Johannes es beschreibt und Honigkuchen nennt. Ein dienstfertiger Reisegefährte belehrte mich, daß Södertelge berühmt durch diese sinnreiche menschliche Erfindung sei, und somit säumte ich nicht, mir Wahrheit zu verschaffen, wodurch ich Zeugniß ablegen kann, daß jeder Menschensohn wohl thun wird, daran zu glauben. Indem ich einen mächtigen Honigkuchen in erster Morgenfrühe der Vernichtung überlieferte, erfüllten sich auch die Offenbarungen des heiligen Johannes an mir, oder es waren bange Ahnungen über bevorstehende Schicksale, die mein Inneres zusammen preßten. Ich sah, daß dies kleine Schiff mit Kisten, Kasten, Säcken, Ballen und sündigem Vieh und Menschenkind vollgeladen war, so daß ein sehr geringer Raum übrig blieb, um sich auf demselben zu bewegen. Nach und nach erschienen Damen und Herrn, alt und jung, klein und groß, in immer größerer Anzahl, und ich berechnete mit Erstaunen, wo diese sämmtlich Unterkommen gefunden haben könnten. Ich hatte von einem sogenannten Salon vernommen, in welchem auch ich anfänglich aufgenommen werden sollte, und suchte diesen gesegneten Raum mit Inbrunst, da ich ein immer heftigeres Gelüst nach dem schwarzen wärmenden Getränk verspürte, welches in allen Sprachen der Welt mit demselben Namen: „Kaffee" genannt wird. Nach verschiedenen vergeblichen Anstren-

gungen gelang es mir endlich, diesen Salon im Vorderschiff zu entdecken, und als ich eine dunkle, äußerst steile Treppe hinunter gerutscht war, stand ich am Ziele meiner Wünsche. Aber ach! meine Ahnungen begannen sich zu erfüllen, welch' schauerlicher Anblick! In einem Raume, höchstens zwölf Fuß lang und breit, lagen eben so viele unselige Schlachtopfer dieser heimtückischen Dampfkanalfahrts-Compagnie. Da lagen sie hingestreckt auf den Bänken zu beiden Seiten, auf Brettern, die aus der Schiffswand hervorgezogen oder davon herunter geklappt wurden, und welche irgend ein Schiffe bauender Satan für solche leichtsinnige Vergnügling erfunden hat, welche sich auf's Wasser begeben, ohne Hüttplätze zu haben. Sie lagen auf den Tischen und auf der Erde, und ruhten dort beisammen in einer Atmosphäre, welche ein Zulukaffer für höchst unangenehm erklärt haben würde. Elf oder zwölf glückliche Salonpassagiere waren auf diese Weise verpackt, während mehrere, die selbst hier noch nicht Platz gefunden, die Nacht auf dem thaunassen Deck zugebracht hatten. Darunter befand sich ein Offizier und verschiedene Grafen und Barone, alle mit entschiedener Resignation in ihr Schicksal ergeben, und nur etwas unmuthig darüber, daß sie obenein gezwungen wurden, vor zehn Uhr Abends auch diese bescheidene Lagerstätte nicht zu begehren, und um sechs Uhr Morgens bei Regen oder Sonnenschein sich davon zu erheben und hinaus zu wandeln, wohin

es ihnen beliebte, weil alsdann dieser Salon zum Frühstück- und Speisezimmer, wie zum Aufenthalt für die gesammten Reisenden dienen mußte.

Für die bestimmte sehr mäßige Summe war die Verpflegung gut genug. Wie überall in Schweden besorgten auch hier Mädchen die Aufwartung, und in patriarchalischer Weise blieb es jedem Gast überlassen, seine Rechnung selbst zu machen. An einem Nagel an der Wand hing dazu ein Buch mit einem daran gebundenen Bleistift, womit ein Jeder hinein schrieb, was er an Getränken allerlei Art begehrt und erhalten, und nach drei Tagen, am Ende der Reise zu bezahlen hatte. Dies antediluvianische Vertrauen hatte etwas Rührendes, eben so rührend war die standhafte Geduld, mit welcher das Unbequemste ertragen, und mehr darüber gelacht als geschmält wurde. — Die Kanalcompagnie läßt wöchentlich drei Schiffe abgehen, dazu kommt dann und wann auch wohl ein Dampfer der Transitgesellschaft, deren Schiffe von Petersburg und den russischen Häfen nach England fahren, und ihren Weg durch den Kanal nehmen, während der Sommermonate aber ist der Verkehr der Reisenden und der Güter so groß, daß die Schiffe meist überfüllt sind. Zuweilen geht daher auch ein Extraschiff, aber das ist selten; regelmäßig findet also eine Einschachtelung und Zusammenstampfung der Passagiere statt, welche nicht selten die lichten schwedischen Sommernächte auch bei Regen und

Sturm auf dem Deck genießen können, was am warmen Schornstein und unter einem guten Theertuch, wie mir Jemand, gewiß mit Recht versicherte, immer noch behaglicher ist, als in dem Salon bei lebendigem Leibe geröstet und gebacken zu werden. Es ist eigenthümlich, daß wir Deutschen, deren Geduld doch so sprüchwörtlich ist, so wenig geduldig sind, im Vergleich zu den meisten anderen Völkern, wenigstens bei solchen Gelegenheiten. Wir verlangen für unser Geld auch gute Waare, gute Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Was lassen sich die Franzosen dagegen gefallen. Wie werden sie auf ihren Eisenbahnen mit größter Willkür behandelt, und wie erbärmlich schlecht sind deren Einrichtungen, nicht zu gedenken der schändlichen Kasten, in denen der größte Theil der Engländer fortgeschleppt wird.

Während ich diese und einige andere Wahrnehmungen zu Papier brachte, lief das Schiff durch eine enge Meerbucht in die Scheeren von Norköping hinaus, die den Scheeren von Stockholm so ähnlich sehen, wie ein Kater einer Katze. Aber bei alledem ist dies Gewimmel von Inseln und nackten Klippen doch angenehmer, als die Einförmigkeit einer schleusenreichen Kanalstrecke. Hier giebt es doch waldige Felsen und manche kühn aufgebaute Granitwand. Dann und wann öffnen sich auch die Felsengassen, und der Blick schweift über die unbegrenzte See, welche ihre weißen Zähne zeigt, die mit gieriger Hast in die Buge des Schiffes beißen. Die

Gesellschaft kann zuweilen auf dieser Scheerenfahrt gehörig seekrank werden, diesmal jedoch blieb es bei einigem sanften Geschaukel, das ganz aufhörte, nachdem dem der Dampfer am Nachmittage einen anderen schmalen Seebusen, Slatbacken genannt, erreichte, wo der ostgothische Kanal beginnt. Hier giebt es denn auch gleich die ersten Schleusen, welche sich nun fortgesetzt von Zeit zu Zeit folgen, und das Schiff immer weiter empor heben zu den kleineren und größeren Landseen, welche zur Kanalfahrt benutzt sind und in verschiedener Bodenhöhe liegen. Diese Seen bilden mit ihren, zuweilen malerischen und romantischen Umgebungen den vorzüglichsten landschaftlichen Genuß dieser langen Fahrt. Ginge der Kanal ununterbrochen von Stockholm nach Gothenburg, 52 schwedische oder 78 deutsche Meilen, als ein schmaler Graben fort, so gäbe es schwerlich etwas Langweiligeres auf Erden. Bedeutendere Städte und interessante Orte sind hier nirgend zu schauen, aber die verschiedenen Seen haben manche eigenthümliche Reize. Sie werden sich sehr verwundern, sagten mir manche meiner schwedischen Freunde, wenn Sie sehen, wie dieser Kanal durch dichte Laubholzwälder führt, so daß die Zweige der Bäume zu beiden Seiten in das Schiff reichen, wo man die Blätter abpflücken kann. Dies ist wirklich einige Male der Fall, aber es hat mich weder gewundert noch erfreut, dagegen habe ich auf den Seen und bei dem großen Wasserfalle der

Göthaelf, so auch in der Felsengasse, die das Götha-thal heißt, mehr als einmal ausgerufen: Es ist doch schön, und werth — die mancherlei Unbequemlichkeiten und langweiligen Stunden zu bestehen. Einmal muß ein Reisender, der diesen Norden besuchen und kennen lernen will, die Canalreise machen, aber damit hat er genug; ein zweites Mal soll er es bleiben lassen.

In Soderköping langten wir am Abend an, und fuhren während der Nacht über die Seen Asplongen, Roxen und Boren. Am Morgen waren wir an dem mächtigen Schleusenwerk Borenshult und konnten in aller Bequemlichkeit eine Stunde am Ufer fortwandern, die großen Maschinenwerkstätten in Motala besehen, und endlich im Flecken Motala uns wieder einschiffen, um quer über den Wettersee zu fahren. Große Höfe, manche alte Schlösser, Edelsitze und Kirchen liegen hier, und Schwedens fruchtbarste Gegenden dehnen sich von hier bis zum Wenersee aus. — Die Werkstätten in Motala werden von einer Compagnie betrieben, welche an 600 Arbeiter darin beschäftigt. Es ist die größte Dampfmaschinenbau-Anstalt in Schweden; eiserne Dampfer werden hier erbaut, und sämmtliche Bohrmaschinen, Schneidemaschinen u. s. w., wozu bei uns Dampfkräfte nöthig sind, durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt. Ungeheure Hämmer klopften auf glühende Eisenstangen, Riesenscheeren öffneten und schlossen sich gewaltig, mächtige Stampfen fielen auf Eisenplatten,

Kettenwinden rasselten auf und nieder, und an einem paar halb fertigen Schiffen und deren Gerüsten machte ein Haufen Cyklopen einen solchen Spektakel auf Blech und Messing, daß alle Operncomponisten der neuesten Zeit hier noch etwas lernen könnten. Ich machte, daß ich fort kam, und ging lieber an dem hohen Wall des Kanals unter schönen Eschen und Birken spazieren, bis der ehrwürdige Talford sein rothes rauchendes Haupt schneller blicken ließ, als man billiger Weise von ihm erwarten durfte. Da gab es denn ein gewaltiges Laufen, weil der Kapitain mit schiffermäßiger Höflichkeit von seinem Deck herab erklärte, er habe keine Zeit zum Warten.

Am Bord befanden sich zahlreiche Damen, leider aber war keine darunter, welche die schwedische Schönheit in würdiger Weise repräsentirt hätte. Schlanke und kräftige Formen findet man häufig hier zu Lande. Die Natur scheint diese in Schweden sowohl, wie noch mehr in Norwegen zu befördern, dagegen sind feine Gesichtszüge selten, und was man in Stockholm als Schönheiten vom ersten Range rühmte, stimmte mit meinem subjektiven Urtheile meist wenig überein. Auf unserem Schiffe sonderte sich ein kleiner Vollblutskreis merklich von dem vorhandenen gewöhnlichen Volke ab. Eine etwas verkupferte Antike versammelte mehrere jüngere Standesgenossen unter ihren Flügeln, und diesen dienten einige Cavaliere von artiger Gestalt, an denen

man sich die unhöfliche Bemerkung mancher Reisenden bestätigen ließ, daß das männliche Geschlecht in Schweden überhaupt mehr körperliche Vorzüge besitze als das weibliche. Es war belustigend zu sehen, wie diese Elite sich sammelte, sobald die Zeit der verschiedenen Mahlzeiten heranrückte, und wie sie in geschlossener Phalanx sich in die unterirdische Salonhütte hinab stürzte, sobald die Glocke das Zeichen gab, um die plebejsche Tischgemeinschaft zu vermeiden. Diese ist allerdings auf solchen Schiffen nicht immer sehr angenehm, denn sie raucht, schnupft oder erscheint wohl auch mit geschwollener Backe, weil zwischen ihren letzten Backzähnen ein eigenthümliches Gericht schon seinen Platz gefunden, das wie ein Stück Bandwurm oder Theerfaden aussieht, jedoch nur ein ganz unschuldiges Stückchen Kautaback ist. Die Schweden, wenigstens die aus den volksthümlichen Kreisen der Landbewohner treiben überdies eine leckere Liebhaberei, welche sie wahrscheinlich ganz allein besitzen. Ein Gentleman in einem langen, hechtgrauen schäbigen Rocke, welcher gewöhnlich nachdenklich am Maschinenraume saß, beschäftigte mehrmals meine Aufmerksamkeit. Wie ein Archimedes betrachtete er die arbeitende Maschine, dann und wann aber faßte er in seine mächtige Tasche und zog eine Holzdose hervor, welche wie eine hölzerne Schnupftabacksdose aussah. Er griff auch mit Daum und Zeigefinger hinein und nahm eine tüchtige Prise heraus, allein er steckte diese nicht in seine ansehnliche Nase,

sondern öffnete eine Unterlippe von Erfurcht gebietender Dicke und Breite und packte seine Prise mit einer Geschicklichkeit, welche nur der Eingeweihte erreichen kann, zwischen dies rothe Stück Fleisch und seine Vorderzähne. Hierauf steckte er mit sichtlichem Wohlbehagen die Dose wieder ein und begann ein Lippenspiel derartig, wie ein gewöhnlich organisirter Mensch einen Bonbon chemisch zu verwandeln sucht. Ländlich, sittlich! Habe ich am Alten in Norwegen nicht einst ein Paar Lappen getroffen, welche einen Dorsch halb roh in Fischthran tauchten und Schnupftaback darauf streuten statt Salz, ehe sie ihn mit Wohlbehagen verzehrten, warum soll ein schwedischer unbefangener Sohn der Natur, der sein Herz wie Gott es ihm gegeben, von Cultur noch frei im Busen fühlt, nicht Schnupftaback zwischen seine Zähne schieben und sich einbilden, dies sei die wahre Würze des Lebens. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten, und „Eines paßt sich nicht für Alle" sagt Göthe, der seinem Volke so viele weise Sprüche hinterlassen hat.

Niemand ist wohl geneigter als die Schweden, jedem Narren seine Kappe zu lassen und sich über nichts allzusehr zu verwundern; dennoch giebt es keine Sprache, in welcher ein gewisser Ausdruck der Verwundrung so oft gebraucht würde, als in dieser. Wenn man in einiger Entfernung, von mehreren Schweden deren Unterhaltung anhört und gar nichts davon versteht, wird man doch sehr deutlich und zahlreich den Ausruf:

Ja so! vernehmen, der bald singend, bald fragend, bald beistimmend, bald abweisend oder erschreckend, lachend oder ärgerlich betont, in den verschiedensten Modulationen unausgesetzt die Erzählungen begleitet. Ohne dies Ja so! ist gar kein Schwede denkbar. Wenn er zum ersten Male mit erwachendem Bewußtsein in dieser schönen Welt sich umschaut, beginnt er seine eigentliche Menschenordnung mit einem lustigen Ja so! und wenn zum letzten Male sich seine Lippen öffnen, ist es abermals ein, wenn auch etwas kläglicheres Ja so! mit dem er sich auf die unerläßliche Reise macht. Ein Engländer sagte mir einmal, daß man durch ganz England wohlgemuth reisen könne, wenn man von der Sprache auch weiter nichts verstehe, als: how much? und too much, d. h. wie viel (kostet das) und (es ist) zu viel. Durch Schweden kann man sich ganz vortrefflich mit den beiden Wörtchen: Ja so!, gehörig modulirt, helfen, noch besser aber, wenn man ab und zu mit möglichster Grimmigkeit: hvad? dazwischen schreit, welches Was? bedeutet, und wie Wa oder Va! klingt. Es ist merkwürdig, wie ein so ungemein höfliches und zuvorkommendes Volk einen so fürchterlichen Laut ausstößt, sobald Jemand nicht verstanden hat, was ein Anderer sagt oder fragt. Der Engländer, selbst wenn er ganz kurz angebunden ist, frägt: please Sir? Kein Gentleman wird: What? oder what do you say? gebrauchen. Hier aber schreit der Graf wie der Bauer sein Wa?

mit solcher Gewalt, daß man meint, es solle im nächsten Augenblick irgend etwas Schreckliches geschehen. Die sarkastischen Dänen, welche manches, was die Schweden thun, gern bespötteln, finden nichts häßlicher, als dies ewige Wa? Wa? Wa? das sich in der Ferne allerdings wie ein Gebell anhören kann, mit dem ein übermüthiges dänisches Fräulein es verglich.

Dies Alles abgerechnet, ist aber dennoch die schwedische Sprache eine, die an melodischer Schönheit und Klangfülle es mit allen Sprachen aufnehmen kann. Wenn sie ausdrucksvoll gesprochen wird, ist sie für das Ohr äußerst angenehm, und für den Gesang giebt es kaum eine geeignetere. Auf dem würdigen Talford waren allerdings solche Bemerkungen nicht zu machen. Hier war weder Gesang, noch Saitenspiel zu hören. Jeder dankte seinem Schöpfer, ein trockenes Plätzchen für seine nassen Glieder zu erwischen oder in dem anmuthigen Salon ein Stück sohlledernes Beefsteak und einen wärmenden Sup; denn das Wetter wurde leider am zweiten Tage sehr regnerisch, düstere Wolken lagerten sich auf dem Wettersee, von dessen, zum Theil romantisch schönen Ufern daher auch wenig zu schauen war. — Vor dem Wettersee haben die Schiffer gewaltigen Respekt. Er ist 17 Quadratmeilen groß, 400 Fuß tief, in seiner Mitte verliert man das Land aus dem Gesicht, und die Stürme rasen hier zuweilen mit solcher Gewalt, und kommen so plötzlich, daß Niemand sicher ist, was ihm geschieht,

wenn er vom Lande stößt. Die bösen Nixen und Trollen, welche in seiner Tiefe hausen, wollten jedoch nichts mit uns zu schaffen haben, sie ließen uns bloß von oben anfeuchten. So kamen wir denn glücklich bei der Festung Karlsborg vorüber, welche 1819 auf einer Landzunge des Sees angelegt wurde, um das Hauptbollwerk Schwedens im Innern zu werden, wenn ein Feind einmal selbst Stockholm eroberte. Hierher sollten dann alle Kronschätze und Reichsarchive mit König und Reichsständen, Bank und Landeskassen sich zurückziehen, die Festung ist jedoch noch heut nicht fertig und sieht mit ihren niederen Erdwerken auch eben nicht allzufürchterlich aus. Man hat den eigentlichen Plan und Zweck fallen lassen und geht nun mit den Gedanken um, Stockholm fest zu machen. Wie dies möglich ist, können gewöhnliche Augen schwer begreifen; die besten Ingenieure und Artillerieoffiziere haben jedoch Entwürfe ausgearbeitet, und es gehört zu den Absichten der Regierung, von den nächsten Reichsständen große Summen dafür zu begehren, welches aber wohl auf noch größere Schwierigkeiten stoßen dürfte. — Von Karlsborg aus geht die Schifffahrt durch einen Felsenschleusenbau aufwärts in den See Wiken, und damit hat das Schiff den höchsten Punkt des Kanalweges erlangt. Der Wiken schickt seine Wasser auf der einen Seite hinab in den Wettersee, welcher zwölf Fuß unter ihm in seinem Felsenbecken ruht; auf der andern Seite aber speist

er den langen westgothländischen Kanal, der die Schiffe von hier aus in den 163 Fuß tiefer liegenden Wenersee hinabführt. Ohne diesen See und den noch darüber liegenden See Unden würde der Kanal unmöglich gewesen sein, zum guten Glück aber finden sich hier auf der hohen Wasserscheide hinreichende Mittel, um zu allen Jahreszeiten die Schleusen zu speisen, in denen die Schiffe von nun abwärts zur Nordsee hinunter steigen. — Dieser Wikensee ist kaum eine Quadratmeile groß, aber er hat mir am schönsten von allen behagt. Melancholisch düster liegt er zwischen schweigenden dichten Wäldern und steilen Felswänden. Ueberall springen Klippen und mosiges Gestein aus seiner Fluth, und diese windet sich durch Schluchten und Becken von malerischer Form und Schönheit. Zuweilen starrt ein weites Felstheater aus der Waldnacht. Kühngeformte nackte Vorgebirge senken sich jäh in die Tiefe, und dort wieder dringen die Wasser in den Schoß der Berge; träumerisch neigen sich alte Bäume darüber hin, Birken mit weit hängenden Zweigen flüstern mit den aufhüpfenden Wellen, die, wenn der Wind ihre idyllischen Freuden stört, wild schäumend über die mosigen Steine rollen.

Dann fängt bei einem Hofe der westgothische Kanal an; denn wir sind in Westgothland, sobald der Wetter überschifft ist, und nun geht es beinahe 6 deutsche Meilen bis an den Wenersee hinab. Hier und an den

Ufern dieses großen Sees liegen viele der reichsten und schönsten Güter des schwedischen Adels, und wer Zeit hat, dort umher zu wandern, wird manch' treffliches Plätzchen finden, das auch einem Maler zu Studien dienen kann. Erhaben romantisch ist diese Natur zwar nirgend, aber der Wechsel von Fels- und Bergmassen, schöner Wald, das reiche Land und dazu die mächtigen Seespiegel mit ihren Reizen, sind doch selten so zu finden, wie hier. — Von allen Seen in Schweden ist der Wener der größte, unter den europäischen Landseen ist es der drittgrößte. Vierzehn schwedische Meilen, 21 deutsche, ist er lang, 7 schwedische Meilen breit, dabei 400 Fuß tief, somit ein Meer, das kein menschliches Auge zu überblicken vermag. Leider war es Nacht, als wir ihn erreichten, und ein Regensturm begleitete uns bis zum Morgen. Der ehrwürdige Talford stöhnte und hüpfte gar jämmerlich, und ich hatte auf meinem schmalen Steuermannslager mancherlei Noth zu ertragen, denn der Regen drang hinein und zwang mich zu allerlei erfinderischen Unternehmungen, mich vor seinen zudringlichen Absichten zu schützen. Im ersten Morgengrauen aber machte ich mich hinaus, um die Klippen von Leckö und das alte Schloß zu betrachten, das einst den Stures gehörte, jetzt aber dem Revolutionschef von 1809, dem General Adlerkreuz, der dafür zum Grafen gemacht und mit dieser Staatsdomaine auf fünfzig Jahre belehnt wurde.

Aus diesen Scheeren und Inseln wand dann der Dampfer sich wieder in den Wener hinaus, der uns in seinen stürmischen Wogen von Neuem auf und abwarf, bis wir endlich in Wenersborg einliefen und Frühsonnenschein die lange Regennacht beendete. Das Wetter hellte sich auf und die unermeßliche Fläche des mächtigen Sees schimmerte im rothen Lichte, das seine weißköpfigen Wogen umsäumte. Ferne Berge wickelten sich aus Duft und Nebel, hoch vor allem ragte im Süden der Kinnekulle auf, von dem ich beiläufig bemerken will, daß er in unseren Geographien gewöhnlich als ein Centralgebirge Schwedens geschildert wird, während er ein Bergstock ist, der auf der Südost-Küste des Wener sich 800 Fuß hoch erhebt, mit seinen Abhängen aber sich mehrere Meilen weit ausdehnt. Diese Abhänge sind mit Obstwäldern bedeckt; Stockholm wird von hier aus mit den schönsten Aepfeln versorgt, und selbst Wallnüsse kommen dort fort. Der Kinnekulle ist weit und breit berühmt durch seine Fruchtbarkeit und klimatische Milde, aber auch der Geognost findet vielerlei Merkwürdigkeiten in den großen Kalksteinhöhlen und den verschiedenartigen Schiefer-, Alaun- und Trapp-Lagern. Die Ufer dieser Seen zu bereisen, wo es viele alte Schlösser und Bauwerke giebt und der Kern des Schwedenvolks von frühster Zeit an seine Wohnsitze hatte, ist von Interesse; aber wenn die Schweden reisen wollen, gehen sie lieber nach Paris und Italien, Fremde

kommen natürlich noch seltner hierher, somit versteigt sich selten ein Wanderer in diese grünen Felsschluchten und Thäler.

Wenersborg ist im Jahre 1834 abgebrannt, jetzt wird es nach einem neuen Plane aufgebaut und trägt ganz das Gepräge einer solchen im Werden begriffenen Stadt. Ein riesiger Felsendamm sperrt den Hafen von dem See ab. Weitläuftige große Steinhäuser, Magazine und Regierungsetablissements sehen aus, als sei hier etwas Großes im Werke, allein es sind doch nur wenige tausend Menschen, die hier beisammen wohnen, von denen aber Mancher durch Holzhandel reich geworden ist, was auch verschiedenartige Landhäuser in der Nähe bezeugen. — Von Wenersborg schickt der Wenersee seine Wasser in einem breiten, aber flachen Felsengerinne der Nordsee zu, und dieser Ausfluß heißt die Göthaelf. Sie ist für die Schifffahrt unfahrbar, daher ist der Karlsgraben angelegt worden, und an diesen schließt sich der Trollhättakanal, beide dazu bestimmt, die Wasserfälle des Göthaflusses zu vermeiden und die Schiffe beiher eine lange Wassertreppe von mehr als hundert Fuß hinunterzubringen.

Nachdem die Göthaelf schon in ihrem oberen Laufe verschiedene Sprünge gemacht hat, gelangt sie an einen Punkt, wo sie mit reißender Gewalt, in Schaum und Gischt aufgelöst, über narbige Felsenlager hinabstürzt. Hohe waldbewachsene Felsenwände steigen unmittelbar an

der einen Seite des Falles auf, geschähe dies auch von der andern Seite, so würde eine wild romantische Scenerie dies prachtvolle Naturschauspiel einrahmen. Allein diese andere Seite ist offen und eben, und der Mensch mit seiner prosaischen Verständigkeit hat einen Theil des Wasserfalls mit schlechten Holzbalken überdacht und überbrückt, unter welchen Räder und Sägen Jahr aus, Jahr ein, bei Tag und Nacht geschäftig hin und her fahren. Der stolze Strom muß Knechtsarbeit verrichten, und wenn die Hauptmasse des Wassers nicht gar zu breit die Felsenlager gesprengt hätte, würde es ihr um kein Haar besser gehen. Mitten zwischen den beiden Fällen, umpeischt von ihrer donnernden Brandung, liegt eine Klippe, und zu dieser werden die Fremden geführt. Eine schmale Eisenbrücke ist über den Wassersturz zu ihr hingeworfen, und in einem nahen Häuschen wird die Aussicht für zwölf Schilling Banco verkauft. So machen es die Schweizer, wo sie irgend können, und warum sollte die Industrie in Schweden nicht derselben Ansicht sein? Wäre es möglich ein Zelt oder einen Holzstall darüber zu bauen, sie würden nicht ermangeln, ein anständiges Entrée zu nehmen, aber es geht hier, wie an vielen anderen Orten leider nicht an. Jeder Reisende kann sich auch diese zwölf Schillinge vollständig sparen; denn er sieht auf der Insel im Fall nichts weiter, als wenn er diesseits bleibt und nichts bezahlt. Wenn er jedoch sentimental poetisch gestimmt ist, wie ein reisender

Deutscher von Rechtswegen sein muß, dann ermangle er nicht, diese zwölf Schillinge zu opfern und sich dafür von dieser Klippe ein erinnerungsvolles Blümchen oder Hälmchen mitzunehmen, das dicht unter dem Trollhättasturze aufwuchs und sich seines Lebens freute.

Es ist viel Rühmens von diesem Wasserfalle gemacht worden, und weil es zu viel war, hat sich um so leichter auch der Gegensatz geltend gemacht. Den Trollhättafall müssen Sie sehen, sagte einer meiner Freunde. Neulich war ein Amerikaner hier, der aufrichtig genug dachte, einzugestehen, daß der Niagarafall davon übertroffen werde. — Geben Sie sich gar keine Mühe um diesen Trollhättafall einen Schritt zu thun, rieth mir ein Anderer, er ist eines von den ausposaunten Wundern, dessen Ruf ungebürlich übertrieben wird, weil keiner die Wahrheit eingestehen will. Der Elfkarlebyfall ist weit bedeutender, und im Norden haben wir ein Dutzend Wasserfälle, wogegen dieser Kinderei bleibt. Beides ist falsch und Beides ist richtig. Stürzte die Göthaelf sich senkrecht in einem Sturze die 112 Fuß hinab, welche die ganze Höhe ihrer Fälle betragen, so wäre es das großartigste Naturschauspiel, und vielleicht würde wirklich selbst der Niagarafall davon übertroffen; allein der Fall theilt sich in drei verschiedene Fälle und einer Reihe Stromschnellen, die eine Viertelmeile Raum annehmen. Der Hauptfall, Toppöfall, bildet überdies eine schiefe Ebene von

Granitlagern, an welcher die Wasser fünfzig oder sechszig Fuß hoch hinuntergleiten, wodurch der Effekt bedeutend abgeschwächt wird. Nur in der berühmten nie vollendeten Polhelmsschleuse, die einen in den Felsen gehauenen Spalt bildet, stürzt das Wasser senkrecht nieder, allein dergleichen kann man auch an manchen anderen Orten sehen. Das schönste bleibt immer der Toppöfall. Eine ungeheure Wassermasse drängt sich durch die Oeffnung zwischen den Felsen am linken Ufer, und den Felsklippen zur Rechten in einer Breite von vielleicht hundert Fuß und stürzt mit Blitzesschnelle nieder auf die Felsenlager. Schon an der oberen Oeffnung sieht man die Wasser wild aufspringend und in Schaum zerquirlt, denn schon haben sie einen Sprung von 18 Fuß in dem Edetfall gemacht. Mit furchtbarer Gewalt donnern sie auf die Granitklippen, die dem gewaltigen Strom seit Gott weiß wie vielen Jahrtausenden unbesiegbaren Widerstand leisten. In Schaum und Gischt zerpeitscht, bäumt er sich auf, schleudert Dampfwolken zu der Felsenwand empor, die in schwarzer Steile mit glänzend nassen Wänden darauf niederschaut und läßt zahllose glänzende Regenbogen über die kleine Insel fortfliegen, welche er mit rasender Gewalt umwäscht, zernagt und weiter stürzt. Die Schlucht zwischen dieser Insel und dem Ufer, über welche die Brücke führt, ist ein wahrer Herenkessel. Zwischen den Felswänden eingeengt, sieht das Auge nichts, als die

funkelnden Staubwolken, hört das Ohr nichts, als den Donner des Sturzes. Jedes lebendige Wesen würde hier augenblicklich zerschmettert werden, jedes Holzstück verschwindet in diesen Wirbeln und Strudeln; dennoch aber wurden, ehe der Trollhättakanal vorhanden war, die Fälle hinunter jährlich 15 bis 20,000 Stücke Bauholz und viele andere Hölzer geflößt, die allerdings zum Theil wohl meist nicht ohne Beschädigung unten angekommen sein mögen.

Der Name Trollhätta oder Herenhut stammt, der Sage nach, aus der Riesen- und Zauberzeit, wie so vieles in diesem Norden. Einst gab es hier, wie berichtet wird, einen viel gefürchteten, berühmten Mann von ungeheurer Länge und unwiderstehlicher Kraft und Kühnheit, welcher Herr Stackother genannt wurde; doch all' sein Heldenthum und seine Kühnheit schützten ihn nicht vor Freias Zaubergürtel, die sein Herz damit umwand, als er schlief. Als er aufwachte, war er verliebt in eine schöne, junge Dame, Ogna Alfafoster, die beinahe eben so lang und gewaltig aussah, wie er selbst; denn sie gehörte ebenfalls zum Riesengeschlecht und beschäftigte sich wie alle junge Damen damaliger Zeit, nicht etwa mit Klavierspielen und Französisch, wie dies jetzt in der Mode, sondern mit etwas Reellerem, mit der leider verloren gegangenen Kunst der Zauberei. Denn obwohl auch unsere Damen noch immer mancherlei Zauberkünste verstehen, sind diese doch etwas verschieden von jenen, allein eine

merkwürdige Aehnlichkeit zwischen damaligen und jetzigen Sitten und Gebräuchen ergiebt sich daraus, daß Herr Stackother einen geliebten Freund besaß, einen gewissen Herrn Hergrimer Halftroll, den er, als er einen Kriegszug gegen entfernte Feinde begann, bei seinem Fräulein Braut einführte und ihn als Hausfreund der Familie Alfafostar empfahl. Der unglückliche Stackother machte aber dadurch eine Erfahrung, welche andere Leute noch heutigen Tages zu ihrem Schaden nicht selten heimsucht, welche gefährliche Erfindung nämlich ein sogenannter Hausfreund ist. Als Stackother mit liebender Seele zurückkehrte, war Ogna fort, entführt von dem verrätherischen Hergrimer, und voll gerechter Verstimmung über diesen unangenehmen Vorfall, machte er sich sogleich auf nach den Wasserfällen der Göthaelf, wo Hergrimer wohnte, um ihn zur Rede zu stellen und die Braut zurückzufordern. Man hatte ihm ohne Zweifel gesagt, sie sei gewaltsam entführt worden, wie es damals Mode war, auch gewöhnlich in den Geschichtsbüchern steht; allein die Erfahrung bewies auch diesmal, daß die jungen Damen von jeher größtentheils romantisch genug dachten, sich freiwillig entführen zu lassen. Ogna wollte ihren Entführer nicht verlassen, weil dieser wahrscheinlich einige Eigenschaften besaß, welche ihr besser gefielen. Hergrimer schrie daher aus seiner Höhle oder seinem Salon über dem Wasserfall herunter: Du thust mir leid, mein lieber Stacko-

ther, aber geh nach Haus, mein Junge, und schlaf aus, hier bekommst du nichts. Darauf schlug Stackother auf seinen Schild, daß der Halle- und der Hunneberg zitterten und schrie hinauf: Komm herunter, du Spitzbube, wir wollen bald sehen, wem Ogna gehören soll.

Nun war es Comment, bei den Riesen sowohl wie bei deutschen Rittern und Studenten sich nicht ungestraft tuschiren zu lassen. Die Riesenehre erforderte einen Zweikampf; allein Hergrimer machte dennoch ein etwas bedenkliches Gesicht, denn wo Stackother hinschlug, das wußte er, wuchs kein Gras mehr. Er zitterte ein wenig als er seinen Sarras umschnallte, doch Ogna schlang ihre liebenden Arme um ihn, welche sechszig Ellen lang waren, somit über den Wassersturz fort, bis an's entgegengesetzte Ufer reichten. Geh, mein Engel, sagte sie, kämpfe und siege, und sei überzeugt, daß ich dir beistehe, denn wofür wäre ich denn eine Hexe und hätte Zauberkünste bei den Lappen studirt? Sei getrost, liebster Hergrimer, und haue dreist zu; mit diesem meinen Zauberhute werde ich dich decken. Alle Hiebe, welche Stackother thut, fange ich damit auf und blende seine Augen so, daß er dich nicht sehen kann. Wie Hergrimer dies hörte, war sein Muth wieder da. Mit einem Sprunge setzte er über den Wasserfall fort, und ohne ein Wort zu verlieren, ließ er sein Schwert sausen, daß Stackother kaum mit dem Leben davon kam. Nun aber that dieser einen Schlag; doch der Zauber-

hut blendete ihn, und statt Hergrimer zu treffen, spaltete der Stahl den Felsen, wie er jetzt noch steht, daß die Wasser in die tiefe Kluft hinabstürzen. Vor Schrecken erstarrte Hergrimer. Der wüthende Stackother stürzte wiederum auf ihn los; sein gefeiertes Schwert, mit Runensprüchen bedeckt, fuhr durch den Zauberhut, als sei er von patentirtem Postpapier und dann mitten durch Hergrimers Kopf, Brust und Leib, daß er in zwei Stücke zerspalten in's brausende Wasser stürzte. Als dies Jungfrau Ogna sah, stieß sie ein klägliches Geschrei aus, rang ihre zarten Hände, ließ das Stück Zauberhut fallen, welches sie noch darin festhielt, und stürzte sich, dem Geliebten nach, von oben herunter auf die Klippen, wo sie ein trauriges Ende nahm.

Dieses ist die lehrreiche und schreckliche Geschichte des Trollhättafalls, und während sie mir von einer gefühlvollen Reisegefährtin mitgetheilt wurde, gingen wir durch den schönen Laubwald, und gelangten endlich unten bei den prächtigen Bassins an, zu welchen die Schiffe in einer Felsengallerie von acht Treppenschleusen hinabsteigen. Dies ist das größte und merkwürdigste Werk des ganzen Kanalbaues, und wer auch nichts von den ungeheuren Schwierigkeiten versteht, welche hier zu überwinden waren wird wenigstens sie ahnen können, wenn er diese, in den Felsen gehauenen Gallerien betrachtet. Gothenburg ist acht Meilen von hier entfernt, und wer dort verweilt, soll es nicht versäu-

men, Trollhätta zu besuchen. Er findet täglich Gelegenheit hierher zu kommen, denn es ist eines halben Tages Arbeit, und hier bis zum nächsten Tage zu verweilen, um diese großartigen Naturschönheiten und Menschenwerke mit Muße zu betrachten, einer der besten Genüsse, welche sich ein Reisender zu verschaffen vermag. Auch die Umgebung der Fälle, das wilde sagenvolle Felsenland des Halleberg und des Hunneberg sind werth, durchwandert und durchsucht zu werden; endlich aber ist die Fahrt von hier aus nach Gothenburg auf der Göthaelf der beste Theil der ganzen Kanalreise.

Der Aufenthalt des Schiffes, welcher ungefähr zwei Stunden dauert, ist viel zu kurz. Hätte ich nicht von Gothenburg schnell weiter gewollt, würde ich es vorgezogen haben, hier zu bleiben, wozu ein gutes Gasthaus überdies einladet. Andere mögen daher meinem Rathe folgen; denn in Gothenburg haben sie wenig oder nichts zu verlieren, hier aber ist wahrlich ein herrlich Stück Natur und diese ewig sich verschlingenden, ewig sich neu gebährenden Wasser machen einen wunderbaren Eindruck auf jedes empfängliche Menschenherz. Die kleineren Fälle der Göthaelf am Fuße des Berges werden durch einen anderen Kanalbau umgangen, durch welchen die Schiffe endlich in die Götha gelangen, welche nun, an 1000 Ellen breit, in einem Felsenthale dem Meere zuströmt. Dies Thal vergleichen

die Schweden gern mit dem Rheinthal, und obwohl man sich Anfangs gegen diesen Gedanken sträubt, hat es allerdings einige Aehnlichkeit damit. Es fehlen ihm freilich die Schlösser und die Burgen, die vielen reichen Städte und malerisch aufsteigenden Orte, aber die Felsen sind da und die kurzen Tannengebüsche, mit denen sie bedeckt sind, sehen beinahe wie Weinstöcke aus. Je mehr man sich den Mündungen nähert, um so breiter und mächtiger wird der Strom, der, wo er sich in zwei Arme spaltet, eine Breite von 2000 Ellen hat, die bei Gothenburg auf 3000 Ellen steigt. Der Wald verschwindet immer mehr, die Felsen werden fast ganz nackt und bilden lange narbige Hügelreihen mit hervorragenden Klippen und Kuppen. Denkt man sich, daß das Meer einmal hundert oder zwei hundert Fuß höher stiege, so würden die Scheerengärten, welche jetzt diese Küsten umsäumen, in das Innere dieses Landes versetzt werden. Wo die Göthaarme sich theilen, liegt auf einer Insel das alte Schloß Kungshall, einst ein berühmtes norwegisches Königsschloß, jetzt eine merkwürdige altnordische Ruine. Bald darauf folgt die kleine Festung Bohus, ein Felsenthurm auf einem Felsenkegel, und nun tritt Gothenburg hervor, umringt von todten nackten Felsen, die einen Halbkreis um die Stadt bilden und sie einschließen, während auf dem mächtigen Strome das Leben und die Bewegung des regsamen Handelsplatzes sich fortsetzen. Ein Bollwerk

streckt sich weit in den Strom hinaus; große Kauffahrer ankern in stolzen Reihen daran, in dem Hafen und weithin auf der Götha. Schöne Gebäude besetzen die Ufer und erregen bei dem Ankömmling die günstigsten Erwartungen und Wünsche, schnell an's Land zu gelangen, welche sich gerechter Weise auch bald erfüllen. Denn unter einem halben Dutzend anderer Dampfer findet auch der ehrwürdige Talford ein Plätzchen und entläßt die ihrer Freiheit sehnsüchtig erwartenden Erlösten. — So endet die Kanalfahrt-Reise, und um auch noch etwas für die Statistik zu thun, füge ich schließlich hinzu, daß während der letzten Jahre über 4000 Fahrzeuge den Trollhättakanal passirt haben; dieser, sowie überhaupt der gesammte Kanalweg aber noch lange nicht so als Handelsweg von der Schifffahrt benutzt wird, wie man es erwarten durfte, vielleicht, weil die Kosten noch immer zu hoch sind; denn ein Dampfer wie der Talford zahlt gegen 80 preuß. Thaler Kanal- und Schleusengelder. Und nun will man obenein auf Eisenbahnen fahren. Im Göthathale arbeitete man schon an dem Uferbau. Ist diese Bahn erst fertig, wer will dann noch die langweilige Kanalreise machen! Und langweilig ist sie, darauf kann sich Jeder verlassen, trotz allem, was darüber geschrieben wurde.

11.

Die Stadt. Handelsgeist und Handelslebendigkeit. Gustav Adolfs Denkmal. Sonntagsfeier und Sonntagsstille. Fahrt nach Christiania.

Gothenburg ist ohne Zweifel ein interessanter Platz für jeden Mann, welcher Gefühl für Handel und Wandel von seinem Schöpfer empfangen hat. Es ist auch interessant für alle Liebhaber schnurgrader Straßen und mächtig hoher, pallastartiger Häuser, die zum Theil höchst comfortabel aussehen; eben so ist es interessant für Diejenigen, welche in diese Häuser an die gastlichen Tische der reichen, hier wohnenden Handelsherrn gelangen, wo man vortrefflich speist und noch besser trinkt; endlich aber ist es interessant, für jeden, an Ordnung und Sauberkeit gewöhnten Menschen; denn es sieht, in den Hauptstraßen wenigstens, äußerst sauber, selbst mit einem Anstrich holländischer Reinlichkeit aus. Viel-

leicht aber wirken zu diesem Vergleich auch verschiedene Kanäle mit, welche die Stadt durchschneiden, und obenein weiß ich, daß, als Gustav Adolf die Stadt im Jahre 1618 anlegte, er sowohl, wie auch seine Nachfolger, holländische Einwanderer begünstigte, welche sich zahlreich einstellten und hier niederließen. In Stockholm urtheilt man über Gothenburg sehr ungünstig, d. h. in derselben Weise, wie man in Deutschland über Hamburg, Lübeck und andere Städte spricht, wo der Handel die erste Rolle spielt. Die klugen Holz- und Eisenhändler, die wackeren Männer, welche ihr ganzes Leben mit dem edlen Bestreben zubringen, ihren Mitmenschen das Leben zu versüßen, indem sie für Zucker und Caffee, Thee und Taback, Wein und Arak sammt vielen anderen unerläßlich nützlichen Nothwendigkeiten innerer Durchbildung sorgen, haben ganz natürlich keine Zeit, sich um Poesie und Wissenschaft, ästhetische Thorheiten und geistvolle brodlose Künste viel zu bekümmern. Der Geist steckt gehörig verspundet, in ihren Kellern und Speichern, und wenn sie schwindeln wollen, haben sie ganz andere Gelegenheit dazu, als die armseligen Junker und Magister von Stockholm, mit langen Titeln und leeren Taschen. — Die Mißachtung der Stockholmer gegen die Gothenburger ist daher jedenfalls ein Dünkel, wie ihn die Hauptstädte gegen provinziale Nebenlichter gern geltend machen, und wenigstens in einer Beziehung könnte Stockholm manches von Gothen-

burg lernen, denn es konnte ein Beispiel an die vortrefflichen behauenen Pflastersteine und Trottoire nehmen, mit denen hier die Hauptstraßen und Plätze versehen sind. Daß Gothenburg eine reiche Stadt ist, welche in neuester Zeit an Wachsthum und Wohlstand außerordentlich zugenommen hat, erkennt man überall. Vor fünfzehn Jahren zählte es kaum 20,000 Einwohner, jetzt hat diese Zahl sich fast verdoppelt, und diese reichen Bürger wollen, wenn sie sich auch eigentlich wenig daraus machen, doch ihren Wohnsitz verschönern. Sie bauen schöne Gebäude, legen öffentliche Gärten an, errichten vor allen Dingen eine prächtige Borse, sorgen für ein Theater, zuletzt wohl sogar für ein Museum, denn sie haben Geld, und für Geld ist alles in dieser Welt zu haben. Natürlich dürfen auch Statuen nicht fehlen, und wem anders konnte die erste Statue gelten, als dem Stifter der Stadt, dem glorreichen Gustav Adolf. Auf dem Börsenplatze steht er von Fogelberg modellirt, noch neu und blank, ein schmuckes Werk, das dem Meister Ehre macht. In befehlender Stellung, mit spanischem aufgeschlagenen Hute, breitem Spitzenkragen, spitzem Zwickelbart und spanischen Ritterstiefeln streckt der König die rechte Hand aus, andeutend, hier soll die Stadt erbaut werden. Es ist wahr, daß diese Stellung etwas Theatralisches hat, und das Ganze mehr wie ein Herzog Alba oder wie ein Don Juan, denn wie der große Glaubensheld des

Nordens aussieht; dies jedoch abgerechnet ist das Werk trefflich ausgeführt, dessen romantische Auffassung mir in diesem Stapelplatz der Bretter und Balken, der Eisenstangen und Weinfässer allerdings wie eine Ironie des Meisters Fogelberg vorkam. Aber Romantik ist überhaupt hier keineswegs ausgeschlossen. Ist es nicht romantisch, daß, mitten in der Stadt hohe nackte Felsen zum Vorschein kommen, und dieser mächtige Strom mit seinen Felsgestaden, diese kahlen, sonderbaren Felsketten, welche ihre granitne Wälle rund umher aufwerfen, sehen sie nicht mit den alten spitzen Thürmen und Schanzen so romantisch aus, als könnten sie noch heut weit eher kühnen Wickingen, denn friedlichen, fleißigen Handelsherren zum Schauplatz ihrer Thaten dienen.

Ich meinerseits habe zwei Tage in Gothenburg sehr angenehm verlebt, und zweifle durchaus nicht, daß geistig regbare Menschen hier eben sowohl wie in Stockholm aushalten können, allein in einem Handelsplatze werden die Comptoire allerdings immer die Heimath der Helden und großen Männer sein, und eine vorzügliche Hammelkeule, Pastete oder Flasche Portwein kann naturgemäß weit eher darauf rechnen, Gegenstand bewundernder Theilnahme zu werden, als das neueste Werk eines genialen Dichters. Das ist jedoch so ziemlich in der ganzen Welt dasselbe, warum also den Materialismus und das Kartenspiel verdammen? Fleisch giebt

Fleisch, und Arbeit will frohen Lebensgenuß. Daneben aber fehlt es in Gothenburg gewiß auch nicht an Frömmigkeit, obwohl die Kirchen, deren einige ich am Sonntage besuchte, jämmerlich leer standen. Die Gothenburger wohnen aber zur Sommerzeit fast alle auf dem Lande und können daher nicht in die Kirche gehen; gegen die Sabbathschänder jedoch ist auch hier eine strenge Sonntagsordnung erlassen, und unsere frommen Heiligen würden innige Freude daran haben, wie lautlos still ein Gothenburger Sonntag ist, und wie viel Mühe es macht, einen Trunk Wasser während der Kirche zu bekommen. Es war mir in der That kaum möglich, einen Gastwirth dazu zu bereden, obwohl sein Haus, eine Art Tivoli und Sommertheater, außerhalb der Stadt, in einer der prächtigen Baumwege versteckt lag, wo nirgend ein Späher vermuthet werden konnte. Erst die Vorstellung, daß er mit Wasser ja keinen Handel treibe, erweichte ihn, aber hartnäckig blieb er bei seinen Bedenken gegen Zucker oder Arak, obwohl ich ihm versicherte, daß dieser ja nichts als gebranntes Wasser sei, auch kein guter Christ dadurch Schaden an Seele oder Körper nehmen könne, wohl aber kaltes Wasser, namentlich Sonntags genossen, oft sehr gefährlich wirke. Der Mann war so eingeschüchtert durch polizeiliche Strafgebote, wie man es nur in England, oder eigentlich nur in London findet, und rechnete seufzend, ich weiß nicht, wie viele Bankthaler zusammen, welche er

schon] für seine Menschenfreundlichkeit bezahlen mußte, und was ihm weiter noch angedroht sei. Die Sonntagsfeier war somit in Gothenburg noch strenger, als in Stockholm, überall aber trifft sie hauptsächlich das arbeitende Volk, während die Wohlhabenden immer Mittel finden, zu thun, was ihr Herz begehrt, also höchstens die Scheinheiligkeit dabei zunimmt. In Ländern, wo die Geistlichkeit so mächtig ist, darf man sich um so weniger wundern, wenn sie die Zügel ihrer Herrschaft fester anzieht, da sie wohl merkt, wie diese immer unsichrer wird. In Schweden aber gehört strenge Sonntagsfeier zu den neuen Einrichtungen, denn früher wußte man nichts davon. In allen Ländern freilich finden wir ja eben jetzt denselben Kampf und dasselbe Streben, die geistliche Macht zu befestigen und zu vermehren, und wie viele Regierungen glauben nicht am Besten sich und die Treue ihrer Unterthanen zu sichern, wenn sie die Priester gewaltig, und das Volk unter deren Leitung fromm nach deren Sinn zu machen suchen, wobei denn die strenge Sonntagsfeier überall als ein Hauptmittel zur Bekehrung betrachtet wird. — In anderer Beziehung ist die schwedische Kirche aber doch nachsichtig, denn nirgend ist das Concubinat so ausgebildet, und die Zahl der unehelichen Kinder so beträchtlich. Die Prostitution ist als Gewerbe verboten, privilegirte Anstalten dieser Art, welche allerdings nur als traurige Nothwendigkeit betrachtet werden können, giebt

es nicht, dafür ist der Gesundheitszustand ein sehr schlimmer, von dem man mir arge Geschichten erzählte. Wie kann das in großen Städten, namentlich in Seestädten anders sein. In einem Lande aber, wo die Trennung der Ehe sehr schwer, fast unmöglich ist, bedenken sich Viele zu heirathen, und ziehen es um so mehr vor, ihre Häuslichkeit, mit Hülfe einer Haushälterin zu ordnen, die obenein viel weniger kostet und weniger Ansprüche macht.

So nackt und öde die Umgegend Gothenburgs aussieht, giebt es doch manche hübsche Plätze darin, und die Stockholmer haben nicht Recht, Gothenburgs Lage als entsetzlich häßlich zu verschreien. Bei einer Fahrt in's Land fand ich in diesen Felsketten manche kleine grüne Thäler, artige Häuser mit ihren Gärten und schattige Gehölze an den Abhängen. Nicht minder bietet der mächtige Strom Gelegenheit zu Dampfschiffahrten nach verschiedenen angenehmen Punkten, und auch hier schifft man mit kleinen Dampfern und Ruderbooten nach allen Seiten hin, zu Sommerwohnungen, wo man sich und seine Familie angesiedelt hat, oder man fährt in die Seebäder an der Küste, deren berühmtestes Marstrand ist, wohin viele Gäste, auch aus Stockholm, sich wenden. Küstenboote gehen noch weiter, nach Friedrichshall und in die Städte am Sund; durch große Dampfer aber steht Gothenburg mit Hamburg, und Hull mit Christiania und Lübeck, Kopenhagen und

Petersburg in Verbindung. Es hat den wichtigen Vorzug vor allen nordischen Seeplätzen, daß die Götha-elf und das Meer niemals zufrieren. Zu jeder Zeit können hier die schwerst beladenen Schiffe einlaufen, während in Stockholm alljährlich der Hafen und die Scheeren, wenn nicht gar die ganze Bothnische See, Monate lang zu Eis erstarren, was allem Seehandel ein Ziel setzt. Gothenburg ist daher jetzt schon als Seeplatz bedeutender als Stockholm und jeder andere nordische Hafen, und wird es in der Folge noch mehr werden. Ihm vorzüglich wird auch die Eisenbahn große Vortheile bringen, und wenn die dänische Bahn durch Jütland einst fertig ist, wird es der große Sammelplatz, sowohl für Waaren, wie für die gesammten Reisenden aus Norwegen und Schweden sein, welche dann von hier aus in wenigen Stunden nach der jütischen Küste übersetzen und auf den deutschen Eisenbahnen bis in den Westen und Süden Europas gelangen können. Ist die Eisenbahn von Gothenburg nach Christiana ebenfalls vollendet, wie dies in längstens zehn Jahren wohl angenommen werden kann, so wird eine Fahrt von Berlin oder Hamburg nach Norwegen, keine viel längere Reise sein, wie nach Paris, und ohne Zweifel werden diese Länder dann weit häufiger besucht werden, als es bis jetzt noch der Fall ist. Jedenfalls wird es aber dann auch bessere Gasthöfe und ähnliche Einrichtungen in diesen nordischen Städten geben, wo sie jetzt noch spärlich,

und meist schmutzig und schlecht, dabei aber keineswegs billig sind. In Gothenburg giebt es auch nicht ein einziges Gasthaus in der Hafennähe. Man muß die halbe Stadt durchwandern, ehe man nach Götha Källare oder Blum's Hotel gelangt, wo man jedoch häufig keine Aufnahme findet und dann zusehen mag, wo des Menschen Sohn sein müdes Haupt niederlegt. Alle diese nordischen Städte leiden daran, daß im Winter fast kein Mensch hier reist, die Gastwirthe also gar nichts zu thun haben, ihre leeren Hotels sich somit schlecht rentiren, und was sie im Sommer verdient, wieder darauf geht. — Wer nicht Kaufmann ist, hat für jetzt aber vollkommen genug, wenn er einen Tag in Gothenburg verweilt, und Fremde erwarten eben auch hier nur die Dampfer, mit denen sie weiter nach Kopenhagen, Hamburg, London oder Christiania gehen wollen. Der Dampfer nach Christiania kommt jeden Donnerstag aus Kopenhagen, und fährt in ungefähr 18 Stunden bis an die neue Hauptstadt Norwegens. Er würde jedoch kaum die Hälfte dieser Zeit verbrauchen, wenn er nicht in dem langen Christiania Fjord an so vielen Orten anlegen, bald hier, bald dorthin von einem Ufer zum andern kreuzen, Briefe, Personen und Waaren einnehmen und das Postschiff nach Bergen abwarten müßte, dem er ausliefert, was er dafür am Bord hat. Diese Art, den großen Dampfer zugleich zur Lokalverbindung im Fjord zu benutzen, ist allerdings für die Norweger

ganz bequem, für den Reisenden aber höchst langweilig. Man könnte recht gut am Abend an Ort und Stelle sein, statt um drei oder vier Uhr Morgens, und muß nun entweder sich in Geduld fassen, und auf dem Schiffe bleiben, bis endlich die Herren Zollbeamten an Ort und Stelle erscheinen, um ihre gemeinnützlichen patriotischen Nachforschungen anzustellen, oder aber man muß eines der beiden Gasthäuser aufsuchen, unter denen man hier die Auswahl hat, die Leute darin aus dem Schlafe klopfen, und dann vielleicht ebenfalls keine Aufnahme finden, wie es mir geschah.

Die Fahrt von Gothenburg ist übrigens bei ruhigem Wetter eine sehr angenehme. Das Meer lag fast spiegelglatt, und im glänzenden Sonnenschein ließ sich die Felsenküste Schwedens verfolgen, bis zu den fernen höheren Bergen, mit denen Norwegen beginnt. Der große Dampfer, die Kronprinzessin, den die norwegische Regierung erst kürzlich sehr theuer in England bauen ließ, ist mit einem prächtigen Salon versehen, und war mit Reisenden reichlich beladen. Eine Gruppe Engländer, so fabelhaft praktisch costumirt, wie man es an ihren Touristen gewöhnt ist, mit wasserdichten Röcken und Kragen, furchtbaren Bergschuhen, schottischen Clanhosen und Faltenmützen von enormer Breite, blätterte in ihren Reisehandbüchern über Norwegen, die sie von weit besserer Güte besitzen, als wir. Damen, welche sich auf ihre Hüte ein langes Vordach von grüner Seide auf-

gebunden hatten, das wie das Verdeck eines Kinderwagens aussah, nahmen die Deckbänke ein. Norweger, Dänen und Schweden bildeten das Gros der Gesellschaft. Die Norweger mit ihren knochigen ernsten Gesichtern, die Dänen kleiner und beweglicher, die Schweden von hellerer Farbe und höflichem Wesen, ließen sich meist wohl unterscheiden, auch wenn man ihre Sprache nicht hörte. Alle drei Sprachen wurden hier durcheinander gesprochen, auch da und dort ein deutsches Wort gehört, denn zwei Deutsche, welche nach Bergen gingen, machten meine deutsche Landsmannschaft aus. Auf dem Deck, über dem Gitter des Packraums, lagerte endlich auch eine Gruppe norwegischer Studenten, Spätlinge der Studentenfeste, übermüthige junge Männer von athletischer Gestalt, die sich demgemäß auch ohne allen Zwang athletisch neckten und streckten. Inzwischen wurde das Deck doch bald etwas leerer, denn trotz des hellen, stillen Wetters machte sich ein bedenkliches Wackeln des Schiffes bald unangenehm bemerkbar. Die Deining, wie es die Schiffer nennen, schaukelte uns, d. h. die Bewegung, welche in der Tiefe des Wassers ist, während die Oberfläche ruhig geworden, und dieser große Dampfer hatte jedesfalls einen schlechten Seegang, was ich später noch besser an ihm kennen lernte. Es ist immer gut in der Welt, wenn man sich ein wenig breit macht; diese Kronprinzessin sollte daran Mangel leiden. Ein charakterloses Hin- und Herschwanken war die Folge,

das manch' freundliches Auge verdüsterte, manchen beredten Mund zum Schweigen brachte, und den besten Appetit verderben konnte, auch nicht eher aufhörte, bis das Schiff sich den Scheeren am Eingange des Fjords näherte, welche eben so nackt, wild und eintönig aus den Wellen steigen, wie die Scheeren von Gothenburg und die Irrgärten vor Stockholm. Sobald man jedoch durch einen der Felsen- und Wasserpässe in den Fjord gelangt ist, tritt die kräftigere und stolzere Natur Norwegens sehr bald hervor. Die Felsengewinde steigen höher auf und hinter ihnen ragen andere gewaltigere hervor. Die breiten schönen Wasserbecken werden von bewaldeten Inseln durchbrochen, die nackte Oede verschwindet, zahlreiche Orte und Höfe zeigen sich, und eine Fülle von Abwechselung bietet sich dem Auge dar, das auf manchem malerischen Punkt mit Wohlgefallen ausruht. Ganz vorzüglich ist dies bei dem Städtchen Moß der Fall, wo man eine Reihe schöner Fernblicke hat, und ein reizendes Bergpanorama nach allen Seiten aufsteigt. Der Fjord oder der Meerbusen, wie wir sagen würden, bietet aber ein nicht minder schönes Bild an seinem Ende dar, wo Christiania auf abgeflachtem Ufer liegt; während jenseit des Hafens, wo die waldige Felsenmasse des Eggebergs aufsteigt und hinter der Stadt ein Amphitheater von Feldern, Bergen und Wäldern sich erhebt, das in den mannigfachsten Farben leuchtend, endlich mit duftig blauen, lang hingestreckten Fjellen

schließt. Die höchsten darunter sind nicht über zwei Tausend Fuß hoch, doch manche schauen romantisch kühn herunter und reizen die Begier des Reisenden, ihnen näher zu kommen. Solchen Anblick, wie hier gleich beim Eintritt, hat man nirgend in Schweden, und doch ist das Christianiastift eben nicht sonderlich geachtet wegen seiner Naturschönheiten. Wer diese aufsuchen will, muß sich nicht länger hier aufhalten, als er zum Ausruhen braucht und rasch in's Bergenstift reisen, wo er das Beste findet, was dies Felsenland Naturvergnüglingen an Wasserfällen, Gletschern und ungeheuren Felsmassen zu bieten hat.

12.

Die Norweger und ihre Hauptstadt. Altes und neues Leben.

Die erste Bemerkung, welche ich in Christiania machte, war, daß die Stadt wie ein Mensch aussah, den man in etwas dürftigen Umständen kennen lernte, Jahre lang dann aus dem Gesicht verlor und ihn endlich in einem anständigen Rock stattlich ausgeputzt wieder findet. Wer Christiania früher gekannt hat und sich seiner vielen alten Holzhäuser erinnert — doch nein, ich bitte um Entschuldigung. Es fällt mir eben ein, daß man es mir in Christiania übel vermerkt hat, als ich in meinem Buche über Norwegen Christiania eine Stadt von Holz nannte. Dies beruhte auf einem Irrthum. Die Norweger verstehen unter Holzhäuser Balkenhäuser, wie sie allerdings überall in Norwegen, selbst in Bergen und Drontheim noch zum Theil zu

finden sind, ich aber meinte damit nach deutschen Begriffen, Häuser, deren Holzfachwerk mit Stein ausgefüllt wird. Allein auch diese sind jetzt, wenn nicht verschwunden, doch so verändert, daß wenigstens die Vorderwand massiv ist, daneben aber sind viele neue Häuser erbaut, ganz neue Straßen entstanden, namentlich die schöne Karl Johannstraße, welche zum Schlosse führt; kurz Christiania hat sich so verändert, daß ich es kaum wieder erkannte. In allen Norwegern wohnt die Begierde aller Welt zu beweisen, daß sie ein freies und selbstständiges Volk sind, welches sich trotz seiner Entlegenheit vom Weltschauplatze und seiner numerischen Unbedeutendheit mit allen anderen Völkern, in dem, was gut und recht ist, messen kann oder vielmehr voran steht. Kein Engländer oder Amerikaner kann daher stolzer auf seines Landes Vorzüge und seines Volkes Rechte und Freiheiten sein, wie der Norweger. Kein Land in der ganzen Welt ist schöner, kein Staat besser organisirt, kein Mensch höher gebildet und gesittet. Ein Theil der Norweger, der denken kann, denkt allerdings, namentlich jetzt etwas anders darüber, allein überwiegend führt dies frohe Selbstgefühl leicht eben sowohl zur einseitigen Ueberschätzung und unliebenswürdiger Anmaßung, wie zur Eitelkeit, die selbst in Lächerlichkeit zuweilen ausarten kann. So z. B. erzählte man mir, daß, als an einem der letzten Geburtstage des Königs der schwedische Gesandte in Paris an seiner Tafel einen

Glückwunsch auf das Wohl Sr. Majestät des Königs von Schweden und Norwegen ausbrachte, ein Norweger sitzen blieb und sein Glas stehen ließ. Alle Blicke wandten sich auf ihn, aber mit energischer Standhaftigkeit erklärte er: Diesen Toast trinke ich nicht, „ich trinke auf das Wohl des Königs von Norwegen", der auch König von Schweden ist.

So mißtrauisch reizbar sind viele Norweger, sobald sie mit Schweden in Berührung kommen; nirgend wollen sie hintenan stehen, entweder selbstständig oder aber an der Spitze. Das sind denn freilich ziemlich schlechte Aussichten für die scandinavische Einheit, und die Schweden und Dänen haben nicht Unrecht, wenn sie besorgen, daß diese harten Köpfe am allerschwierigsten zu bekehren sein werden. Die Schweden klagen auch sehr über den rauhen und hochmüthigen Charakter der meisten Norweger, der mit einer gewissen Verachtung auf alles, was Schwede heißt, herabsieht; es ist jedoch eben so wahr, daß die Unionsidee hierbei besonders schon viel Gutes bewirkt hat. Die Verbrüderung der studirenden Jugend und der Krieg der Dänen mit den Deutschen haben zu einer milderen Stimmung der Norweger gegen Schweden und Dänen geführt. Noch vor zehn Jahren mochte ein Norweger am wenigsten mit einem Schweden umgehen, und wenn ein Däne nach Stockholm kam, konnte er nicht vor Beleidigungen sicher sein. Im Gegensatze dazu ist es aber leider ebenso wahr, daß

der Scandinavismus auch in Norwegen die frühere freundliche Gesinnung für Deutschland und die Deutschen auffallend abgeschwächt hat, so daß nicht viel daran fehlt, wenn wir hier mit derselben Kälte, wenn nicht Feindlichkeit, behandelt werden, wie in Kopenhagen. Man rühmt es, daß die englische Sprache immer mehr Eingang finde, deutsch dagegen weniger gelernt werde, um deutsche Literatur sich Wenige mehr bekümmern; allein so schnell die deutschen Sympathieen über Bord zu werfen, wird den tonangebenden Herrn in Christiania denn doch nicht gelingen. Alle Bildung und Cultur, die in Norwegen vorhanden, ist von Deutschland aus gekommen. Leben, Sitten, Anschauungen, geistiges Wirken und Streben sind deutsch; mögen daher immerhin auch selbst die Bauern noch die dänischen Kriegslieder gegen die Deutschen singen und möglicher Weise die Stimmung gegen Deutschland abermals so allgemein werden, wie im Jahre 1848, es wird sich doch zuletzt wieder ausgleichen.

Der Stolz der Norweger auf ihr Land und Volk setzt sich aber auch darin fort, daß die Einwohner von Christiania diesen Stolz auf ihre Stadt übertragen und die städtischen Vorstände mit Eifer und Sorgfalt Christiania zu verbessern und zu verschönern suchen. Keine nordische Stadt hat so früh Gasbeleuchtung eingeführt, wie diese. Stockholm hat sie erst seit einigen Jahren, und die aufgeklärten Dänen beleuchten ihr Kopenhagen

noch immer mit Thranlampen. Eine Wasserleitung versorgt die Stadt mit Röhrwasser, und soeben machte man Anstalt, dies auch in die Häuser zu führen. Mit nicht minderer Energie ist eine Eisenbahn angelegt worden, ehe die Schweden und Dänen bei weit größeren Mitteln und unter weit günstigeren Verhältnissen daran dachten. Man hat eine Markthalle gebaut, welche keine nordische Stadt besitzt, für öffentliches Fuhrwerk gesorgt und die Straßen der Stadt nicht allein meist sehr gut gepflastert, sondern die Bürgersteige auch mit Trottoiren belegt, ein Beweis von Civilisation, den man unter Seufzen und Wehklagen vergebens weder in Stockholm, noch in Kopenhagen sucht.

Christiania hat sehr regelmäßige, breite und reinliche Straßen, die eigentlich zu breit für seine gegenwärtige Bevölkerung und darum meist ziemlich öde aussehen.

Die Leute selbst bieten, wie überhaupt im germanischen Norden dem Deutschen nichts Fremdartiges dar, denn es ist derselbe Gesichtsschnitt und dieselben Gesichtszüge, wie bei unserem Stamme; sie tragen dieselbe Tracht und führen dieselben Namen, haben auch dieselben Gewohnheiten, und selbst die Bauern hier umher, in ihren kurzen dunklen Knopfjacken und Mützen, ihre Weiber in weiten Röcken und Kopftüchern, unterscheiden sich von unserer Landbevölkerung sehr wenig oder gar nicht. Erst im Innern des Landes und in den Hochgebirgen des Westens kommen mancherlei Volks-

trachten zum Vorschein, die in einem trefflichen Werke, das der Buchhändler und Consul Tönsberg in Christiania seit einigen Jahren erscheinen läßt, gesammelt sind. In den versteckten Thälern, wo die Bekanntschaft mit der Welt noch immer fast Null ist, erhalten sich die Trachten der Vorväter leicht, dagegen ist Christiania eine Stadt von europäischem Charakter, eine moderne Stadt mit modernen Menschen, von denen jährlich ein Theil die großen Hauptstädte Europa's besucht und daraus neue Moden und Erfindungen mitbringt. Schon als ich früher in Norwegen war, betrachteten die Norweger Christiania als ihr Babel, das, abgefallen von den Sitten der Väter, sich schniegelte und putzte, das Fremde nachäffte und damit coquettirte, in Glacéhandschuhen daher ging und den Ton in allen Dingen angeben wollte. Jetzt müßten diese Klagen und Vorwürfe noch viel lebhafter geworden sein, wenn nicht diese moderne Cultur selbst immer weiter vordränge, obwohl der größte Theil des Landes, das eigentliche Bauern- und Hirtenland, so einfach naturwüchsig geblieben ist, wie es immer war.

Aber Christiania hat sich merklich auffallend verschönt und stattlich geputzt. Die hohen Häuser der Karl Johannstraße könnten in jeder Hauptstadt Europa's stehen, und das jetzt fertige mächtige Königsschloß auf dem Hügel wirkt durch seine Masse imponirend. Hier sind auch während der letzten zehn Jahre die

stattlichen Gebäude der Universität, Bibliothek und des Museums entstanden, welche ein architektonisches Ganzes, das Museum in der Mitte, mit Säulenhalle und Vortreppen bilden. Sonderbar aber, daß auch hier die so sehr angefeindeten Deutschen die Baumeister geliefert haben und noch liefern, daß, was Talent für Kunst und Wissenschaft besitzt, nach Deutschland geht, um dort zu studiren, die Väter ihre Söhne auf deutsche Forstschulen und Akademien schicken, deutsche Hüttenmeister für die Bergwerke verschrieben werden, deutsche Arbeiter die allergesuchtesten sind, und an der Universität sogar, und den höheren Schulen noch immer deutsche Lehrer nicht gemißt werden können. Auch im Handelsstande giebt es manche Deutsche, welche hier Häuser begründet haben, welche vielleicht die reichsten und größten von allen sind. Die letzten zehn Jahre haben auch hier viele Leute reich gemacht, natürlich auch Ansprüche und Luxus gesteigert, dagegen, wie in der ganzen Welt, sämmtliche Lebensbedürfnisse vertheuert.

Ich fand in Christiania ganz dieselben Verhältnisse wie in Schweden zwischen Arbeit und Kapital, Ausgaben und Einnahmen. Der Preis der Arbeit ist in den letzten Jahren auf das Doppelte gestiegen, aber auch der Preis der Lebensmittel hat sich wenigstens um die Hälfte gesteigert, dazu alles, was der Mensch nöthig hat, und nach den Klagen und Nachweisen zu urtheilen, war es hier selbst noch bedeutend theuerer, als in Stock-

holm. — Wir werden jetzt von unseren Arbeitern vollständig tyrannisirt, sagte man mir. Wir müssen den Handwerker bitten, uns doch nicht zu vergessen, müssen uns alle Preise gefallen lassen, Jedem, der uns Dienste leistet, gute Worte zum schweren Gelde geben, und zu allen Fehlern und aller Trägheit schweigen, um nicht grob behandelt und verlassen zu werden. O! wenn wir doch deutsche Arbeiter bekommen könnten, hörte ich auch hier von vielen Seiten seufzen. Ein Deutscher arbeitet mehr und besser, als zwei Norweger, die, je mehr sie verdienen, um so geneigter sind, so wenig als möglich zu thun. Jetzt verdient ein gewöhnlicher Arbeiter hier bis drei Mark oder 27 Silbergroschen täglich, während er vor einigen Jahren noch es meist nicht über die Hälfte brachte. Dies bezeugt, daß die Arbeit bedeutend zugenommen haben muß, während die Arbeitskräfte sich nicht vermehrten. Das Land liefert keinen Ueberschuß an Arbeitern, welche jetzt überall lohnende Beschäftigung finden, überdies aber hat Norwegen durch Auswanderung empfindlich an Arbeitskräften eingebüßt. Wenn die Auswanderung auch jetzt so ziemlich aufgehört hat, so rechnet man doch, daß hunderttausend Menschen über's Meer gegangen sind, und davon kommt Keiner wieder. Das ist für ein Land, welches keine anderthalb Millionen Menschen auf mehr als 6000 Quadratmeilen zerstreut besitzt, ein schwerer Schaden; da aber Christiania jetzt 40,000 Einwohner

haben soll, woran aber wohl noch einige Tausend fehlen dürften, so ist dieser Wachsthum ebenfalls ein Zeichen raschen Fortschrittes, wie ihn keine andere Stadt in Norwegen aufzuweisen hat. Es würde für die alte Hauptstadt des Landes, für Drontheim, vergebene Mühe sein, wollte sie jetzt noch ihren verblichenen Rang behaupten, wie sie es lange Zeit versucht hat. In Christiania befindet sich alles vereint, was eine Hauptstadt macht. Hier ist der Sitz der Regierung, hier wohnt der Vicekönig, hier wird der Landtag der Storthing gehalten, hier ist die Landesuniversität, der höchste Gerichtshof und die hohe Bureaukratie, endlich leben hier alle geistige Capacitäten, alles, was an Wissenschaft und Kunst vorhanden, und nun haben sich daneben auch Handel und Industrie weiter entwickelt, so daß Christiania sich auch damit neben, wenn nicht über Drontheim stellen kann.

Die Stadt ist ziemlich ausgedehnt, weil sie größtentheils nur zweistöckige Häuser hat, welche der reichere Theil der Eigenthümer häufig nicht mit Miethsleuten theilt. Sie hat den Vortheil, daß ihre Straßen meistentheils ganz eben sind und nur mit ihren äußeren Rändern an Hügeln aufsteigen. Plätze giebt es, außer den Marktplätzen, nur wenige, der schönste an der Karl Johannstraße soll erst zu einer Art Volksgarten umgeschaffen werden. Ueberhaupt ist dieser Theil der Stadt bis zum Schlosse hinauf der beste und vornehmste Theil,

und wenn erst hier das neue Ständehaus gebaut sein wird, wozu der Storthing schon das Geld bewilligte, und die andere Seite des großen Platzes, wo noch Schutt und häßliche Bretterzäune zu sehen sind, sich mit modernen Häusern bedeckt, wird das Ganze einen wirklich großartigen Anblick bieten. Für den Hafen ist wenig gethan, die Hafenanstalten sind beschränkt. Liegen ein paar Schiffe an der Zollbrücke, so ist kaum Raum für andere mehr vorhanden. Großen Einfuhrhandel kann auch eine Stadt, wie diese, nicht treiben. Volkreiche Provinzen sind hier nicht zu versorgen, zudem ist der norwegische Bauer sparsam, webt seine Kleider selbst und verbraucht bei Weitem nicht so viel Zucker, Caffee und ausländische Waaren und Getränke, wie dies in Schweden geschieht. Dort giebt es einen zahlreichen Adel, hier gar keinen, dort viele große Grundbesitzer, zahlreiche Offiziere, eine Masse Beamte aller Art, welche sämmtlich gern gut leben und viel darauf gehen lassen, hier fällt dies alles größtentheils fort. Die gesammte gebildete Welt, welche Luxusausgaben macht und zum Wohlleben geneigt ist, drängt sich in den wenigen Städten und in deren Nähe zusammen. Was hier an Städten vorhanden, liegt an den Felsenküsten in den Fjorden, im Innern des Landes leben bei den Bauern nur die paar hundert Pfarrer, Sorenscriver oder Landrichter, Distriktoffiziere, Voigte und Landhändler, Bergwerkbesitzer und endlich die größeren

Bauern, oder wie man sie hier nennt, die Proprietäre. — Was Norwegen vom Auslande braucht, wird an dieser, viele hundert Meilen langen Felsenküste an zahlreichen Stellen ins Land gebracht; was es ausführt, besteht aus wenigen Produkten: Häringe, Stockfische, Thran und Holz, Kupfer und Eisen. — Der Härings- und Stockfischhandel gehört vorzüglich nach Bergen; Thran pressen die Kaufleute bis nach Hammerfest hinauf, mit Holz aber handeln viele der kleineren Handelsplätze, so auch Drontheim und Christiania im bedeutenden Maßstabe, und verdienen enormes Geld dabei. Diese reichen Herren leben im Lande selbst oft noch einfach, nach der Väter Sitte; in den größeren Handelsplätzen leben sie nach dem Beispiele der meisten Kaufleute, bei wohl besetzter Tafel und vollen Flaschen, in Christiania aber schmücken sie ihre Häuser mit englischen Teppichen und französischem Damast, und was ich in Stockholm nicht sah, erblickte ich hier: junge Herren auf englischen Rossen und reitende Fräulein in langen Schleppkleidern und Federhüten. In Deutschland ist man gewöhnt, in jeder solchen Amazone wenigstens eine adlige Dame zu wittern, hier, wo es keine Barone giebt, reiten die Töchter und Frauen der Bureaukratie und der reichen Kaufleute. Aus diesen besteht die weibliche Aristokratie Norwegens, welche übrigens nicht weniger aristokratisch denkt und empfindet, wie in Ländern, wo die Grafen zu Dutzenden in einem Hause wohnen.

Die Umgegend Christiania's ist jedoch auch weit mehr für solche Vergnügungen geeignet, wie die Umgegend Stockholm's. Es giebt hier allerdings keinen Thiergarten, keine Parks und keine königliche Lustschlösser, mit Ausnahme eines einzigen kleinen, aber sehr lieblichen, das der König Oscar sich auf der Halbinsel Lageröen am Ford erbauen ließ, und welches daher auch den Namen Oscarhall trägt. Die Hügel um Christinia sind jedoch meist von milder Natur. Nach Oscarhall hinaus führt ein herrlicher Weg am Fjord fort, und auf den Eggeberg eine sehr bequeme Straße, welche die schönsten Aussichten bietet. Außerdem aber giebt es für Reiter und Wagen manche Höhenwege, welche bis an die Waldberge hinauf ziehen, und voll wechselnder Schönheit sind. Das Volk hat zu seinen Vergnüglichkeiten noch überdies den prächtigen Fjord mit seinen Inseln und Landstellen, es kann in Booten und kleinen Dampfern mancherlei Lustfahrten machen, kann mit der vierten Klasse der Eisenbahn billig bis an den Miösensee Sonntags fahren und im Wirthshause von Eidsvold oder in der Nähe nach Belieben schmausen oder umher wandern; oder aber es hat am Karl Johannsplatze ein Tivoli, der Klingsberg genannt, wo es Caroussel reiten, mit Bolzenbüchsen schießen, auch deutsche Sängerinnen singen hören und dabei vortreffliches Bier und nicht minder guten Punsch trinken kann, sammt allerlei anderen lieblichen Geträn-

ken. Mit der Eisenbahn zu fahren, ist, wie ich gemerkt habe, die Sache des Volkes nicht, auch ist es wahr, daß diese Bahn eigentlich wenig Verlockendes hat. Sie führt weder durch besonders schöne oder romantische Gegenden, noch überwindet sie große Schwierigkeiten, endlich ist ihr Endpunkt der Miösensee, auch keineswegs sehr anziehend. Für die Bauern in Guldbrandsdalen ist sie dagegen eben so wichtig, wie die Dampfschifffahrt über den Miösen. Leicht können sie jetzt alle ihre Produkte und sich selbst nach Christiania auf den Markt bringen, eben so erleichtert die Bahn und der See jetzt den Reisenden den Weg nach Drontheim und nach Bergen, verkürzt er sich dadurch um mehrere Tage, obwohl ich, namentlich nach Bergen, doch lieber andere Wege einschlagen würde. Das Volk in Christiania giebt den reelleren Vergnügungen des Wirthshauses zum Klingenberg und ähnlicher Kameraden den Vorzug, wo es allabendlich, namentlich aber an Sonntagen, lustig genug hergeht.

Früher lag der Klingenberg außerhalb der Stadt, jetzt ist sein Garten, mit dem Hügel in der Mitte, umbaut. Mit der deutschen Gesellschaft, welche damals sich hier versammelte, habe ich manchen frohen Abend dort verlebt, so auch jetzt mehr als einen mit werthen Landsleuten und Freunden. Der Sonntag aber hat in Norwegen nicht die Zwangjacke an, die man ihm in Schweden und in anderen Ländern aufzupassen sucht.

Die Norweger sind religiös gesinnte, gute Christen, aber die Priester bilden keine politische Macht im Lande, und die Staatskirche ist keine Polizeianstalt zur Ehre Gottes. Die Menschen in ihrer bürgerlichen Freiheit verlangen auch auf dem kirchlichen Gebiete freiere Bewegung, und obwohl die philosophischen und Vernunftslehren hier keine große Rolle spielen, so widerstrebt die praktische nüchterne Verständigkeit des Volks und sein Selbstgefühl doch der Frömmelei und dem Sektirerwesen, das wenigstens bis jetzt nicht hat aufkommen können, da auch die Staatsgewalt nicht dabei hilft. Vor einigen Jahren wollte man gegen die Mormonen einschreiten, welche von Kopenhagen aus einige ihrer Engel und Propheten nach Norwegen ausfliegen ließen, wo sich Anhänger um sie sammelten, allein die Mormonen bewiesen damals, daß sie Christen seien, so gut wie andere Leute. Auf diese Erklärung hin ließ man sie in Frieden, weil die Verfassung allen Christen ohne Unterschied Schutz gewährt. Dabei ging man aber auch endlich einen Schritt weiter und erlaubte den Juden die Niederlassung im Lande, welche bis jetzt jedoch nur spärlich davon Gebrauch gemacht haben, obwohl in Norwegen gewiß noch sehr viel für die klugen Söhne Abrahams zu holen ist. Katholiken giebt es in Christiania eine kleine Gemeinde, welche sich so eben eine große Kirche baut; allein Proselyten haben selbst ein paar Jesuitenschüler nicht machen können, welche der eifrige

Bischof von Bommel hierher sandte. Das Mormonenwesen hat nur an einzelnen Orten Anhang finden können, viel verbreitet hat es sich nicht; aber von Zeit zu Zeit schiffen kleine Trupps nach Kopenhagen, wo es in der arbeitenden Klasse Beifall gefunden, die jährlich eine Anzahl Rekruten für die heilige Stadt Utah am Salzsee liefert. Strenger hat der Staat gegen sozialistische Bewegungen eingegriffen, deren Spuren ebenfalls vor einigen Jahren auftauchten. Ein Advokat und ein Zeitungsschreiber, welche die Lehren St. Simon's und Cabet's verbreiteten, wurden mit einigen ihrer Schüler in's Gefängniß gesteckt, und die Sache hatte damit ihr Ende erreicht. Jetzt, wo es den Arbeitern überall weit besser geht, denkt Niemand weiter daran, und dies ist der beste Beweis, daß nichts so gut gegen die sogenannten communistischen Umtriebe wirkt, als Verbesserung der materiellen Zustände des Volks. Strenge Sonntagsfeier und Kirchenzucht thun es eben so wenig, wie Zellengefängnisse, die man auch in Schweden als Heilmittel baut. Lohnende Arbeit und wachsende Wohlfahrt vermindern die Verbrechen und machen die Menscher besser und glücklicher.

Oeffentliche Denkmäler sind in Christiania gar nicht vorhanden, woher sollten diese auch kommen? Länger als vier Jahrhunderte war Norwegen eine dänische Provinz, Christiania ein unbedeutender Ort. Seit 1814 aber, wo ein Staatsleben hier begonnen, hat man mit

anderen Dingen weit mehr zu thun gehabt und muß sich erst große Männer schaffen und dann Künstler, die das Aushauen verstehen, denn mit dem Aushauen, in Stein wenigstens, haben die Norweger bis jetzt sehr wenig zu thun gehabt. Von alten Königspalästen, berühmten Bauwerken oder Denkmälern findet man nichts, denn Holz war zu aller Zeit fast das einzige Baumaterial. Nur verwitterte Runensteine bezeugen, daß man auch Schriftzüge in Fels zu meißeln verstand. Kunst und Künstler haben überhaupt in einem so kleinen Volke mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, eben so Dichter und Schriftsteller. Können doch auch die Dänen nicht fortkommen ohne Hülfe des Staates, der Dichtern und Malern Pensionen giebt oder ihnen zu Anstellungen verhilft, welche ihr Leben vor Noth schützen. In Norwegen ist dies nicht der Fall und der Antheil für Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen sehr gering. Dichter giebt es wenige. Einer der bedeutendsten und bekanntesten klagte mir, daß er seit Jahren nichts mehr veröffentlichte, weil die Gleichgültigkeit allgemein sei. Dramatiker fehlen gänzlich, eben so Romandichter. Es kann nicht anders sein, da man das Heimische nicht pflegt und unterstützt, sich aber damit rühmt, nur englische Literatur zu lieben und zu lesen. Nebenher kommen französische und manche deutsche und dänische Bücher hierher; doch selbst um Fremdes zu übersetzen, ist die Theilnahme zu gering und eben des-

wegen müssen die Gebildeten unter diesen kleinen Völkern mehrere fremde Sprachen lernen, wenn sie mit der Literatur Europas bekannt werden wollen.

Die Schweden sind verfranzösirt und die Norweger suchen sich zu verengländern. Hätten sie doch schon 1814 gar zu gern einen englischen Vicekönig genommen und boten sich in London dazu an. Die Anglomanie ist aber seit dieser Zeit noch mehr gewachsen. Die meisten Reisenden in Norwegen sind Engländer, welche Bären jagen, Lachse fangen, Rennthiere schießen und essen, Gletscher und Wasserfälle sehen wollen und schönes Geld dafür im Lande lassen. Zugleich aber haben die Engländer in neuester Zeit auch ein vermehrtes merkantilisches Wohlgefallen an Norwegen bekommen. Sie haben mit ihrem Gelde mehrere industrielle Unternehmungen unterstützt, haben eine Million Speciesthaler zur Eisenbahn hergegeben, die ihnen allerdings auch bedeutende Vortheile gebracht hat; denn Engländer haben sie erbaut, Maschinen und Material geliefert, und ihr Geld muß ihnen mit 5 Proc. verzinst werden, daher denn auch die Actionäre dieser Eisenbahn bis jetzt gar keine Dividende erhalten. Die großmüthigen Freunde kaufen aber auch viel Holz und führen dagegen sehr viele Produkte ein, so daß der norwegische Handel, welcher bis vor 1848 größtentheils in den Händen deutscher Häuser, vornehmlich in Hamburg und Altona war, immer mehr den Engländern zufällt.

Ob dies ein bedeutender Schaden ist, müssen die Betheiligten am Besten wissen. Deutsche Kaufleute versicherten jedoch, daß diese Handelsabnahme zu verschmerzen sei, der norgewische Handel überhaupt aber eben so wohl wie die kaufmännische Gewissenhaftigkeit der Norweger in schlechtem Ruf ständen. Bei außerordentlich langem Credit sei häufig nur mit Mühe Geld zu bekommen. Der Norweger sei fast immer bereit zu Einwänden und Prozessen, leichtsinniges Borgen sei ihre Sache, schlechte Bankerotte sehr gewöhnlich und eben in den letzten Jahren während des russischen Krieges hätten viele deutsche Häuser die schlimmsten Erfahrungen im norwegischen Handel und Wandel gemacht. Viele Norweger, besonders in Bergen, hatten sich in Speculationen eingelassen, welche bei dem unerwarteten plötzlichen Friedensschluß mißglückten. Die Norweger erfüllten nun ihre Verbindlichkeiten gegen die deutschen Häuser so wenig, daß diese schwere Verluste erlitten, dafür aber wurde ihnen der Credit gekündigt und einige der größten Firmen erklärten öffentlich, daß sie mit norwegischem Handel überhaupt nichts mehr zu thun haben wollten. Hierdurch sind die Norweger noch weiter nach England gewiesen worden, aber die Engländer werden wahrscheinlich ebenfalls sehr bald einige Erfahrungen machen, was es mit norwegischem Handelsgebrauch und norwegischem Recht zu sagen hat. Prozesse sind hier äußerst

kostspielig, lassen sich lang hinschleppen, und der Fremde kommt fast immer dabei schlecht fort.

Aus allem Gesagten werden die Leser dieser Reisebilder wohl erkennen, daß es in Christiania wenig von dem zu sehen giebt, was sonst wohl Hauptstädte ziert. Von Kunstschätzen ist keine Rede, doch haben einige Privatleute kleine Sammlungen, namentlich von nordischen Landschaften und machen auch wohl Geschäfte damit, indem sie den reisenden deutschen Malern solche möglichst billig abkaufen oder bei ihnen bestellen. Von Düsseldorf aus wandert ja alljährlich eine Schaar langbärtiger Musenjünger mit großen Farbenkästen und dünnen Geldbeuteln, zum Schrecken und zur Lust der norwegischen Bauern, bis wo möglich nach den Finnmarken und an's Nordkap, aber auch diese romantisirenden Vagabonden haben schon schlimme Erfahrungen über die norwegische Kunstliebe gemacht. Mehr als Einer hat in seiner deutschen Einfalt über norwegische Kunstmäcene gejubelt, welche ihn mit ihren Bestellungen beglückten, später aber sind ihm die Augen dabei übergegangen, und Geld soll er noch bekommen, denn dies ist jedesfalls am allerschwierigsten hier zu haben. — Durch solche Vorfälle sind denn viele ungünstige Urtheile über den Charakter der Norweger in Umlauf gesetzt, aber sie treffen doch weit mehr eine Sorte spitzbübischer Handelsleute, Speculanten und habsüchtiger Bauern, welche durch die Berührung mit Reisenden,

besonders mit Engländern, abgefeimt wurden, wie das Volk im Allgemeinen. Gute und schlechte Menschen giebt es überall in der Welt, und der norwegische Bauer ist im Ganzen ein Schlaukopf, der seine Vortheile sehr wohl wahrzunehmen weiß, allein bei dem trotzigen harten Sinn des Volks und seinem Selbstgefühl findet man doch in ihm auch noch viel von den alten Tugenden seiner Väter: Gastfreundschaft, Ehrlichkeit und gerade, wenn auch derbe Sitten. — Von Gemüthlichkeit im deutschen Sinne wissen die Norweger wenig, zuvorkommende Höflichkeit trifft man selten. Ihr Charakter ist kalt, zum Mißtrauen geneigt, sie sind nicht wie die Schweden und noch weniger wie die Dänen, geschmeidig und weltmännisch, sondern abgeschlossen, wenig mittheilsam und ähneln darin allerdings den Engländern, mit denen sie sich gern vergleichen. Allein die Engländer sind denn doch von anderer Weltanschauung und können ihren Stolz besser begründen. Hier ist alles klein und vieles kleinlich, was in England groß und gewaltig ist. Ein mächtiges Staatsleben wirft den Schimmer seiner Macht und Größe auf alle Verhältnisse und Einrichtungen der Gesellschaft; was man hier nachzuahmen sucht, ist dort Original, was man sich hier einbildet, ist dort Wahrheit, was dort Partei ist, wird hier zur Clique.

Die Norweger wissen sich viel darauf, daß sie einige vorzügliche Landschafts- und Genremaler hervor gebracht

haben, wie Gude, Tiedemann, Leu u. s. w. und sind sehr böse darüber, daß diese Maler nicht in Christiania, sondern in Deutschland leben; aber sie selbst besitzen doch hier weder eine Gemäldesammlung, noch eine Malerschule, noch die Lust, von diesen Landsleuten Bilder zu kaufen, welche natürlich nicht wohlfeil sind. In Christiania kann kein Künstler leben, ohne bald zu verkümmern, kein Poet ohne seinen Pegasus zum Karrenpferde zu machen. Dies ist kein Platz für Kunst und Geschmack. Stoff und Materie verschlucken den Geist; Thran, Fische, Holzbalken und Eisenbarren spielen hier die Hauptrollen; nur diese Stadt, Christiania, ist noch der einzige Ort im ganzen Lande, wo ein geistiges Leben stattfinden könnte, da was davon vorhanden, sich hier zumeist zusammenzieht.

Um aber zu Bedeutendem zu kommen, ist sie zu klein und nicht geistige Belebung genug vorhanden, ist der Materialismus viel zu erdrückend, das Wenige viel zu zersplittert und kein sammelnder Mittelpunkt vorhanden. Es giebt hier, oder gab bis jetzt, unter den Staatsmännern keinen, der einigen Glanz um sich verbreiten konnte, noch viel weniger einen Kriegsmann von Ruf, oder einen großen Grundherrn oder Geldmann, welcher in seinen Salons die Elite der Gesellschaft vereinigte. Mehrere Gelehrte von Ruf und Namen giebt es allerdings, so den Statistiker Schweigaard, den Historiker Munch und den in Deutschland zumeist bekannten

greisen Astronomen Hansteen, sammt manchen anderen wackeren Männern der Wissenschaft; allein eine große europäische Berühmtheit ist unter diesen gut bezahlten Lehrern der 700 Studenten auch nicht zu finden. Die Stille dieses Lebens wird dadurch vermehrt, daß der größte Theil der Wohlhabenden und besser Gestellten zur guten Jahreszeit entweder fortreist oder aufs Land zieht. Viele Landhäuser, darunter manche elegante und neugebaute umringen die Stadt, welche überhaupt an umgebenden Häusern und Häusergruppen reich ist, in denen die Familien auch im Winter ausdauern. Das gesellschaftliche Leben gewinnt dadurch nicht, obwohl es im Winter besser sein mag, als zur Sommerzeit. Es giebt ein Theater in Christiania oder sogar zwei, die einen eigenthümlichen nationalen Kunstkrieg ächt norwegischer Art jüngst herbeigeführt haben, welcher die Verhältnisse gut charakterisirt. Die Schauspieler in Norwegen sind nämlich von jeher Dänen gewesen, deren Domaine auch das freie Norwegen geblieben ist. Selten wurde ein Norweger ein Komödiant, und beneidenswerth war das Loos dieser umherwandernden Künstler gewiß nicht. Es klebte, wie überall, eine gewisse Verachtung daran, und oft habe ich den Spott mit angehört, der auf die Dänen geschleudert wurde, die zu nichts Weiterem in Norwegen mehr gut genug seien. Jetzt hat sich diese Anschauung geändert. Die Norweger, welche alles eigen besitzen und eine selbstständige Nation sein wollen, ver-

langen auch nach norwegischen Mimen, nach ihrem Talma oder Kean, um die Welt in Erstaunen zu setzen. Die Patrioten, nach deren Ermessen sich nichts mit Norwegern vergleichen läßt, begriffen nicht, warum man mit den Dänen nicht auch auf den Brettern fertig werden sollte, nachdem man ihnen allen anderen festen Boden abgenommen. Es bildete sich daher in Christiania während des letzten Winters neben der dänischen auch eine norwegische Schauspielergesellschaft, und die unglücklichen Dänen wurden von den Patrioten völlig in Verruf gethan; kein echter Norweger sollte und durfte sie mehr besuchen. Die einheimischen Talente waren jedoch jämmerlich schlecht und ihre Darstellungen so miserabel, daß endlich selbst ein Theil des besten norwegischen Vollbluts es nicht mehr aushalten konnte und entweder gar nicht mehr ins Theater ging oder zu den Dänen, die es doch erträglich besser machten. Eine lange Zeitungsfehde begleitete die Theaterfehde. Wohlwollende Menschenfreunde mischten sich ein und gaben zu bedenken, daß diese Dänen ja scandinavische Brüder seien, welche man achten und unterstützen müsse, und in der That ist diese krähwinklige Eifersüchtelei ein übles Zeichen für die separatistischen Gelüste der Norweger. Zuletzt vertrug man sich, und die dänische wie die norwegische Truppe verkümmerten alle beide, gingen in alle Welt und lehrten, wenn nicht die Heiden, so doch die norwegischen Bauern vorläufig, was scandinavische Schau-

spielkunst und deren Leiden und Freuden zu bedeuten haben. Wo soll aber hier auch ein Nationaltheater herkommen, wo so wenig Sinn dafür ist, so wenig oder gar nichts dafür gethan wird. Von Oper ist natürlich noch weniger die Rede. Zuweilen kommt eine dänische oder schwedische Sängerin, giebt Concerte oder versucht mit Hülfe einiger Dilettanten einen Akt aus einer Oper darzustellen. Was will das sagen. Die reitenden Fräulein der aristokratischen Familien sind natürlich öfter in Paris oder doch in Deutschland gewesen und haben viel Besseres gesehen und gehört. Sie schlagen zu Haus die Klaviere, lesen die englischen Romane, leben im Sommer in den Landhäusern und tanzen zur Winterzeit auf den Bällen in der Freimaurerloge, die ein schönes Lokal dazu hat. Die Herren leben ihr Geschäfts- und Comptoirleben, fahren in ihren Kabs, genießen, was Gott ihnen bescheert hat an guten Dingen, und verthun ihr Geld für solchen Genuß, indem sie zugleich möglichst viel Geld zu erwerben suchen. Daran thun sie jedesfalls sehr wohl und dasselbe geschieht überall in der Welt. Das materielle Genießen und das Jagen danach ist an die Spitze alles menschlichen Strebens getreten, aber hier hat es kein Gegengewicht und keine Folie, weder durch ein geistiges nationales, lebendiges Interesse, noch durch ein regsames Staatsleben oder durch politische Fragen und Zerwürfnisse. Es liegt eine Stille, wie eine todte Hand auf

diesem trägen Körper, dennoch kann man gewiß nicht sagen, daß er todt sei. Er lebt und nährt sich und gedeiht dabei ganz sichtlich; allerdings aber ist dieser Wachsthum und dies Gedeihen vorherrschend ein körperliches, während die geistigen Entwickelungen damit nicht gleichen Schritt halten, wie man dies behaupten hört!

Der Bauer verkauft seine Produkte gut, der Kaufmann macht gute Geschäfte. Der Handwerker verdient Geld, der Fabrikant, in soweit es hier Fabriken giebt, ist wohl zufrieden, die Beamten sind gut bezahlt, eben so gut die Priester, Lehrer und Gelehrte. Darbende Künstler giebt es nicht, Schriftsteller eben so wenig, das Volk aber hat vollauf Arbeit und kann sich dadurch reichlich ernähern. Von Bettlern und Tagedieben ist nichts zu sehen, denn selbst diesen geht es sehr gut; sie erhalten reichliche Unterstützung, werden auf Gemeindekosten ernährt. — Wer klagt denn also hier, wo der Staat nicht einen Groschen direkte Steuer verlangt und Geld im Ueberflusse vorhanden ist?

Der Charakter der Norweger ist allerdings ein träger und langsamer. Es ist kein aufgewecktes, lebhaftes, strebsames, zum Erfinden und zu Anstrengungen geneigtes Volk. Es mag nicht mehr arbeiten, wie es eben muß; namentlich in den Städten ist diese Trägheit auffallend. In noch höherem Grade wie bei den Schweden heißt es hier, wir verlangen so viel Geld als möglich und arbeiten dafür so wenig wir können. Aber

ein Naturvolk wie dies, rauh und ungefügig wie sein Land, ein Volk von Bauern, Jägern, Fischern und Hirten, kann kaum anders sein. Zum großen Theil stehen sie noch in den Kinderschuhen der Kultur, zum anderen Theil aber möchten sie Siebenmeilenstiefeln anziehen, und wenn die Einen noch Kinder sind, werden die Anderen zuweilen kindisch in ihrer norwegischen Eitelkeit oder ihrem Dünkel, der sich nicht selten in Roheit und Anmaßung breit macht. Aber bei alledem ist der Grundzug des norwegischen Charakters auch jetzt noch besonnene Verständigkeit, ein lebhaftes Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl und eine oft noch patriarchalische Sitteneinfalt. Was bewegt nun gerade die sogenannten höheren Klassen, über den Volkscharakter übel zu urtheilen und mit den gegenwärtigen Verhältnissen fast durchweg unzufrieden zu sein?

13.

Der Bauernstaat und die Aristokratie. Norwegischer Scandinavismus.

Es ist ein sonderbares Staatswesen in diesem Lande, sagte mir ein schwedischer vornehmer Herr, welcher sich in Christiania aufhielt, um staatsrechtliche Verträge zwischen den beiden Reichen ordnen zu helfen. Die gebildeten Leute müssen hier unzufrieden sein, denn alles ist kleinlich und verkümmert und sie selbst sind machtlos und gebunden, denn die wahren und wirklichen Herren im Lande sind die Bauern. Der Landrichter Falsen, der Professor Svertrup und die übrigen Freiheitshelden von 1814, welche die Verfassung von Eidsvold entwarfen, sahen zu spät ihre Fehler ein, als nichts mehr daran zu ändern war. Sie kennen ja diese Verfassung. Dem Könige sind die Hände gebunden, er hat nicht einmal das unbedingte Veto. Der Adel ist abgeschafft,

was keine schwierige Sache war, da es nicht hundert adlige Familien im Lande gab. Damit vernichtete man freilich die Aristokratie der alten Familien nicht, aber man schuf eine neue dazu, die Beamten- und Gelehrten-Aristokratie, welche an die Spitze dieses neuen Staatswesens trat und von den Bauern in den Storthing gewählt wurde, wo sie mit stolzem Behagen sich niederließ und ihre neue Schöpfung regierte.

Das hat nun ein Ende genommen, erwiederte ich.

Natürlich hat es ein Ende genommen. Der norwegische Bauer fand es nach und nach immer räthlicher, lieber sich selbst und seinesgleichen auf den Reichstag zu schicken, als Beamte; da es jedesfalls besser ist, in eigener Person seine Interessen zu vertreten, als diese Anderen anzuvertrauen.

Der Storting besteht also aus einer Majorität roher unwissender Leute?

Das will ich nicht sagen, versetzte er. Eine gewisse praktische Verständigkeit läßt sich den meisten dieser Bauern nicht absprechen, auch lassen sie jetzt ihre Söhne häufig studiren, die dann mit den gewonnenen Kenntnissen auf die väterlichen Höfe zurückkehren. Man findet daher im Lande mancherlei wissenschaftlich gebildete Leute; wie wäre es möglich, daß 700 Studenten in Christiania sein könnten, wenn nicht viele Bauernkinder darunter wären.

Aber macht denn diese Bauermajorität im Storthing

dumme Streiche, verwaltet sie das Land schlecht, stürzt sie es in Schulden und giebt schlechte Gesetze?

Das kann man auch eigentlich nicht behaupten, fiel er ein, obwohl diese Majorität natürlich ihre Interessen voranstellt und danach das Staatswesen zuschneidet. Der Staat hat keine Schulden, im Gegentheil sind seine Kassen gefüllt, Silber im Ueberfluß vorhanden, die Banknoten gesucht, überall Ordnung und, wie Sie sehen, der Wohlstand auch überall im Wachsen, der Handel blühend, Aus- und Einfuhr steigend. Hier liegt ein Nachweis eben vor mir, wonach in diesem Halbjahre allein mehr als hundert neue Schiffe in den verschiedenen Häfen vom Stapel gelaufen sind.

Das Bauernparlament sorgt also, wie ich merke, wohl für sich, aber es ist knickrig und filzig, wenn es seinen Interessen nicht gilt.

Es ist eigenthümlich damit, erwiderte der schwedische Staatsmann lächelnd. In sehr vielen Beziehungen kann man den Bauern diesen Vorwurf nicht machen. Sobald für die Wissenschaft etwas geschehen soll oder für sogenannte gemeinnützige Dinge, sind sie auf der Stelle bereit, Geld herzugeben. Soll ein verdienter Mann unterstützt werden, verlangen die Staatsräthe Mittel zu Wohlthätigkeitszwecken, zu Irrenhäusern, Krankenhäusern, Schulen oder dergleichen Einrichtungen, so können sie immer sicher sein, auf keinen Widerstand zu stoßen. Bei anderen Gelegenheiten aber sind diese

Herren des Landes so hart und zähe wie norwegische Fichten und halten die Taschen so fest zu, daß kein Species heraus kann.

Bei welchen Gelegenheiten?

Ja sehen Sie, sagte er achselzuckend, es fehlt diesen Bauern an allem und jedem staatsmännischen Bewußtsein! Sobald von Geldgeben für Vergrößerung des Heeres, für Vermehrung der Offiziere, Zulage für die Gesandtschaften, höhere Besoldung der höchsten Beamtenstellen und ähnlichen Dingen die Rede ist, kann man nichts mit ihnen anfangen. Sie bleiben taub für alle Vorstellungen, sehen keine Nothwendigkeit ein, und ich glaube kaum, fügte er mit einem feinen Stirnfalten hinzu, daß selbst die Einwirkungen des Kronprinzen Vicekönigs groß genug sein werden, um diese dicken Köpfe geschmeidiger zu machen.

Ich glaube es auch nicht, erwiderte ich erfreut und heimlich fügte ich hinzu: Gott erhalte sie noch recht lange ohne staatsmännisches Bewußtsein; wäre ich ein Stortingmann, ich würde denselben dicken Kopf mitbringen.

Diese Darstellung erklärt jedoch Vieles in den gegenwärtigen Verhältnissen Norwegens. Der Bauernstaat hat sich ausgebildet und die Bauernaristokratie hat die Beamtenaristokratie aus dem Stuhl geworfen. Als ich vor mehr als zehn Jahren in Norwegen war, hatte dieser Kampf schon begonnen und ich sagte es in

meinem Buche damals vorher, wie es kommen würde. Die Verfassung, sagte ich darin, giebt den Bauern das Heft der Staatsleitung in die Hand, sobald sie die nöthigen Kenntnisse erlangt haben, werden sie der jetzt noch herrschenden Bureaukratie Gesetze vorschreiben. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Bauernstand immer mehr auf den Reichstagen dominiren wird, denn er bildet sich dazu heran, lernt seine großen Rechte kennen und wird diese endlich selbst ausüben wollen. Und so ist es nun wirklich gekommen. Die Bauernaristokratie hat sich ans Ruder gestellt und ihren Interessen gemäß zunächst das Steuerwesen geordnet. Die letzte direkte Steuer, die Grundsteuer, ist aufgehoben worden, so daß das gesammte Staatseinkommen auf den ungewissen Einnahmen der Einfuhrzölle beruht. Hierdurch werden die Städte wesentlich benachtheiligt. Die Einfuhrzölle sind allerdings nicht so hoch als in Schweden, fallen aber doch unverhältnißmäßig den städtischen Bevölkerungen zur Last, weil diese weit mehr verbrauchen, als die Bauern, deren größter Theil sehr einfach lebt, seine Kleider selbst fertigt, seine Lebensmittel selbst gewinnt. Dabei haben die Landesregenten aber nicht vergessen, auch die Korneinfuhr und Lebensmitteleinfuhr zu besteuern, damit sie ihre eigenen Vorräthe um so besser in den Städten verwerthen können, und da es in Norwegen keine adligen Herrn und sehr wenige große Grundeigenthümer giebt (die ehemals gräfliche und

freiherrliche Familie Wedel ist die reichste), so kommt der Vortheil um so mehr gleichmäßig, allen größeren Bauern oder Proprietären zu statten, welche mehr erndten, als sie verbrauchen und deren Holz, Eisen, Fischerei u. s. w. ihnen obenein reichen Gewinn liefern. Den Städten hat diese Bauernaristokratie überdies auch durch das Brennereiverbot eine reiche Einnahmequelle arg beschnitten. Es darf kein Branntwein im Lande gebrannt, er muß gegen hohen Zoll eingeführt werden, auch dürfen oder sollendie Landhändler bei harter Strafe ihren Kunden und Gästen nur kleine Portionen verkaufen, damit Niemand sich darin berauschen möge.

Die Gesetzgeber schlugen damit mehrere Fliegen auf einen Schlag. Sie hinderten das Verbrennen der gewonnenen Früchte zu Branntwein, vertheuerten das gefährliche Getränk, das so viel Unheil schon in der Welt angerichtet und in Norwegen so oft schon Mord und Todschlag verschuldete, beförderten die Moralität zugleich, wenn auch erzwungener Weise, und vermehrten ihren eigenen Gewinn, da sie ihre Erndten ungeschmälert verkaufen konnten. Die hohen Getreidepreise und die Theuerung aller Lebensmittel haben in allen Ländern die Grundbesitzer und Kornhändler reich gemacht; in diesen schlecht bevölkerten Staaten ist aber auch der Werth der Arbeit gestiegen. Der Arbeiter fühlt daher die Theuerung nicht, der Handelsstand hilft sich, indem er alle seine Waaren aufschlägt, der Druck der

theuren Zeit lastet daher vornehmlich auf den Theil der Staatsbürger, welcher ein bestimmtes Einkommen hat, das sich nicht vermehrt oder dessen Geschäfte eher ab- als zunehmen. Alle Staatsbeamten sind nun zwar in Norwegen hinlänglich, und Viele sogar hoch besoldet, allein die Zeiten, wo sie beneidet wurden, sind doch vorüber. Zollinspector oder Direktor zu werden, war sonst der höchste Wunsch eines Norwegers, denn diese Stellen sind besonders hoch besoldet und obenein halbe Sinekuren; allein auch sie haben ihre Zugkraft verloren, nachdem der Handel ganz anderen Gewinn bringt, der Bauer reich wird und die anständigen Leute viel mehr Geld brauchen, als ehemals. Die früheren Herren und Regenten klagen daher ihre Noth und haben nicht ganz Unrecht. Die Professoren und Räthe beziehen allerdings bis zweitausend Speciesthaler Gehalt, manche noch mehr, allein vor zehn Jahren hatten sie diese auch nnd jetzt ist das Leben wenigstens um die Hälfte theurer. Die alte Aristokratie ist daher auch um dessentwegen mißmuthig und sehnt sich nach anderen Zuständen. In Christiania und in den Städten überhaupt klagt man lebhaft über die Bauerntyrannei, verlangt eine bessere Steuervertheilung, Wiedereinführung der Grundsteuer, Herabsetzung der Einfuhrzölle, Aufhebung des Brennereiverbots u. s. w. und der nächste Storting wird gewiß ein durch diese und andere innere Fragen belebter werden.

Unter diesen Umständen hat sich denn auch in Norwegen eine scandinavische Partei um so leichter bilden können, da manche, mit den gegenwärtigen Verhältnissen Unzufriedene von dem neuen Scandinavien ein neues Staats- und Volksleben hoffen. Sehen Sie uns an, sagte mir einer der bekanntesten Parteiführer, alle unsere Verhältnisse sind kleinlich, ohne Bewegung, ohne Zukunft. Der Bauer ist Herr und wer sich mit einem Stück Brot begnügen kann, dem wirft er es zu, aber wie können Kunst, Literatur, Wissenschaft oder auch ein bedeutendes industrielles Leben sich in diesem abgelegenen Erdwinkel entwickeln? Das Alles kann nur gedeihen, wenn wir wirklich in die Reihe der europäischen Staaten treten, wenn ein scandinavischer Staatenbund uns Antheil nehmen läßt an den Schicksalen Europas, wenn wir aus dieser verkümmerten Leblosigkeit herausgerissen werden.

So ist es denn ein Theil der strebenden und ehrgeizigen Männer, welche auf die studirende Jugend wirkt und sich mit dieser verbindet, um den scandinavischen Ideen Eingang in Norwegen zu verschaffen; ich muß jedoch hinzufügen, daß ich hier weit weniger noch als in Schweden diese Ideen verbreitet gefunden habe. Die Bauernaristokratie auf ihren Höfen und Alpen kümmert sich gar nicht darum, würde aber, wenn ihr die Frage wirklich näher auf den Hals rückte, schwerlich für Dänen und Schweden einen Finger rühren

wollen. Die reichen Handelsherrn finden dergleichen eben so wenig nach ihrem Geschmack, und die Volksmasse in ihrer angestammten Trägheit wird sich wahrlich auch nicht dafür begeistern. Zu alledem kommt aber das Mißtrauen und die kalte Verständigkeit der Norweger. Die Meisten, auch wenn sie der Unionssache zugethan sind, haben doch die größte Besorgniß, von Dänen und Schweden überflügelt und in die Tasche gesteckt zu werden. Voller Besorgniß klammern sie sich an ihrem Separatismus fest, und da es ihnen dabei ganz gut geht, sträuben sie sich um so mehr gegen eine Verbrüderung, die ihnen eigentlich innerlich zuwider ist. Am meisten mißtrauen sie den Schweden, vor denen sie in beständiger Angst leben, daß ihre Selbständigkeit Schaden leiden könnte. — Alle Versuche zu einer näheren Verbindung zwischen den zwei Reichen sind fast immer gescheitert, denn überall sahen die Norweger darin Fallstricke gegen ihre Freiheit. Jetzt eben machte die schwedische Regierung einen neuen Versuch, einen Zollvertrag mit Norwegen abzuschließen, der die gegenseitigen Grenzzölle erleichtern oder ganz aufheben soll, aber der Widerwille der öffentlichen Meinung sprach sich in Christiania so überwiegend dagegen aus, daß ich an dem Zustandekommen des jedesfalls wohlthätig fördernden Fortschritts zweifle.

Die schwedische Politik hat jedoch noch einen anderen Schritt von weitreichender Bedeutung gethan. Sie

hat in diesem Jahre den Kronprinzen nach Norwegen geschickt, und zum ersten Male haben die Norweger einen prinzlichen Vicekönig im Lande, die Einwohner Christianias einen Hofhalt in ihrer Stadt, die salonfähige Aristokratie aber hat einen Mittelpunkt empfangen, der ihr keinen geringen Trost giebt.

14.

Der Prinz Vicekönig. Die Norweger als Hofmänner.

Als ich am ersten Morgen im Hotel du Nord aufwachte, bebten die wacklichen Fenster dieses guten alten Hauses gar schrecklich hin und her. Was ist denn los? fragte ich den Kellner.

Auf der Festung Aggerhus wird geschossen, antwortete er gleichgültig.

Die Festung Aggerhus ist, wie alle norwegische Festungen, kein Gibraltar, sondern ein alter, kleiner Bau auf einem Felshügel, der vor einer Fregattenbreitseite zusammen stürzen würde, wo man aber eine entzückende Aussicht hat.

Nuh, sagte ich, denn nuh! zu sagen, ist eben so allgemein Sitte in Norwegen, wie ja so und wa? in

Schweden. Ein besonderer Lieblingsausruf der Norweger, den sie zur Bekräftigung überall anwenden, ist aber auch ikke det, wobei das t wie überhaupt am Ende nicht gehört wird und welches: nicht so? oder nicht wahr? bedeutet. Deutschen Ohren klingt es keinesweges angenehm, besonders vielleicht Berliner Ohren, da der Berliner Volksdialekt das ich, fatal genug, in ikke verwandelt. Ikke det gebraucht der Norweger bei jeder Gelegenheit, wo er eine Beistimmung erwartet, obwohl eigentlich sandt wahr heißt, was ich immer äußerst sinnbildlich treffend gefunden habe, da die Wahrheit in dieser Welt meist wie Sand zerfließt, dieser aber in norwegischer Sprache ebenfalls Sand heißt, sich also von Wahrheit schriftlich sehr wenig und mündlich gar nicht unterscheidet.

So, sagte ich, warum schießt man denn so gewaltig? Sind Feinde da?

Bewahrs! lachte er. Der Prinz Vicekönig ist auf den Fjord nach Moß gefahren. Da muß doch geschossen werden. Ikke det?

Vis, Ole, gewiß. Wo ein Prinz ist, muß geschossen werden.

Halb Norwegen heißt Ole oder Olaf, man kann selten irren. Mein Ole ging vergnügt nickend fort. Am Nachmittage wieder Kanonendonner.

Was giebt es jetzt, Ole?

Der Prinz Vicekönig reitet hinaus nach Oscarhall,

läßt die Soldaten marschiren. Da muß doch geschossen werden? Ikke det?

Vis, Ole, da muß geschossen werden.

Mitten in der Nacht wiederum Kanonendonner.

Was ist denn nun geschehen, Ole?

Der Prinz Vicekönig hat Besuch erhalten. Sein Schwager, der Prinz der Niederlande, ist gekommen. Da muß doch geschossen werden. Ikke det?

Nuh! das versteht sich, Ole. Prinzen werden überall angeschossen; aber ich kann das Schießen nicht leiden.

Ich auch nicht, sagte er, aber es muß doch so sein, dafür haben wir jetzt einen Vicekönig. Ikke det?

Dafür haben wir jetzt einen Vicekönig! Wie dies Ole mit Stolz sagte, so hörte ich fast dasselbe von sehr verschiedenen Seiten. Es ist großer Jubel darüber.

Der Prinz ist ein junger Herr von dreißig Jahren, sagte mir ein angesehener Mann, und es thut uns Allen wohl, ihn und seine Gemahlin bei uns zu sehen. Der Prinz wohnt nicht in dem großen weitläuftigen Schlosse, dessen Prunkgemächer leer stehen, sondern in dem bescheidenen kleinen Palais am Zollhause. Er giebt keine großen glänzenden Feste, aber er ladet alle gebildete Männer an seinen Hof. Er selbst ist lebhaft, unterrichtet; wie Sie wissen, ist er ja auch Dichter und Maler. Wir freuen uns über einen solchen Vicekönig!

Aber die Schweden, fiel ich ein.

O, die Schweden sich nicht gut auf ihn zu sprechen, unterbrach er mich. Die schwedischen Aristokraten können sein etwas derbes Wesen nicht leiden und seinen Hang zur Satyre nicht vertragen. Für uns paßt ein solcher Vicekönig.

Aber die schwedischen Liberalen.

Ja, die Liberalen haben ihn ebenfalls verschrieen, weil er sie verspottete, was sie gewiß auch verdienten. Für uns ist er der rechte Mann. Einfach bürgerlich, gut norwegisch, offen und einfach. So muß unser Vicekönig sein.

Aber er bevorzugt besonders das Soldatenwesen, und man sagt, in Stockholm.

Daß er Carl den Zwölften spielen möchte, daß er ein soldatischer Aristokrat sei, vielleicht sogar ein soldatischer Absolutist, ein Autokrat, ein Despot, was weiß ich es! Nun gut, mein Lieber, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, so werden wir uns gegenseitig hier Dienste erweisen. Unsere Verfassung setzt der vicekön iglichen Gewalt sehr bestimmte und enge Grenzen. Der junge Herr wird daran lernen können, daß das norwegische Volk andere Rechte besitzt, wie die Schweden, daß aber eben diese Rechte es sind, nach denen alle Völker trachten.

Wenn er es aber nicht lernt.

Sorgen Sie nicht, man hat ihm einen guten Lehrmeister an die Seite gesetzt. Der einzige Norweger,

der einen diplomatischen Posten bekleidete, Herr Zibern, unser bisheriger Gesandter in Washington, steht dem Vicekönige als erster Rathgeber zur Seite. Das ganze Vertrauen des Landes heftet sich an diesen feinen und einsichtigen Mann, ohne dessen Zustimmung nichts geschehen wird. Wir aber werden von der Anwesenheit des Prinzen und seines Hofes viele große Vortheile ziehen. Wir werden dadurch eine verfeinerte, veredelte Gesellschaft bekommen, ein wenig mehr Hofton und abgeschliffenere Sitten, was uns gar nichts schaden kann. Die feinere Bildung wird mehr zur Anerkennung gelangen, dafür haben wir jetzt den Vicekönig.

Die Glacéehandschuhe werden auch etwas theurer werden, fiel ich ein.

Spotten Sie nicht darüber, versetzte er, das wird uns in keinem Falle schaden können. Nächstens giebt der Prinz ein Fest in Oscarhall zur Feier des Geburtstages des Königs. Es wird sehr munter dabei hergehen, alle Notabilitäten sind eingeladen. Das könnte Alles nicht geschehen, wenn wir den Vicekönig nicht hätten.

Schade, daß es hier nicht viele Uniformen und Orden giebt, sagte ich.

Oh freilich, bei solchen Festen sind Uniformen und Orden eigentlich nöthig, lächelte er beifällig, aber das wird auch kommen. Vor der Hand müssen wir uns in Hofkreisen bewegen können. Der Bauer muß aus

dem Norweger heraus. Wie wollen wir neben den monarchischen Schweden und Dänen bestehen, wenn wir den Bauer nicht austreiben.

Diese vertrauliche Mittheilung zeigte deutlich genug, wie eine ganze Klasse Norweger, besonders aus der Beamtenaristokratie denkt und was sie von dem Einfluß des jungen Vicekönig auf die Zustände erwartet. Es könnte uns gar nicht schaden, sagte ein Anderer zu mir, wenn wir etwas monarchischer würden, die monarchischen Staaten haben mancherlei Vorzüge, nach denen ein gebildeter Mensch sich wohl sehnen kann. Die rohe Masse ist dort weder so trotzig, noch so unverschämt, dagegen werden Verdienste anerkannt.

Und Treue belohnt, erinnerte ich.

Undankbarkeit ist hier zu Hause! flüsterte mir der würdige Mann zu und dabei das kleinlichste Cliquenwesen, Neid und Bosheit. Der Eine schimpft auf den Anderen und setzt ihn herunter. Christiania ist nichts, als ein großes Dorf, wo man an einem Ende weiß, was am anderen gekocht wird, unser Staat ohne innere Abstufungen und Organisationen, eine und dieselbe schwarze Suppe, überall von derselben Farbe.

Diese demokratische Einfarbigkeit hat ihre Leiden.

Und ihre Schrecken, fügte er hinzu. Ein Haufen Bauern kommt aus dem ganzen Lande, bis oben an's Nordkap, hier zusammen, und bestimmt, wie regiert werden soll. Menschen mit Lederröcken und Pelzmützen

sind unsere Gesetzgeber und wir müssen ihnen unterthänig sein, denn sie haben ja alles in ihrer Hand, wir sind ihre Diener. Dahin kommt es in einem Lande ohne Adel, ohne Gliederung, und darum ist es gut, daß ein Prinz hier ist, der diesen Bauern Respect einflößt.

Und ihnen gelegentlich vielleicht auch Mores lehrt.

Nuh! wer weiß, lächelte er. Wenn die steifen Rücken etwas krumm gemacht werden können, kann es durchaus nicht schaden.

Das waren ganz verständliche Hoffnungen auf die Civilisation der freien Norweger, welche feine Leute werden sollen, aber auch die echten Scandinavier, stolzer als die Stolzesten und voll patriotischer Grobheit vom Wirbel bis zu den Zehen, hatten ihre Freude an dem Vicekönig.

Haben Sie unseren Prinzen schon gesehen? fragte mich Einer, der es in allen Tugenden eines wahren Normanns mit Vielen aufnahm. Wie gefällt er Ihnen?

Ein sehr stattliches Aeußeres.

Und dazu das Innere. Gott verdamms! wenn's nicht ein echter Sohn des Nordens ist. Sie wissen doch, was wir Alle wünschen und hoffen und was geschehen muß. Wenn's nach dem Prinzen gegangen wäre, würde kein Russe mehr in Finnland sein. Haben wir erst ein freies und einiges Scandinavien, so wird's anders kommen. Norwegen ist jetzt ein Mittelpunkt für

die große Sache. Der Prinz hat ein scandinavisches Herz und Norwegen ist ein freies Land. Wo findet man noch eine Verfassung wie unsere?! Kein Adel, kein Mensch, der irgend ein Vorrecht hätte, vollkommene Gleichheit und Freiheit. Sie kennen doch unsere Verfassung?

Ehe ich antworten konnte, zog er ein prächtig gebundenes Heft aus der Tasche und fuhr fort: Viele von uns tragen die Verfassung immer bei sich, ich auch. Wir tragen sie auf der Brust, sie stärkt das Freiheits- und Gleichheitsgefühl. Kommen Sie in unsere wildesten Gebirge, so finden Sie die Verfassung an die Thüren der Hütten angeschlagen, jeder Hirt weiß sie auswendig, Jeder weiß, was ein freier Norweger für Rechte hat. Die Schweden meinen, man habe den Kronprinzen hieher geschickt, um uns monarchisch zu machen, wir glauben, er ist hieher gekommen, um ein freies Volk kennen zu lernen. Nächstens wird der Prinz das Land bereisen, da wird er sehen, was Freiheit heißt. Wir sind fest und frei wie unsere Felsen! In unserer Luft gedeiht keine aristokratische Gesinnung.

Was steht da unter Ihrer Verfassung? fragte ich.

Das ist mein Wappen erwiderte er stolz lächelnd. Ich bin aus einer alten Familie, die sich bis zu den Zeiten König Haralds zurückführen läßt. Wir haben manche alte Familien im Lande, müssen Sie wissen, uralter Adel, oft noch mit königlichem Blut in den

Adern. Ja, solche Erinnerungen finden Sie noch bei manchen Bauern. In Guldbrandsdalen wohnen Bauern, denen man die königliche Abkunft noch anmerkt und welche äußerst stolz darauf sind. Unsere Wappen haben so gut Helme und Kronen, wie die der besten Freiherrn.

Er war sehr eifrig, mir sein Wappen zu zeigen und zu erklären, und gleich ihm giebt es nicht wenige, die eben so eitel und eben so aristokratisch sind.

Im Hardangergebirge übernachtete ich einmal bei einem Bauer, der mit Verwunderung zusah, wie ich am Morgen seine heiße Milch auf meinen Thee goß und trank. Als ich fertig war, machte er mir es nach, ließ nochmals Milch auf den Thee gießen, aß aber dann die Theeblätter selbst hinterher und war sehr erfreut über den fremden Grünkohl. Im Allgemeinen machen es alle Norwegen eben so. Sie ahmen das Fremde gern nach, wollen nicht an Formen und Sitten gegen das gebildete und monarchische Europa zurückstehen, und während sie auf ihre Freiheitsliebe und demokratischen Gleichheitsgefühle pochen, haben sie die stärksten aristokratische Neigungen und möchten sogar gern gute Hofleute sein, die keinen Verstoß gegen höfische Gebräuche machen.

An den kleinen Hof eingeladen zu werden, wird daher auch sehr hoch geschätzt und gewiß mit allem Recht als Auszeichnung betrachtet; aber in einem streng

monarchischen Lande könnte man nicht mehr davon reden, daß der Prinz Vicekönig Diesem oder Jenem freundlich zugewinkt, mit dieser oder jener Dame sich unterhalten, dies oder jenes geäußert habe.

Es gab denn aber auch doch verschiedene ruhiger urtheilende Männer, die von dieser monarchischen Begeisterung nicht allzu viel hielten. Es ist für uns etwas Neues, sagten sie, und obenein haben wir die Anwesenheit eines Vicekönigs lange gewünscht. Der lebhafte offenherzige Prinz und seine liebenswürdige Gemahlin finden bei den Norwegern ein herzliches Entgegenkommen. Manche eitle Wünsche werden dadurch ebenfalls befriedigt, andere werden genährt, aber dergleichen wird vorübergehen. Wir sind von Natur doch ein kaltes und nüchternes Volk. Wenn manche unter uns jetzt die Verfassung tadeln und Verschiedenes daran ändern möchten, so darf sich doch Niemand einbilden, daß wir uns eine andere mehr monarchische aufdringen lassen könnten. Das leiseste Mißtrauen, daß es darauf abgesehen sei, würde die Stimmung in Christiania sowohl wie im ganzen Lande sofort verändern. Die Stellung des jungen Vicekönigs ist gewiß keine leichte. Schon die Nachricht, daß er im Herbst uns wieder verlassen und während des schwedischen Reichstags in Stockholm verweilen will, hat die Eifersucht aufgestachelt. Er gefällt sich in dem großen Stockholm gewiß besser als hier, dort giebt es ganz andere Vergnügungen

und Umgebungen, als in unserer kleinen stillen Landstadt, welche einem in solchen Verhältnissen geborenen Herrn langweilig genug werden kann. Aber für uns nationalstolze Norweger ist der Gedanke unangenehm. Wir halten auch durchaus wenig vom Soldatenspiel und Bevorzugung desselben. Unsere einzige Beruhigung ist dabei noch die, daß der größte Theil der Offiziere in der Umgebung des Prinzen Norweger sind; zu Hofleuten aber haben wir sicherlich die allerwenigste Anlage. Sehen Sie nur, wie sich die meisten unter uns in Frack und weißer Binde ausnehmen.

Und darin hatte der treffliche Mann allerdings recht. Elegante Gestalten von leichter feiner Gliederung erblickt man hier selten, wo sollen sie auch herkommen. Der allergrößte Theil der Norweger lebt in freier Luft, treibt Geschäfte, achtet weder Regen, noch wildes Wetter, noch Sonnenbrand. In ihren Regenmänteln und derben Stiefeln laufen die besten Aristokraten durch dick und dünn. Auf Toilette wird wenig gegeben, und in einem Lande, wo der reichste und erste auf dem offenen, zweirädrigen Carriol fahren und reisen muß, wo es weder Staatskarossen, noch betreßte Dienerschaft giebt, ist die Ausbildung zur hofmännischen Feinheit allerdings wesentlich erschwert.

Nach einigen Tagen gab der Prinz Vicekönig das Fest auf Lageröen zur Feier des Geburtstages seines königlichen Vaters, wozu die gesammten städtischen Ho-

norationen geladen waren. Es war eine Art Abendcour mit Bewirthung nach nordischer Weise, und da die Kronprinzessin verreist war, erschienen nur Herren, welche sich auf's Beste geschmückt hatten. Die Consuln hatten Uniformen angezogen, neue Goldstickereien waren zu sehen, auch sogar einige Orden, aber der allergrößte Theil dieser Herrn mit breiten Schultern, kräftigen Leibern und starkknochigen Gesichtern sah doch sehr wenig courfähig aus.

Am nächsten Morgen zeigte sich auch bei Vielen die eitle Lust, zu Hofe zu gehen, merklich abgekühlt. Nun wie hat es Ihnen denn gefallen? fragte ich Einen, der ganz besonders stolz mir seine neue Uniform gezeigt hatte.

O! mir sehr gut, aber wissen Sie, es war doch verdammt langweilig. Vier Stunden stehen und Parade machen und dann — ein einziges Glas Rothwein habe ich bekommen können und endlich zum Schluß eine Cigarre. Bei Gott! für uns Norweger ist das doch nichts!

Der Vicekönig hatte sich wirklich durch dies Fest geringen Dank erworben; er konnte nicht alle Wünsche befriedigen. Er hatte mit Wenigen gesprochen, meist mit seinen Umgebungen, seinen Offizieren, die seinen ganz kriegerischen Hofstaat bilden, als es aber endlich zu Erfrischungen kam, ging es etwas knapp her, und darin verstehen die Norweger am allerwenigsten höfische

Sitte. Sie wissen noch nicht, daß dies überall so ist, verlangen die wohl gefüllten, reich besetzten Tische, an welche sie unter sich gewöhnt sind.

Nein, sie haben kein staatsmännisches Einsehen, diese Männer im abgelegenen Norden, und werden es wahrscheinlich auch niemals bekommen; mit diesem frommen Wunsche schlossen sich meine Betrachtungen. Wenn sie ihr erweitertes Staatsleben nur damit erkaufen könnten, daß sie einer höfischen Aristokratie ihre Zukunft überlieferten, so möchte es lieber bleiben, wie es ist. Eine große Rolle kann dieser kleine Staat niemals spielen. Ein Vaterland der Wissenschaften und der Künste kann er nicht sein, den großen Völkern kann dies Naturvolk in seinem Felsenlande niemals den Rang ablaufen wollen, auch werden arkadische Schäfer hier nimmer gedeihen. Aber ein freies Volk wird doch immer nach Fortschritt streben, und zu allem Guten bieten die bäuerischen Gesetzgeber ja bereitwillig die Hand. Ich glaube nicht, daß der kalt verständige praktische Sinn dieses Volkes sich von Eitelkeit überwältigen läßt. Sind sie schlechte Hofleute, so sind sie doch keine schlechte Diplomaten; und daher könnte es wohl sein, daß nach einiger Zeit auch der junge ritterliche Vicekönig einige Erfahrungen darin zu machen hat.

15.

Krogkleven. Norwegische Romantik. Ein norwegischer Bauer.

An einem schönen Tage fuhr ich einige Meilen ins Land, um eines der prachtvollsten Rundgemälde zu sehen, die berühmte Aussicht auf Ringe-Rige, dem Reiche Halfdan des Schwarzen, des besten Königs, den Norwegen je gehabt hat. Als er, wie die Heimskringla erzählt, auf dem See Rönd im Eise verunglückte, war ganz Norwegen in Trauer und Thränen. Und sie theilten seinen Leichnam in vier Theile, damit ihn keines seiner vier Reiche allein besitzen möchte, sein Segen allen werde, und begruben seinen Kopf hier in dem großen schönen Ringreiche am Tyrefjord unter einem gewaltigen Stein, von dem aber Niemand mehr etwas weiß.

Nach Ringerige zieht der größte Theil der Reisenden, welche Christiania besuchen, und es verdient diesen Vorzug und ist Jedem zu empfehlen. Außer in den Westgebirgen giebt es keine Aussicht, welche sich mit dieser messen könnte und dabei ist sie ohne alle Mühseligkeiten in einen halben Tag, wenn man will, zu erreichen. Man miethet ein Karriol oder einen Wagen, fährt die drei norwegischen Meilen bis ans Wirthshaus, das über der Schlucht von Krogkleven liegt und danach heißt, ißt und schläft dort recht gut, wenn auch etwas theuer, und steigt am Morgen auf den sogenannten Königssitz, einer Felsspitze, wo sich eine Bank befindet. Hier ist man gegen 2000 Fuß hoch und schaut hinab auf ein weites, prächtiges Thal, in dessen Tiefe der schöne See, Tyrefjord genannt, zwischen Felsenufern sich wiegt und blitzt. In einem weiten Ringe liegen waldige hohe Berge um dies heitere tiefe Land, das mit großen reichen Höfen, mit Fruchtfeldern und leuchtenden grünen Matten bedeckt ist. Hinter diesen Waldleisten erheben sich nacktere und kahlere; mächtige Felslinien treten aus dem bläulichen, violetten Duft, und spaltet sich dieser vor der Gewalt des sonnigen jungen Tages, dann zeigen sich die hohen Gebirge von Telemarken, das lang gestreckte düstere Melfjeld, übereinander geworfene jähe Gipfel und Kuppen und die Doppelspitze des Gausta, des höchsten vor allen.

Man kann hier lange sitzen und in diese Wechsel

von Milde und Lieblichkeit und von romantischer Wildheit schauen. Das Schneeleuchten am fernen Horizont und die warme lebendige Natur, das Thal so lieblich smaragdgrün an den großen Fjord geschmiegt, und dicht von diesem aufsteigend ungeheuere jäh abschießende Porphyrwände von solcher Kühnheit wie die mächtigste Phantasie sie nur schaffen kann. Und an den Kanten dieser Porphyrfelsen hin, hoch über dem Tyrefjord hat die Regierung dieses Bauernstaats eine neue Straße durch den Stein hauen und sprengen lassen, welche nach Drammen an den Christiansfjord führt. Einen schöneren Weg kann man gar nicht machen, als diesen an einem sonnenhellen Tage. Die wunderkühnen Felsmassen mit ihren Millionen Bergtannen, die wie zahllose Federbüsche vom Fuß bis zum Gipfel bewachsen sind, gewähren die prachtvollsten Fernblicke über den Fjord fort bis in die hohen Gebirgsweiten. Mit jeder Wendung entdeckt man neue schöne Punkte und die Häuser, die Schiffe, Wald und Menschen dort unten, sind wie von Nürnberger Arbeit zierlich geschnitzt. Ein schwarzer Felsspalt, die Schlucht von Krogkleven führt hinab nach dem Hof von Sundvolden, wo man ausruhen kann, wer aber den Weg nach Drammen macht, wird vom sogenannten Paradiesbacken aus es den Norwegern nicht übel nehmen, daß sie ihm diesen Namen gaben und höchst befriedigt von diesem Ausfluge wieder in Christiania anlangen.

Am Wege nach Krogkleven liegt auch das kleine reizende Lustschloß Oscarhall, eine Villa im beliebten halb italienischen, halb normannisch gothischem Geschmack, mit Eckthürmchen und Vorsprüngen, und einer grottenartigen Halle, aus der man wie durch ein Stereoskop prachtvolle Bilder des Fjords und seiner Umgebung erhält Mit äußerster Zierlichkeit ist die Villa auf einem Felsenrande von Lageröen erbaut und von der Landseite mit einem Park und schönen Rasenflächen umgeben, welche beweisen, daß diese hier besser gedeihen, als in Stockholm. Für die Bewohner Christianias ist dies der beliebteste Ausflug, das Ziel ihrer Spazierfahrten, und an dem ganzen Strich längs dem Fjord haben die Reichsten ihre Landhäuser erbaut, von denen manche eben so stattlich aussehen, wie sie von wohlgepflegten Blumengärten umringt sind.

Wenn man in Norwegen auch nur kleine Ausflüge von wenigen Meilen macht, thut man doch am besten Post, Skyß oder wie man es ausspricht: „Schüß" zu nehmen. Die Fuhrwerke in Christiania sind entsetzlich theuer. Einem deutschen Gelehrten wurde für einen Wagen nach Krogkleven und über Drammen zurück, also für eine Fahrt von höchstens zwei Tagen zwanzig Speziesthaler abgefordert, und da der alte Herr dies mit Recht nicht geben, aber auch nicht im Schüßkarren fahren wollte, blieb es lieber, wo er war. Mit Schüß kostet eine solche Reise kaum drei Species und sie ist

vergnüglich genug, wenn man Geschmack daran hat, sich selbst zu fahren und sich nicht davor fürchtet, jähe Berge im vollen Lauf hinabzurollen, an Steinstücke prellend vom Sitz in die Höhe zu fliegen, und von den hohen Rädern des Karriols oder Karrens gelegentlich auf nassen Wegen, mit Schlamm und Schmutz gesalbt zu werden; darum wird kein Norweger auch seinen Regenrock vergessen. In keinem Lande spielt dieser eine größere Rolle als hier, aber in keinem Lande regnet es auch mehr, und ein ordentlicher norwegischer Regen besteht nicht aus Topfen, sondern aus Wasserfäden, vor denen nichts schützt als solch' ein glänzender Ueberzug, in dem jeder trockene Mensch schon aussieht, als sei er mit Theer und Wasser angestrichen. Hat man einen solchen Panzer angezogen, den auch die Norweger ihren Panzer nennen, und die Kaputze über den Kopf gereckt, so kann der Regen kommen; immer aber ist es besser, wenn es gut Wetter bleibt. Denn wenn alle Berge sich in ihre Schleier wickeln, die düsteren Wolken in die Thäler niedersinken und nichts zu sehen ist, als dichte graue, in einander ringende Nebel, vergeht hier die Reiselust bis auf den letzten Funken. Wenn aber das leichte Karriol im Sonnenlicht über die glatten Straßen fliegt, ein muthiges Pferd mit ihm in die Thäler hinabbraust und die nordische Natur in ihrer Kraft und Pracht nach allen Seiten hin sich aufthut, dann wacht die Lust zum Reisen um so heller

wieder auf. — In diesem Jahre jedoch war wenig hier zu machen. Es regnete fast alle Tage, dabei war es bitter kalt. Auf den Hochgebirgen lagen noch Schneemassen, noch im Juli schneite es dort munter fort. Reisende aus den Finnmarken erzählten von dem Treibeise, das bis ans Nordkap hin die Küsten umlagere, von Grönland herüber geschwommen sei und Europa den kalten Sommer bringe. Dazwischen kam aber doch ab und zu gutes Wetter und bei solchem folgte ich der Einladung eines Freundes, einen der mächtigen Herrn des Landes, das heißt einen Bauer zu besuchen, welcher wenige Meilen entfernt wohnte. Wie der wackre Mann eigentlich heißt, weiß ich so wenig, wie die ihn lange kennen. Nach norwegischer Sitte heißt er nach dem Namen seines Hofes, und kein Mensch nennt ihn anders. Niels, Olaf, Lars oder Henrik mag noch gestern mit seinem Familiennamen Müller oder Schultze geheißen haben, sobald er heut den Hof Jönsrud erbt oder kauft, heißt er Jönsrud oder wie sonst der Name des Hofes lauten mag. Der Sohn des Niels Jönsrud heißt Nielsson Jönsrud, und diese altgermanische, hier noch übliche Sitte zeigt deutlich, wie die Familien- und Geschlechtsnamen überhaupt entstanden sind. Bis zum vierzehnten Jahrhundert kamen Namen überhaupt selten vor, nur die ritterlichen Geschlechter nannten sich nach ihren Gütern und Burgen oder sie erhielten Namen von ihren Thaten, wie Ecken-

brecher, Pförtner von der Hölle, Mannsteufel u. s. w. Erst im siebzehnten Jahrhundert wurden die Geschlechtsnamen bei Bürgern und Bauern allgemein, und die sonst einfach Hans oder Kunz genannt wurden, hießen nun entweder nach ihren Gewerben oder Aemtern, Fischer, Müller, Schulze, Schmidt, Jäger, Bürger, Bauer, Brauer u. s. w., oder sie erhielten aus allerlei Aehnlichkeiten oder Vorfällen Spitznamen, welche sich forterbten. Jetzt fangen unsere Gutsbesitzer eine neue Zunamenbenennung damit an, daß sie die Namen ihrer Rittersitze ihrem Familiennamen beifügen; in Norwegen dagegen hat man umgekehrt schon danach gegriffen, den Familiennamen zu dem Gutsnamen zu fügen, allein die allermeisten haben keinen Familiennamen. Seit vielen Menschenaltern sitzen sie von Geschlecht zu Geschlecht auf dem Hofe ihrer Vorfahren und das Volk hält an der alten Sitte fest.

Es giebt in Norwegen manche Bauernhäuser, welche Jahrhunderte überdauert haben, obwohl sie nur von Holz gebaut sind; denn es giebt kein anderes Baumaterial. Aber die Balken sind wie Eisen fest und schwarz, und das Schnitzwerk an Thürpfosten und Balkenköpfen, Wolf und Schlange, in vielen Arabesken durch einander gewunden, stammt aus Zeiten, wo es mit der Anbetung des Christengottes hier theilweis noch übel bestellt war. In neuerer Zeit jedoch sind die meisten dieser alten Häuser verschwunden; in der Nähe Christianias dürfte wohl

keines mehr zu finden sein, und auch der Herr, dem unser Besuch galt, hat sich ein stattliches Haus bauen lassen, mit hellen großen Fenstern, doppelten Stockwerken, tapezirten Wohnstuben und allen neumodischen Bequemlichkeiten. Von einem Berghange schaut es über ein schönes Thal hinaus, rund umher liegen mächtige waldige Fjellen unter denen eine von wahrhaft malerischer Schönheit ist. Ein nackter schwarzer Felskoloß steigt senkrecht zu einem langgestreckten Felsplateau auf. Wie ein ungeheurer Sphinx ist er anzuschauen, dessen Leib sich in einen tiefen, stillen See badet, der unter Wald verborgen ruht. In seiner Nähe läuft die Straße über einen anderen Bergwald, und dieser gehört zum guten Theil dem Hofe an, dessen Felder und Matten weiter ins Thal hinabziehen. Ein Bach, welcher aus kleinen Seen abfließt, treibt eine Schneidemühle und solcher giebt es manche, die den Bauern gehören, welche in neuer Zeit die Wasserkräfte besser zu verwerthen wissen, als dies früher der Fall war.

Es war in der elften Abendstunde als wir im Hause anlangten, aber der Besitzer kam erst nach uns zu Pferde von seiner Mühle heim; denn trotz der späten Stunde war es im Juli noch nicht Nacht. Ein blauröthlicher matter Schimmer hing an den Felswänden, und aus dem hellen Himmel schien sich ein Zodiakallichtschein über das Thal zu verbreiten. Der kurze kräftige Mann begrüßte uns mit treuherziger Freundlichkeit.

Setzt Euch nieder, Ihr Herren, setzt Euch an meinen Tisch und seid willkommen im Hause waren seine ersten Worte, die er mit einem Handschütteln begleitete. Und wir setzten uns und wurden wohl bewirthet, und es fehlte nicht an dem guten Trunk auf das Willkommen im Hause, und nach manchem verständigen Wort wurden wir in das Gastzimmer geführt, und schliefen dort in so guten, breiten und weichen Himmelbetten, wie ich mich dessen in Christiania nicht zu erfreuen hatte.

Die Gastbetten sind der Stolz wohlhabender Landleute. Ich war einst am Moldefjord der Gast eines Landhändlers, an dessen Eiderdaunenlager ich noch mit Erinnerungsfreudigkeit zurück denke, und wie des Morgens in aller Frühe die stattliche Magd hereintrat, auf einem großen Silberteller den Caffe mit frischem Gebäck, auch eine brennende Wachskerze darauf nebst Taback und Pfeife, dabei sprechend: Trinke Herr und rauche, wenn es Dir beliebt, dann schlafe noch so lange es Dir gut scheint und wenn Du aufwachst, komm und speise Frokost. Das träume ich noch zuweilen. Hier erschien nun zwar keine hübsche Magd mit Wachsstock und Pfeife, aber die nordische Gastlichkeit des wackeren Hausherrn und seiner Familie war nicht weniger bereit, des Hauses Ehre zu bewahren.

Wir haben allerdings auch Bauern im Lande, die wohl noch bedeutend wohlhabender sind, wie der Besitzer dieses Hofes, die in großen schönen Häusern woh-

nen, auf Sophas sitzen und alle Herrlichkeiten der Leute in der Stadt haben können. Das ist es also nicht, was den norwegischen wohlhabenden Landmann von dem deutschen unterscheidet, auch nicht, daß man in diesem Hofe wie in vielen anderen ähnlichen Höfen die Gäste in weiße Gastbetten legt oder sie mit Wein und Punsch, mit Braten und Kuchen bewirthet. So etwas kann der deutsche, reiche Baner auch thun; auch haben wir manches Bauermädchen, das in der Pension erzogen wird und wie die Jomfru hier deutsche und englische Bücher liest, städtische lange Kleider trägt und auf einem schönen Pferde spazieren reitet. Was wir aber nicht haben und was man hier dagegen häufig findet, ist, daß der Bauer ein Mann ist, der, über seinen Hof und sein Feld hinausblickend, sich um seines Landes Angelegenheiten bekümmert und darüber ein Urtheil und eine Meinung besitzt. Bei uns ist der Bauer ein Mann, der, gewiß mit nur wenigen Ausnahmen, kaum an den Gemeindeangelegenheiten einigen Antheil nimmt, auch soll er das nicht; denn überall wird regiert, überall sind Leute vorhanden, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit vorstellen und dem beschränkten Unterthanenverstand nichts zu denken übrig lassen. Diese hier regieren sich selbst, kennen ihre Rechte, welche zugleich ihre Pflichten sind, und tragen den Stolz ihrer Freiheit in Kopf und Nacken. Sie lesen ihre Zeitungen, welche bis in die entlegensten

Thäler dringen, die Landesverfassung ist wirklich in jedem Hause vorhanden, klebt an den Thüren, wird auswendig gelernt und erklärt, und die Constitutionsgeschichte dazu als Lehrbuch für die Kinder benutzt. Der verständige Sinn dieser einfachen Menschen begreift auch, was diese Verfassung ihnen für Vortheile gewährt, und die norwegische Tagespresse, welche in Bezug auf Ausland und europäische Politik, eben keinen bedeutenden Rang einnimmt, und sich meist mit Notizen begnügt, ist für die inneren Angelegenheiten um so ausführlicher und verständlicher, wo dies nöthig ist. Jeder Bauer weiß daher, was im Lande vorgeht, was die Regierung will und was geschieht, und da so viele ihrer Söhne nach Christiania zum Studiren geschickt werden, haben sie Männer genug unter sich, die auch von einem wissenschaftlichen Standpunkte sich hören lassen und ihre Meinung vertheidigen können. Dazu kommt endlich auch das ganze Wesen des Familienstaates. Es giebt hier keine Männer, die mit dem Nimbus des monarchischen Staates sich umgeben könnten; keine hohe Bureaukratie, keinen mächtigen Adel; keinen Geldmacht. Jeder ist bekannt. Man kennt seine Abkunft, seine Lebensverhältnisse, seine ganze Vergangenheit, und bei allen Norwegern, ganz besonders aber bei den Bauern findet sich ein Gefühl von Gleichheit, das nicht die geringste scheue Ehrfurcht duldet, welche bei den in Klassen oder Ständen getheilten Völkern ein charakteristisches Merk-

mal ihrer höheren Kultur ist. Der verständige Besitzer dieses Bauernhofes war nicht von der Art, deren Gleichheitsgefühl sich in abstoßendem Trotz kund giebt, wie man es auch nicht selten findet. Höflich und freundlich stand er mit voller Sicherheit auf seinen Sohlen und beurtheilte Verhältnisse, welche unseren Bauern böhmische Dörfer gewesen wären, mit der Sachkenntniß eines Mannes, der vollkommen weiß, was er spricht. Ueber die Fortschritte Norwegens drückte er seine Meinung eben so klar aus, wie er, was mich besonders freute, die Aufhebung der Grundsteuer für einen übereilten Schritt erklärte, und die Klagen der Städte über schwere Benachtheiligung für vollkommen begründet hielt.

Die Bestrebungen für die scandinavische Union hörte er eben so lächelnd erwähnen, wie die Meinung, daß aus dem Mißvergnügen der alten Aristokratie der Beamten und aus dem jungen Kriegswesen, das sich in Christiania regte, wichtige Umänderungen der jetzigen Zustände aufwachsen könnten. Fast in derselben Weise, wie einst ein Bauer zur Zeit Karl Johanns antwortete, als ihm erzählt wurde, der König ginge damit um, die Verfassung zu ändern, antwortete auch er: Wenn's geschehen kann, so mags versucht werden. Leicht auszuführen ist es nicht, denn an unserer Verfassung halten wir alle fest und immer werden es doch nur Wenige sein, die sie fortgeben möchten. Wir leben glücklich und zufrieden, wo es Unrecht giebt, wollen wir es gerne

fortschaffen. Ein einfach stilles Volk, wie wir sind, muß in seiner Stille weiter leben. Soldaten brauchen wir kaum, denn Eroberungen können wir niemals machen, aber gegen Gewalt werden wir uns wehren.

Die Büchsen und Waffen an der Wand, auf welche er blickte, gaben seinem Ausspruche die Richtung. Es ist ein wehrhaftes Volk, denn da die Jagd kein Regal ist, Jeder jagen mag, wenn es ihm beliebt, fehlt in keiner Hütte in den Gebirgen auch ein Feuerrohr, und oft sind es mehrere. Es ist auch ein glückliches Volk in seiner Freiheit, trotz der Fehler, die gerügt werden, und der Uebelstände, welche sich zeigen, denn welches andere Volk kann sagen, unser Staat hat keine Schulden, wir zahlen keine Staatslasten und Steuern. In den Städten allerdings ist die Armensteuer eine oft sehr drückende Last, da sie aber eine Vermögenssteuer ist, fällt sie vornehmlich auf die Wohlhabenden und Reichen, und manches könnte dabei zweckmäßiger eingerichtet und verwaltet werden. Die Bauern tragen mäßige Gemeinde- und Kirchenabgaben, am schwersten fällt ihnen die Erhaltung der Landstraßen zu. Wenn aber ein Bauer, wie dieser, in seinem stattlichen Hof steht, kann er wohl stolz um sich blicken und sprechen: ich bin ein freier Mann, nur Gott und den Gesetzen unterthan. Da lag im Morgensonnenglanz sein Felsenwald, an dem das Doppeldutzend seiner blanken Kühe munter in die Höhe stieg, da sprangen seine raschen Pferde auf

die Bergweide, da lagen seine Felder und Matten im Thale und sein See mit der Mühle im tiefen Grunde. Wohlgefällig konnte er seinen Hof betrachten und mir die neue Dreschmaschine zeigen, als Beweis, daß er nicht hinter den Zeitfortschritten zurück blieb. Das war einer der Freiherrn aus der Bauernaristokratie, aber bei alledem war er auch der Schüßskaffer, der Posthalter, denn mitten durch seinen Hof läuft die Straße nach Bergen. Für 24 Schillinge für Pferd und Meile muß er jedem Reisenden zu Diensten sein, auch für Speise und Trank desselben Sorge tragen, und er erfüllt seine Pflichten so bereitwillig und höflich, wie es ein Posthalter und Gästegiver sein muß.

Nach einem froh verlebten Tage verließ ich den wackeren Herrn von, auf oder zu Jönsrud, wie er sich in Deutschland nennen würde, denn sein Land und Waldbesitz ist ohne Zweifel bedeutender, als manches deutsche Rittergut. Leider thaten sich am Abend wiederum die Schleusen des Himmels auf und es regnete ohne Aufhören. In den nordischen Regenpanzer gewickelt, vom Schlamm der Karriolräder getiegert, erreichte ich Christiania in mitternächtlicher Finsterniß.

16.

Auf dem Meere. Sund und Sundzoll. Dänen und Deutsche.

Die Regierung des Bauernstaats hat die gesammten Küsten mit Dampfschiffverbindungen umgeben, welche bis an die äußerste Nordspitze nach Wardöhus jenseits des Nordkap reichen. Alle belebten Küstenpunkte im Süden und Westen sind dadurch in Verbindung gesetzt. Ueberall durchkreuzen die Dampfer diese zahllosen Klippengewinde, bringen und nehmen Menschen, Briefe und Güter überall hin und an und auf und sind eben so wohlthätig, wie mit Einsicht geordnet; daß aber die Hauptverbindung mit dem Auslande denselben Verhältnissen unterliegt, wie alle Binnenschifffahrt, das große Post- und Reiseschiff nach Kopenhagen den Christiansfjord vom Morgen bis zum Abend durchstreifen muß, ehe es in's Meer hinauskommt, ist eine Unvoll-

kommenheit, die man abändern müßte. Geschähe dies, so könnte man in vier und zwanzig Stunden recht gut nach Kopenhagen fahren, während man jetzt beinahe zwei Tage dazu nöthig hat, denn in Gothenburg bleibt das Schiff wiederum einen halben Tag liegen, zur vergnüglichen Bummelei in einer Stadt, wo es sehr wenig zu sehen giebt. Am Nachmittage macht der Dampfer sich dann wiederum auf den Weg und läßt seine Passagiere ruhig ausschlafen, ehe er sie an der Zollbrücke der dänischen Hauptstadt abliefert.

Wir haben, wie Sie finden werden, noch immer sehr wenig von andern Völkern gelernt, sagte mir ein gelehrter Herr in Christiania, aber ich fand dies in mancher Beziehung nicht richtig. Als ich früher hier war, fragte z. B. kein Mensch nach meinem Paß, jetzt hat die hohe Obrigkeit dieses freien Landes die Lehre vom Paß, und was unmittelbar damit zusammenhängt, die Lehre vom Geld bezahlen sehr gut begriffen. Die freien Norweger sind kluge Leute und bessere Finanziers wie die Schweden, sie lassen sich daher für ihr Paßvisum natürlich auch besser belohnen, und damit Niemand ihnen etwa entgehen möge, bekommt man keinen Platz auf dem Dampfer, wenn man nicht beim Lösen des Billets zugleich seinen visirten Paß abliefert, den man erst aus den Händen der Kopenhagener Polizei zurück erhält. Da nichts in der Welt umsonst geschieht, ist es auch durchaus gerechtfertigt, wenn die Herrn auf dem Zoll-

amte sich ebenfalls eine kleine Gratifikation zu Gemüthe ziehen. Man darf jedoch nicht glauben damit fertig zu sein. Die dänische Polizei ist eine zu gut geschulte, welche vollkommen weiß, was Sitte ist. Sie läßt Niemand wieder aus ihrer Fürsorge, ohne sich zum ewigen Andenken, einen dänischen Thaler auszubitten, und mit pharisäischer Genugthuung kann ein demüthiger deutscher Mann doch wenigstens hiebei an seine Brust schlagen und sprechen: Wir sind nicht dein auserwähltes Volk, o Herr! sind keine demokratischen Scandinavier, auch versieht unsere Polizei ihre Sache mit vieler tugendvoller Weisheit und Stärke, aber sie plündert doch nicht die Geldbeutel der Reisenden für eine elende Unterschrift, welche ihre verdammte Schuldigkeit ist, da sie auch den frömmsten Christen dazu zwingt, diese Unterschrift zu nehmen. Wir danken dir also Gott, daß wir bessere polizeiliche Grundsätze haben, danken dir für unsere edlere Gesinnung und danken dir für unser höheres Rechtsgefühl, denn dies steht sichtlich hier auf einer noch sehr tiefen Stufe.

In allen civilisirten Ländern ist es Sitte, daß wenn man seinen Platz für ein Dampfschiff so früh als möglich nimmt, man sich auch schmeicheln darf, nach der Nummer ein bestimmtes Bett zu erhalten, in diesem zuchtlosen Bauernstaate aber ist Alles dem Capitain und seinem Schreiber oder Lieutenant überlassen. Es ist ganz einerlei das Billet früh oder spät zu nehmen;

wenn meine Nasenspitze oder mein Backenbart nicht Gnade vor dem Herrn Capitain und seinem Schreiber finden, wird mir gewiß das schlechteste Loos zu Theil, und wenn das Schiff etwa viele Passagiere hat, gehöre ich ganz sicher zu denen, die auf dem Fußboden liegen müssen und sich mit sich selbst zudecken.

Vor solchem Schicksale wurde ich selbst zwar bewahrt, allein ich sah wenigstens wie es herging und lernte die Grundsätze dieser seemännischen Willkür kennen. Im Uebrigen ist ein Seeoffizier, der einen solchen Postdampfer führt, auch in keiner sehr glücklichen Lage. Er ist nicht viel besser daran, wie jeder Handelsschiffer und muß ein sehr gutmüthiger, ruhiger Mann sein, wenn seine gute Laune nicht jeden Augenblick verdorben werden soll. Von Ordnung und Pünktlichkeit, welche jeder Seemann auf seinem Schiffe verlangt, ist hier nicht die Rede. Jeder läuft ihm in den Weg, fordert von ihm Nachrichten, klagt ihm seine Noth, wird ihm hinderlich und lästig, bespeit sein Deck oder macht sich auf andere Weise unnütz. Dabei soll er die allerverschiedensten Wünsche befriedigen, den Damen gefallen und seinen Matrosen Befehle geben, bald vorn, bald hinten, auf dem Radkasten oder am Steuer sein, geplagt bei Tag und Nacht auf den Beinen. Und so geht es den ganzen Sommer über fort, immer dieselbe Reise, immer derselbe Weg, immer dieselben Langweiligkeiten und Verdrüßlichkeiten. Freilich aber ist ein See-

mann gewöhnlich über alle Langeweile erhaben, oder die Langeweile in eigener Person, denn sonst wäre es unmöglich, solch Leben überhaupt auszuhalten. Auf einem schnellen Schiffe die Welt zu durchjagen, kann den feurigen kühnen Sinn wohl reizen, mit solchem Post- und Frachtdampfer aber Jahr aus Jahr ein zwischen zwei Orten hin und her zu ziehen, ist so abschreckend, daß ich wenigstens nicht begreife, wie man sich dazu drängen kann, wenn man nicht etwa des Brotes wegen sich dazu hergeben muß.

In solchen kleinen Marinen, wie diese nordischen, deren Schiffe meist abgetakelt verfaulen, ist aber die Anstellung als Postschiffsführer immer doch eine Beschäftigung. Die Norweger haben wenige größere Schiffe, ein paar Fregatten und Corvetten, von denen höchstens eines alle Jahre eine Kreuzfahrt zur Uebung macht. Die jungen Offiziere sind daher darauf hingewiesen, sich um die Postdampfer zu bewerben. So war denn auch der Capitain der Kronprinzessin ein junger Herr aus der gräflichen Familie Wedel und es soll als ein besonderer Vorzug betrachtet werden, ein solches Commando zu bekommen. Manche andere Seeoffiziere führen aber auch gewöhnliche Handelsschiffe, um nur etwas zu thun zu haben, und bei dem mächtigen Aufschwunge der norwegischen Handelsmarine wird es als sehr günstig betrachtet, daß so viele, für das Seewesen gebildete Offiziere vorhanden sind.

Das Wetter war uns auf der Fahrt nach Copenhagen ungünstig genug. Es regnete, als hätten wir es dringend nöthig und dazu gesellte sich am zweiten Tage eine Art Gewittersturm, der das ohnehin zu heftiger Bewegung geneigte Wasser des Kattegats in weißköpfigen Wellen aufwarf. Diesmal war ich nicht der einzige Deutsche auf einem Schiffe voll Scandinavier; es saßen mehrere hier beisammen und es war spaßhaft genug, zu sehen, wie verschiedene vorhandene Ultradänen diese Gruppe umschlichen, und sich schleunigst wieder davon entfernten, als wären ihre Geruchs- oder Gefühlsnerven plötzlich von dem Klange der deutschen Worte beleidigt worden.

Unsere deutsch patriotischen Ergüsse, an denen sich manche über die Zustände in den Herzogthümern anschlossen, welche ein schleswigscher Gutsbesitzer mittheilte, verstummten, als der längst drohende Regensturm über uns kam. Ein paar helle Blitze spalteten die tief aufs Meer sinkenden Wolken und als der Tanz nun begann, als an Bugen und Radkasten die Wellen zerschmetterten und ihre Fontainen über das Schiff sprühten, vergaßen Scandinavier und Deutsche ihre Abneigungen über der gemeinsamen Abneigung jedes gefühlvollen Magens gegen dies unerträgliche Geschaukel, in dessen Folge bald das Schiff ein Bild des Jammers darbot.

Bis Mitternacht hielt ich es in einem der kleinen Kabinette auf dem Deck aus, denn mir ahnte, was ich

in meiner Schlafstätte zu erwarten hätte. Als ich endlich hinabstieg, wurden jedoch meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Ich theilte den engen Raum mit noch fünf Genossen. Sechs Häringe aber würden für die Dauer sich hier sehr unglücklich gefühlt haben und sicher gehörte eine echt scandinavische Genügsamkeit dazu, um nicht die erbärmlichen Einrichtungen dieses Schiffes zu verwünschen. Außer den sechs schmalen Betten befand sich nur ein kleiner Waschtisch mit den nöthigsten Gefäßen für eine Person hier, sonst nicht einmal ein Sessel oder ein Speinapf, und die fünf Menschen, welche ich vorfand, waren seekrank; man kann sich daher denken, welchen Anblick ihrer Göttlichkeit sie mir boten. Nur der Muth der Verzweiflung brachte mich dahin, mit einem Satz, wie ich war, auf mein Lager zu springen und dort angelangt, lag ich einige Stunden in erfreulicher Weise beschäftigt, mich festzuhalten, um nicht etwa in das schreckliche Meer auf der Wachsdecke unter mir hinab geschleudert zu werden.

Endlich graute der Morgen. Das Schaukeln ließ nach, wir gelangten unter die Küste von Seeland, so verstummte denn auch das harmonische Stöhnen der Kranken. Es war unmöglich, länger hier auszuhalten. Mit dieser Gewißheit sprang ich auf und kam eben zur rechten Zeit auf's Deck, um das Schloß von Helsingör mit seinen Schanzen und Kanonen vom röthlichen

Lichte angehaucht, dicht am vorspringenden Ufer liegen zu sehen. — Die schwedische Küste hüllte sich in eine Nebelbank, und auf dem Raume zwischen ihr und dem dänischen Zwinguri lagen mehre hundert Schiffe mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen, welche auf die Ignädige Erlaubniß warteten, weiter fahren zu dürfen, nachdem man ihnen den Beutel erleichtert. Man kann es den Dänen wahrlich nicht verdenken, wenn sie stolz und hochfahrend sind, denn ein einziger Tag in Helsingör muß jedem Patrioten solche Gefühle hervor rufen. Die mächtigsten Nationen der Erde lassen ihren Handel hier geduldig seit so vielen Zeiten mit Abgaben und Plagen belasten, die unerhört zu nennen sind; jetzt aber geschieht endlich etwas Großes. Der Sundzoll wird abgekauft werden und die Dänen, welche einsehen, daß die Zeit nicht mehr fern sein kann, wo sie den Zoll jedenfalls aufgeben müßten, machen zum Beschluß noch ein vortreffliches Geschäft damit, selbst, wenn sie großmüthig noch etwas von ihrer hohen Forderung ablassen.

Ueber die Unrechtmäßigkeit des Sundzolls sind zahllose Bücher geschrieben worden und jedenfalls hat er kein anderes Recht für sich, als sein historisches Dasein. Historisch wohlerworbene Rechte werden ja aber überall jetzt capitalisirt und abgekauft, warum sollen es die Dänen also nicht eben so machen? Die scandinavische Partei in Dänemark ist ganz besonders froh darüber.

Wenn die Union eines schönen Morgens wirklich zu Stande käme, könnte man doch nicht von Norwegern und Schweden noch Sundzoll fordern. Das neue Scandinavien könnte überhaupt nicht mehr von diesem Zoll Gebrauch machen, oder es könnten auch ohne diese Möglichkeiten leicht Zustände eintreten, wo eines der großen seefahrenden Völker Europas, eben so wie jetzt die Amerikaner erklärten: wir zahlen jetzt den Zoll nicht mehr. Wenn dies der Czar zum Beispiel thäte, im Fall die russische Politik die Entdeckung machte, daß die Aussicht auf die Erbfolge in Dänemark und der endliche Besitz des Sundes aufgegeben werden müßte, was würde dann die Folge sein? Der Verkauf des Sundzolls ist daher bei den Dänen beliebt geworden, und ihr einziges, sehr gerechtfertigtes Streben geht nur dahin, ihn so theuer als möglich los zu schlagen.

Wenn die Handelseifersucht Englands diesem Volke nicht höher stände als alle Nachtheile, welche sein eigener Handel erfährt, wie lange schon würde es keinen Sundzoll mehr geben! Welchen gewaltthätigen Zwang aber führen die Dänen hier aus, daß sie jedes Schiff festhalten, obwohl ihre Kanonen bei Weitem nicht bis an die schwedische Küste reichen. Schiff und Ladung gehen verloren, wenn ein widerspenstiger Capitain nicht gehorcht, nnd dazu liegt hier immer ein kleines dänisches Kriegsschiff auf der Lauer, um jeden Schiffer heran zu schleppen, der sich durchschleichen möchte.

Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, die große Frachtstraße zu verfolgen, welche die Ostsee und Nordsee verbindet. Sie wird den ganzen Sommer über von kommenden und gehenden Schiffen nicht leer. Mindestens 18 bis 20,000 müssen während dieser Zeit bei Helsingör Tribut zahlen, und vom Morgen bis Abend sieht man ihre weißen Segel bis in die weiteste Ferne. Hier ist ein ganzer Haufen beisammen, dort rauscht ein großes Fregattschiff daher. Da sind Galeassen, Briggs, Schoner, Barken, Kutter, Shlops und nordische Häringsboote im dichten Gewimmel. Das Meer gleicht einer großen Landstraße, auf welcher sich Gefährte aller Art bewegen, nur ist dieser Weg mehrere Meilen breit und Niemand pflastert und bessert ihn; allein der Chaussee-Einnehmer am Sunde, welcher höchstens ein paar Laternen Abends ansteckt, hält dafür seinen Zollbeutel weit offen.

Die ganze seeländische Küste ist der Vogelheerd für diese Schaaren weißer Wandertauben, die, je nach dem Winde und der Abfertigung der dänischen Zöllner davon fliegen; aber hier zuerst empfindet man, daß man den scandinavischen Norden verlassen hat, denn diese seeländische Küste und die dänischen Inseln überhaupt gleichen ihm in nichts mehr. Von Felsen ist keine Spur fürder. Ein flacher Strand erhebt sich wenig über den Meeresspiegel; kaum steigen einige kleine Hügel im Lande auf. Es ist die Natur Norddeutschlands, sein

wechselnder Sand- und Marschboden, seine Moorgründe, seine Buchen- und Föhrenwälder und seine, zum Theil große Fruchtbarkeit für Getreide aller Art sammt ausgedehnten Viehweiden und Wiesengeländen.

Die sechs Meilen von Helsingör bis Kopenhagen bieten nirgend einen anderen Anblick. Die Kopenhagner haben an dieser Küste manche hübsche Landhäuser und Sommerwohnungen, und machen viel Rühmens von deren Herrlichkeiten an Buchwald und Meeresblicken, die ihnen auch nicht abgesprochen werden können; aber diese Natur hat alle Erhabenheit und Wildheit abgelegt, sie ist dafür höchstens idyllisch geworden. Aus der weiten Wasser- und Landfläche ragen endlich Thürme und hohe Gebäude hervor. Eine große Stadt scheint aus dem Meere zu steigen, und ihr Anblick von der See aus hat etwas, die Erwartung Anregendes. Ausgedehnte Festungswerke ziehen sich an der Küste hin, mitten aus den Wellen steigen Bastionen und Mauern auf, die oft genannte Dreikronenbatterie. Zwischen ihr und den langen Linien mündet der Hafen und dort läuft der Dampfer hinein, und überliefert seine sämmtlichen Gäste den Booten des Zollamtes, welche sie mit ihrer irdischen Habe den wartenden Zöllnern in die Aemr führen.

17.

Kopenhagen und seine Umgebungen. Bauwerke und Lustschlösser.

Stockholm, die Stadt der Felsen, der Holme und Seen macht durch ihre Romantik und stolze Schwerfälligkeit einen großartigen Eindruck. Christiania ist eine Landstadt, mit aller Langweiligkeit kleinstädtischer Stille; allein es ist ein Keim des Werdens darin, der Drang, weiter zu kommen, eine Hauptstadt sein zu wollen, der Mittelpunkt eines Staatslebens, das sich von hier aus fortentwickeln soll. Darum haben die öden breiten Straßen eine Zukunft, das eng begrenzte Leben ein keimendes Land hinter sich, das im Laufe der Zeiten auf seinen Tausenden von Quadratmeilen seine Kräfte verdoppeln nnd vervierfachen kann. So ist es noch mehr mit Schweden der Fall. Hier regt sich tüchtiger noch die neue Zeit. Fabriken wachsen

auf, Handel und Gewerbe gewinnen Raum, die Bevölkerung mehrt sich ansehnlich; Stockholm selbst giebt Zeugniß für allen Fortschritt und beide Länder besitzen bedeutende natürliche Hülfsquellen durch ihren Reichthum an Eisen und Holz, Norwegen überdies durch seinen großen Fischreichthum und Fischhandel. Die Dänen dagegen bleiben hinter ihren stammverwandten Freunden zurück, und ihre Hauptstadt, obwohl sie die am zahlreichsten bevölkerte ist, sieht aus, wie eine Schmarotzerpflanze, die sich nicht selbst ernähren kann, der aber auch der nährende fremde Boden fehlt, welcher ihr früher zu Gebot stand.

So wie man Kopenhagen zu durchwandern anfängt, überkömmt Einen dies Gefühl ihrer jetzigen Verkümmerung. Noch vor weniger als fünfzig Jahren ist diese Stadt eine glänzende und prächtige gewesen, jetzt ist ihr Glanz verblindet und verstaubt. Einst geboten die dänischen Könige von hier aus weit über Sund und Kattegat fort, über ganz Südschweden und über Norwegen; jetzt ist ihnen nur das unrentable Island, ein paar magere Colonien in Indien, die Halbinsel der Jüten und das Stück deutsches Land bis zur Elbe geblieben, das, als den fettesten Bissen von allen, sie mit Händen und Zähnen festhalten, es aber endlich doch nicht werden hindern können, daß, trotz aller tyrannischer Strenge auch diese Deutschen der dänischen

Peitsche entrinnen, wie einst Schweden und Norweger ihr entronnen sind.

Das eigentliche Dänemark sind die dänischen Inseln, denn auch die Jüten sind nur ein verwandter Stamm, deren Sprache von der dänischen weit mehr abweicht, als das Idiom der Norweger. Dies eigentliche Dänemark, die Landbrocken zwischen den deutschen und schwedischen Küsten, wird von ungefähr 800,000 Menschen auf 230 Quadratmeilen bewohnt. Die Hauptinsel Seeland enthält allein davon eine halbe Million auf 144 Meilen.

So ist der dänische Stamm denn der kleinste und schwächste von allen drei scandinavischen. Aus seinem Seeräuberleben ist ihm der Sundzoll übrig geblieben, aus der Zeit seiner mittelaltrigen Eroberungskriege blieb ihm Jütland mit einer halben Million Jüten auf beinahe 500 Quadratmeilen; ebenso die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein. Diese deutschen Länder sammt Lauenburg (40,000 Einwohner) sind besser bevölkert als die dänischen Inseln, denn es leben hier nahe an 900,000 Menschen, und wenn man davon 150,000 jütisch sprechende Nordschleswiger abrechnet, so bleiben wenigstens 750,000 Deutsche übrig.

Die 800,000 Dänen besitzen nun auf Seeland eine Hauptstadt von 150,000 Einwohner oder doch von 140,000, wenn man 10,000 als dänische Uebertreibung abrechnet. Das ist natürlich gar kein Verhältniß weder

zu dem eigentlichen Dänemark, noch zu dem Gesammtstaat, der etwas etwas über 2 Millionen Einwohner zählt. Aber für den Gesammtstaat gilt diese Hauptstadt gar nichts; sie ist der große Magen, der alles verschlingt und den Staat auspreßt, um sich und ihm doch eigentlich nur eine dürftige Existenz zu fristen.

In den Zeiten des größten dänischen Glanzes, nachdem Friedrich der Dritte im Jahre 1660 die absolute Königsmacht begründet hatte, lebten hier 50 bis 60,000 Menschen; jetzt, wo der Staat so klein geworden, ist mehr als die doppelte Zahl vorhanden. Wodurch ist diese Vermehrung gerechtfertigt? Durch nichts. Sie ist allein Folge, daß hier das ganze Staatsleben sich zusammen drängt, die weitläuftige Schreiberwirthschaft des alten Dänemarks noch fortbesteht und die Regierung eines Staates überhaupt eine weitläuftige sein muß, der aus so vielen Inseln und Inselchen, jütischen und deutschen Landestheilen, sammt isländischen und grönländischen, westindischen und ostindischen Kolonien zusammengesetzt ist.

Wo ist aber hier ein Hinterland, das von der Hauptstadt versorgt würde und welche sich wiederum durch dasselbe stärkte? Wo sind die natürlichen Hülfsquellen und Reichthümer? Wo kann ein bedeutender Handel aufkommen? Wo können bedeutende Fabriken und Industrieanstalten entstehen? Nichts davon ist möglich. Die einzigen Produkte des Landes stammen aus Acker-

bau und Viehzucht, welche ihnen meisthin die Engländer abkaufen und dafür ihre Manufakturwaaren einführen. Die deutschen Provinzen haben ihren großen Markt in Hamburg. Kiel, Altona und Flensburg sind die Sammelplätze für ihren Handel, Kopenhagen hat nicht den geringsten Werth und Einfluß für sie. Was können sie von den Dänen bekommen? Was haben sie Gutes aus Kopenhagen zu erwarten? Ihr ganzes materielles und geistiges Leben wendet sich Deutschland zu, dort allein liegen alle ihre Interessen, von den Dänen bekommen sie nichts, als Druck und Lasten. Es ist die größte Thorheit von diesen zu den Deutschen zu sagen: Hängt uns in Treue an, so sollt ihr unser Glück theilen. — Das dänische Glück ist in Wahrheit nicht groß. Es ist ein Volk ohne Zukunft, ein kleiner, in innerer Auflösung begriffener Staat, der in seiner alternden Hauptstadt von der Angst gequält wird, immer weiter und weiter herunter zu kommen und deßwegen mit Begier den Plänen einer scandinavischen Union nachjagt, weil diese allein ihm seine Rettung zeigt. Bei vielen patriotischen Männern in Dänemark ist die Anhänglichkeit an die scandinavische Idee wirklich ein Akt der Verzweiflung an sich selbst, und es hat etwas Schmerzliches, ihre Klagen zu hören. Diese aufrichtigen Leute sind allerdings nicht eben zahlreich, denn der größte Theil der Dänen ist viel zu eitel, um zur Selbsterkenntniß zu kommen, und die meisten Unionsanhänger schmeicheln

sich, mit der geheimen Hoffnung, daß sie nothwendig doch darin die erste Rolle spielen und Kopenhagen die Bundeshauptstadt sein und bleiben werde.

Ohne Zweifel hat diese auch die Lage dazu, und da ein scandinavischer Bund doch jedenfalls eine Handels- und Zolleinheit in sich schließt, könnte von hier aus sich wohl auch ein vermehrtes industrielles Leben entwickeln. Jetzt ist der prächtige Hafen jedoch auffallend leer und in Gothenburg, der Stadt von kaum 30,000 E., eine ganz andere Handelsrührigkeit zu finden. Kopenhagen liegt an der nordöstlichen Spitze Seelands in ganz flacher Gegend, durch einen Canal des Meeres von dem baumlosen Eiland Amak getrennt, das seine großen Küchengärten enthält. Der breite Canal zwischen Stadt und Insel enthält den Kriegs- und Handelshafen, der Stadttheil auf der Insel, Christianshafen genannt, dient größtentheils dem Staate zu seinen Arsenalen, Werften, Magazinen sammt Beamten- und Arbeiterwohnungen. Von jenem Hauptcanal oder Meeresarm, über welchen drei Brücken führen, ziehen verschiedene Nebencanäle in die Stadt hinein und bilden die Insel, auf welcher das Schloß liegt. Der Christianshafen und ganz Kopenhagen sind mit Festungswerken umgeben, deren wasserreiche Gräben vom Meere gespeist werden. Mit Hülfe dieser Wälle und Gräben hat Kopenhagen schon manchen harten Belagerungen widerstanden. Jetzt will man sie fortschaffen, weil nach Ansicht der Kriegsmänner sie

der jetzigen Angriffskunst nicht mehr gewachsen sind, und das mag allerdings wohl richtig sein; allein Kopenhagen ist doch das einzige Bollwerk des Landes. Es giebt keine andere Festung, mit dem Fall der Hauptstadt giebt es kein Dänemark mehr, man wird somit doch immer erst für eine bessere Vertheidigung sorgen müssen und daran denkt man auch, denn man hat die Absicht, großartige Befestigungen nach dem Beispiele von Paris, in solcher Entfernung von der Stadt aufzuführen, daß diese nicht mehr von den feindlichen Geschossen erreicht, verbrannt und zertrümmert werden kann, wie ihr das erst im Jahre 1807 von den Engländern widerfuhr. Die Dänen schmeicheln sich, für den Sundzoll soviel Geld aus den Taschen der andern Nationen zu erhalten, daß sie diesen Plan, wie manchen andern ausführen können; vorläufig haben sie ihre Wälle zu Spaziergängen gemacht und selbst die sogenannten Langen Linien am Meere, das Glacis der Citadelle, zum gleichen Zwecke freigegeben, was mich äußerst dankbar gegen die jetzigen Regenten Dänemarks stimmte. Früher waren diese prächtigen Spaziergänge verboten, welche die größte Schönheit der Stadt bilden, denn hier ist ein Reichthum von schönen, alten Bäumen vorhanden, und diese sind ein Schmuck, wie wenige Städte sich dessen zu rühmen haben.

Ueberhaupt muß man sagen, daß dies tiefblaue Meer mit seiner großen Schiffsheerstraße, die Blicke darüber

hinaus bis an die gelben schwedischen Küsten und der herrliche Baumschmuck, welcher Kopenhagen umgiebt, voll großer Schönheit sind. Seeland heißt nicht mit Unrecht „das grüne" und wer die ganze Pracht eines nordischen Buchwaldes kennen lernen will, der muß die Wälder durchstreifen, welche sich über einen Theil der Insel erstrecken.

Die dänische Hauptstadt liegt in einer vollkommenen Fläche, welche ganz vorzüglich angebaut ist, aber etwas eintönig aussieht. Kein Fluß oder Bach ergießt sich hier ins Meer; Kopenhagen muß mit Trinkwasser aus einigen kleinen Landseen versorgt werden, da die Brunnen sämmtlich sumpfig und salzhaltig sind. Bei dem feuchten Klima der Insel hat der Mangel an Quellen und Bächen nichts auf sich. Ein reicher Graswuchs von saftiger Färbung bedeckt die Matten, und wer sich der Stadt durch eine der langen, schönen Baumwege nähert, mit denen ihre Könige sie eben so zahlreich versorgt haben, wie mit königlichen Schlössern, wer sie in Mitte der Fülle alter Bäume erblickt, mit denen die Wälle bedeckt sind, berechtigt sich zu höheren Erwartungen, als sich in Wahrheit davon erfüllt.

Von der Südseite her geräth der Fremde in den vornehmsten, langweiligsten und ödesten Theil der Stadt. Die langen Straßen stehen voll halbverlassener Häuser und Palläste. Zum Theil gehören sie vornehmen, alten Adelsgeschlechtern, welche sie nicht bewohnen, zum Theil

sind sie königliches Eigenthum, wie die Palläste der Amalienstraße, oder es sind Staatsgebäude, in denen die verschiedenen Bureaus der Beamten untergebracht sind. Wenige Menschen kommen hierher, denn hier giebt es wenige Geschäfte; erst mit dem großen Platze, der Königs Neumarkt (Kongens Nytorv) heißt, und ein großartiger schöner Platz sein würde, wenn er nicht so viele Ecken und Winkel hätte und schönere Gebäude ihn schmückten, wie das häßliche Theater, das kasernenartige, verwitterte alte Schloß Charlottenburg, die Militärschule und die unschöne Hauptwache. Von diesem großen Platze aus laufen die beiden Hauptstraßen Oester- und Gothengade in den lebendigsten und gewerbreichsten Theil der Stadt und in ein Gewimmel von Gassen und Gäßchen, welche sie durchkreuzen. Hier ist die eigentliche City, aber nirgend findet man ein neues, schönes Gebäude, nirgend ein elegantes Caffé oder Hotel, mit denen es überhaupt hier schlecht genug bestellt ist. So kommt man zu der Schloßinsel, auf der Schloß Christiansborg steht, das nach dem Brande von 1794 neu aufgebaut, erst 1828 sammt der Schloßkirche fertig wurde. Es ist allerdings ein mächtiges Haus, mit vier Flügeln und sechs Stockwerken, großen Höfen und Seitengebäuden, aber es sieht kahl und kalt aus und man kann es den Königen nicht verdenken, daß sie nicht darin wohnen mögen. Die meisten der großen Gebäude in der Stadt stammen von Frie-

drich dem Fünften her oder auch von Christian dem Vierten, der Schloß Rosenborg erbaute, einen mittelalterlichen bethürmten Backsteinbau mit einer Raritätensammlung, welche manche interessante, historische Ueberbleibsel enthält, die natürlich für Geld gezeigt werden. Aber der schöne alte Garten um Rosenborg ist die beste Hinterlassenschaft des romantischen, ritterlichen Königs, für welche die Kopenhagener ihn noch segnen müssen, denn die wundervollen Lindengänge, welche er hier gepflanzt, geben ihnen noch Schatten und ganze Kinderschaaren spielen täglich um das große Bassin.

Auch Kirchen giebt es in Fülle, aber keine, die als Bauwerk einen hohen Rang einnähme. Die frommen sowohl, wie die galanten und prachtliebenden Könige haben es an Kirchenbauten nicht fehlen lassen; öffentliche Bildwerke giebt es nur zwei, und zwar zwei Reiterstatuen von Christian dem Fünften und Friedrich dem Fünften, die eine ziemlich eben so schlecht wie die andere. Seit länger als einem Jahrhundert ist aber auch kein Bildwerk hier aufgestellt worden, alles, was da ist, stammt aus Zeiten, deren Geschmack uns meist mehr zum Spott, wie zum Beifall herausfordert. So ist es auch mit den meisten Bauwerken. Die Börse, welche Christian der Vierte 1624 begann, das Rathhaus, die Bank, die Canzelei, kurz Alles und Alles stammt aus jener Periode. Nichts ist schön, nichts geschmackvoll, nichts neu; charakteristisch aber ist es gewiß, daß sich im

Schauspielhause noch vor Kurzem so viele Ratten aufhielten, daß sie Abends auf den Logenbrüstungen und Gallerien umher spazierten und die Zuschauer das Parterre nicht mehr besuchen wollten, weil dies die Ratten ganz besonders als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachteten.

Ich habe das Theater nicht besuchen können, da es im Sommer geschlossen ist, hörte aber, daß man die Ratten und den Schmutz ein wenig zu vertreiben versucht hat, auch Willens sein soll, ein neues Haus zu bauen. Die beiden neuesten Gebäude, welche die Dänen bis jetzt zu Stande gebracht haben, sind die Universität und Thorwaldsens Museum, beide aber werfen jedoch auf ihr Talent zum Bauen kein glänzendes Licht. Weil Thorwaldsen in der Mitte des Museums begraben liegt, hat der Architekt Bindesböll den unglücklichen Gedanken gehabt, dem Museum die Gestalt eines Mausoleums zu geben. Mit schrägen Böschungen, gedrückt und schwer, steht es neben dem gewaltigen Schloß Christiansburg, orangegelb angestrichen und mit Kalkmalereien bepinselt, welche eben so unschön und unpassend sind, wie das Gebäude, das so herrliche großartige Schätze einschließt.

Es ist zu verwundern, daß unter den Dänen, die doch manche talentvolle Männer besitzen, und deren geistige Regsamkeit nicht bezweifelt werden kann, sich diese nicht lebendiger und praktischer kund giebt. Die

politischen Ereignisse, die Zurückgezogenheit des Adels, der von Kopenhagen und vom dortigen Leben sich fast gänzlich entfernt hält, wie die Verödung und die eigenthümlichen Verhältnisse des jetzigen Hofes wirken gewiß nachtheilig dazu mit, allein es giebt doch manche reiche Privatleute in der Stadt, welche für deren Verschönerungen und für Belebung des Geschmacks etwas thun könnten. So eitel aber auch sonst die Dänen sind, und so gern sie belobt und gerühmt sein wollen, gern überall an der Spitze stehen möchten, so thun sie doch gar wenig, um ihre Hauptstadt vorwärts zu bringen. Das kleine Christiania hat besseres Pflaster, hat Trottoirs, fließende Brunnen, hat Gasbeleuchtung, welche man noch immer vergebens hier sucht, und sieht ganz anders reinlich und selbst durch Neubauten strebender aus, als das viermal volkreichere Kopenhagen. Eine Stadt mit Thranlampen kann unmöglich Zeugniß für Intelligenz und Fortschritt geben, und wie manche schöne, neue Landhäuser im modernen Geschmack liegen um Christiania, wie baut man dort eben an einem neuen Stadttheil, während ich hier kein neues Haus gesehen habe, das die Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Geht man zum Westerthore hinaus in die Vorstadt, welche sich an das Lustschloß Fredriksberg anlehnt, so findet man dort allerdings mehre Neubauten, doch keine darunter, die über die gewöhnlichsten Anforderungen hinausginge, und doch ist dies Fredriksberg das Eldorado der Kopenhagener. — Der große

Schloßgarten ist ihr Lieblingsaufenthalt, neben ihm, in der Schloßallee liegen die Vergnügungsorte des vergnügungslustigen Volks, eine Reihe Caffés und Wirthshäuser, und in den verschiedenen Straßen und Nebenalleen wohnen zahlreiche Familien während des Sommers. Das Sommerleben im Freien ist aber auch bei diesem nordischen Stamme ein nicht zu missendes Bedürfniß. Wer irgend kann, wandert im Sommer aus, sei es nach Fredriksberg oder nach dahinter liegenden Dörfern oder noch weiter hinaus bis nach Helsingör am Strande des Meeres, um Seeluft und Seebäder zu genießen, welche besonders trefflich dort sind. Der dänische Winter ist bei weitem nicht so streng wie in Stockholm oder Christiania, aber er ist noch unangenehmer. Regen, Schmutz und Nebel sind in Kopenhagen weit schlimmere Gäste als Eis und Schnee. Häufig sieht man in vielen Wochen die Sonne nicht; ein grauer düsterer Himmel senkt sich auf Meer und Land, die Menschen sind dann auf ihre Wohnungen und Familien gewiesen, daher meinen denn auch die Dänen, daß ihr Drang, sich im Sommer zu entschädigen, aus dieser langen winterlichen Absperrung stamme.

18.

Flotte und Heer. Volk und Hof und Lustschlösser.

Die Dänen sind kein durch Körperschönheit ausgezeichneter Stamm, sie stehen darin hinter den Schweden und Norwegern zurück. Das Landvolk ist größtentheils klein und dickköpfig mit stumpfen wenig ausgeprägten, Gesichtszügen. Darum ist auch der tapfere Landsoldat eben keine besonders angenehme Erscheinung. Er sieht plump und schwerfällig aus, wozu auch die Uniformirung beitragen mag, welche unseren Begriffen von militärischer, gefälliger Eleganz sehr wenig entspricht. Die dänischen Seeleute haben alten Ruf, und in Kopenhagen ist noch jetzt ein Matrosenquartier, welches seit zwei Jahrhunderten die neuen Buden (Nyboder) heißt, das ganz von ihnen und von den Schiffsarbeitern auf den königlichen Werften bewohnt wird; aber ich glaube mich

keinem Vorurtheile zu überlassen, wenn ich behaupte, daß die allgemeine Verkümmerung sich auch auf alle militärischen Einrichtungen erstreckt. Steht man am Hafen und sieht jenseits die Reihe der abgetakelten großen Kriegsschiffe unter ihren Schirmdächern liegen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie sinnbildlich den dänischen Staat darstellen. Ruinenartig mit verwaschenem und verblichenem Anstrich schwimmen die alten Schiffe gespenstisch auf dem schwarzen Wasser, in dem sie langsam verfaulen, ohne je gebraucht zu werden, und schon halb faul scheinen. Hat man jemals eines der riesenhaften mit höchster Vollendung und Pracht gebauten und ausgestatteten englischen oder französischen Linienschiffe gesehen, so wird diese dänische Armada sehr ärmlich dagegen erscheinen. Wo sind auch hier die Mittel, dergleichen gewaltige Kriegsmaschinen zu bauen und auszurüsten? Eine Flotte von großen Kriegsdampfern, wie diese jetzt den Seemächten nöthig ist, mit ungeheuren Geschützen bewaffnet und mit allen neuen Erfindungen der Kriegskunst versehen, kann allein noch vom mächtigen Völkern gehalten werden. Die Dänen haben es bis jetzt nur zu wenigen kleineren Dampfschiffen bringen können, ein bedeutender Theil der vorhandenen Mittel verzehrt sich daran, diese alten Kasten immer im Stande zu halten und wenn sie verfault sind, durch neue zu ersetzen. Bringt ein Staat seiner historischen Erbschaft Opfer, zahlreiche große

Kriegsschiffe zu halten, so ist es dieser, wobei ihm von einsichtigen Männern obenein vorgehalten wird, daß nicht allein diese Schiffe keiner Flotte der größeren Seemächte mehr Stand halten können, sondern, daß es selbst unmöglich sei, sie zu bemannen, nachdem mit Norwegen die tüchtigsten Seeleute verloren gegangen sind. Bei alledem läßt sich nicht läugnen, daß an dieser Flotte viel alter Ruhm klebt, und wohl läßt es sich begreifen, daß die Dänen mit Stolz darauf blicken. Kommt es zur scandinavischen Union, so erhält die Flotte auch wieder vermehrte Bedeutung und kann dann wohl auch sich lebenskräftiger umgestalten.

Sonderbar ist es, daß so wenige dänische Könige neuerer Zeit bei aller Eroberungslust kriegerische Fürsten gewesen sind. Mit dem ritterlichen, tapferen Christian den Vierten hören eigentlich die streitlustigen Herrscher auf. Darum ist er auch noch immer der Held des Volkes und das alte Lied: „König Christian stand am hohen Mast" noch immer der patriotische Volksgesang. Die Könige nach ihm, namentlich die des achtzehnten Jahrhunderts, haben immer nur die Umstände benutzt, um mit Hülfe von Coalitionen, als Bundesgenossen der Russen, Polen, Deutschen oder Franzosen, Kriege zu führen, dabei aber größtentheils für ihre Person lieber ein schwelgerisches Hofleben geführt, und so ist der Staat nach und nach von seiner ehemaligen Macht immer mehr herunter gekommen. Welche

Rolle kann auch jetzt noch ein so kleines Volk in der Weltgeschichte spielen? Auch der jetzige König ist kein Mann des Krieges und der Waffen, obwohl ein Herr von stürmischen Leidenschaften, die sein Privatleben eigenthümlich gestaltet haben. Bekannt sind seine Scheidungen von zwei fürstlichen Gemahlinnen, und seine jetzige eheliche Verbindung mit der zur Gräfin Danner erhobenen, dem Volke entsprossenen dritten Frau. Darüber ist eine ganze Literatur vorhanden, welche die Geschichte der Jungfer Rassmussen behandelt und die dänische freie Presse hat diesen Stoff nicht selten um so schonungsloser verarbeitet, weil er zur Parteisache gemacht wurde.

Durch diese Ehe des Königs entstand nicht allein ein Familienzwist, sondern auch das Hofleben wurde aufgelöst, der Adel zog sich möglichst weit zurück, und wenn ihm schon durch die neue demokratische Verfassung der Aufenthalt in Kopenhagen verleidet war, vermied er jetzt noch mehr, die Hauptstadt zu besuchen. — Die Verfassung hat zwar den Adel nicht aufgehoben, aber sie hat ihm alle Vorrechte genommen, daher auch bei der Landesvertretung auf dem Reichstage, ihm keine Bevorzugung gelassen. Als Stand existirt er nicht mehr. Allein der Adel ist zum guten Theil reich begütert. Er lebt auf seinen Landsitzen und nimmt fast gar keinen Theil mehr an den Landesangelegenheiten, seit die demokratische Partei gesiegt hat. Das jetzige Mi-

nisterium besteht aus Bürgerlichen, aus den Führern der demokratischen Gesammtstaatspartei, nur ein geadelter Deutscher, der bekannte Herr von Scheel, welcher sich zum Ultradänen gemacht hat, früher aber keineswegs zur liberalen Partei gezählt wurde, steht an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und ist Minister für Holstein.

Aus diesen Zuständen entstehen in Kopenhagen eigenthümliche Verhältnisse. Der Adel hält sich zu dem Thronfolger, dem alten Prinzen Ferdinand und dem Prinzen Christian zu Dänemark, auch die Offiziere der Landarmee glaubt man größtentheils keineswegs mit den jetzigen Zuständen zufrieden. Die höhere Gesellschaft folgt diesem, für sie natürlichen Zuge, während die gesammte demokratische Partei, die scandinavische Jugend und die Führer der Bauern sich um so dichter an den König schließen, der mit seinen demokratischen Ministern ganz einverstanden ist. Ob er dies ohne seine Gemahlin, die Gräfin Danner, sein würde, ist eine andere Frage. Von der Gräfin glaubt man wenigstens, daß sie eben so wohl der demokratischen Partei angehöre, wie sogar für den Scandinavismus gewonnen sei. Im Grunde ist dies auch vollkommen erklärlich. Die Gräfin weiß, wie man sie von jener Seite gewiß nicht liebt, ihr ausweicht und es vermeidet, ihr die Ehren zn bezeigen, welche sie beansprucht, auch mit Recht in ihrer jetzigen hohen Stellung beanspruchen kann. Von der anderen

Seite aber beeilt man sich, ihr zu dienen, ihr einen Hofstaat zu bilden und ihre Gunst zu gewinnen. Was hat diese, ohne Zweifel sehr merkwürdige Frau denn zu erwarten, wenn der König, ihr Gemahl, sterben sollte, ehe die jetzigen wirren Verhältnisse in Dänemark sich geordnet haben? Man sagt, daß die Gräfin Danner ihr Geld im Auslande anlege, daß sie Güter in Schweden gekauft habe; man beurtheilt jene Frage also nicht eben zum Besten.

Wie die Verhältnisse hier sind und wie groß der Einfluß dieser Frau ist, sagte mir Jemand, können Sie daran sehen, daß die verwittwete Königin keinen Besuch von dem Könige, ihrem Sohn, erhält, weil die Königin Mutter sich weigert, die Gräfin Danner bei sich zu sehen. Als die Königin neulich nach Deutschland reiste, mußte sie gewöhnliche Passagierplätze in dem Postschiffe nehmen; den Studenten, die nach Stockholm gingen, wurde ein Staatsdampfschiff zur Disposition gestellt.

Die Gräfin Danner müßten sie kennen lernen, rieth mir ein Anderer von entgegengesetzter Färbung, sie ist wirklich sehr liebenswürdig und ungewöhnlich gebildet. Sie spricht mehrere Sprachen mit Fertigkeit und besitzt vielen Verstand. Ihr Einfluß ist daher auch ein äußerst wohlthätiger, was Jedermann, der es gut meint, anerkennen muß. Man sollte ihr dankbar sein, statt in das aristokratische Geschrei einzustimmen.

Im Augenblick brach er ab, denn vom Christians-

borger Schloß rollte ein Halbwagen daher, in welchem ein Herr und eine sehr große, starke Dame saßen. Die Dame befand sich durchaus nicht mehr im jugendlichen Alter, sie mochte wohl in der Mitte der vierziger Jahre sein, auch ihr Gesicht mit vollen fleischigen Zügen war gewiß nicht schön zu nennen.

Treten wir hier ein wenig ins Haus, rief der Freund, indem er mich hineinzog?

Warum? Wer ist denn das?

Der König und die Gräfin.

Ich sah ihn erstant an. Ja, sehen Sie, fuhr er lächelnd fort. Sie werden bemerken, man grüßt nicht gern, geht lieber davon.

Aber Sie sagten doch eben, man müsse ihr dankbar sein.

Gewiß, das muß man, aber es ist fatal, daß unsere Damen die Gräfin so genau aus früherer Zeit kennen, wo sie noch eine Putzhandlung hatte. Viele haben von ihr Hüte und Modesachen gekauft, so ist es allerdings ein hartes Ding, jetzt vor ihr stillzustehn und sich unterthänig zu verbeugen.

Und wirklich ist es ein hartes Ding mit der den Menschen anerzogenen Stand- und Rangordnung. Diese Frau, welche von den dänischen Demokraten gelobt und gerühmt wird, deren merkwürdiges Geschick sie auf einen so hohen Platz führte, kann doch nicht vergessen

machen, daß sie einst denselben Leuten Hüte verkaufte, deren Hand sich weigert, den Hut vor ihr abzuziehen.

Man hat mir erzählt, sagte ich, daß die Gräfin den Ehrgeiz besitzt, Königin werden zu wollen. Was wird denn geschehen?

Das wird niemals geschehen! antworteten mir Alle mit derselben Energie, an welcher ich diese Frage richtete; aber, fügte man geheimnißvoll hinzu, sie wird nächstens eine ihrer Töchter mit dem Sohne des Herrn von Scheel verheirathen. Die Gräfin hat mehrere Töchter, und Herr von Scheel, der das vollste Vertrauen des Königs und der Gräfin besitzt, wird seine Stellung dadurch noch mehr befestigen. Wenn die Gräfin nicht wäre, würde der König wahrscheinlich längst sich von den Sorgen der Regierung frei gemacht haben, denn er hat oft schon die Absicht geäußert, sich ins Privatleben zurück zu ziehen. Das dies nicht geschieht, muß die demokratische Partei der klugen Dame ganz besonders danken, denn unter den jetzigen Verhältnissen würde ein Thronwechsel Dänemark ohne Zweifel in noch viel größere Verwirrungen stürzen.

Der König lebt mir seiner Gemahlin fast beständig auf dem Lande im Schlosse Frederiksborg oder einem anderen, von ihm angekauften Schlosse. Kein großer Monarch hat so viele Schlösser wie der König von Dänemark, denn bei der langen Reihe der dänischen prachtliebenden Fürsten haben diese sich immer wieder neue Lieblings-

sitze erbaut. Frederiksborg, das größte und alterthümlich prächtigste, hat Christian der Vierte entstehen lassen; Fredensborg, Friedrich der Vierte. Sorgenfrei liegt mitten im Thiergarten unter den herrlichsten Buchen, die es überhaupt geben kann, Charlottenlund auf dem Wege dahin, Jägersborg nahe dabei, Marialyst bei Helsingör, Frederiksberg aber, dicht bei Kopenhagen, ist von Friedrich dem Vierten angelegt, und an diesem öden alten Palaste, kann man wiederum den Verfall des Ganzen studiren. Die langen, blinden Fensterreihen, der weite, mit Gras und Unkraut überwucherte Hof, in welchem sich nichts regt; die morschen alten Thüren und hängenden Altane sprechen laut genug von ehemaliger Größe und jetziger Versunkenheit. Es paßt das Jetzt hier nirgend nicht mehr zu dem Sonst, und wenn man auf diesem Schloßhügel steht, verfallene Marmorstufen und Marmorbäder betrachtend, und dann im Abendlichte die Stadt heraufleuchtet, und das blaue Meer mit Segeln bedeckt, kann man wohl glauben, daß die dänischen Könige zur Zeit ihres Glanzes stolze, gewaltige Herren waren, die sich ihrer Macht und Pracht freuen durften.

Davon ist nun wenig mehr vorhanden. Die Grafen und Barone, Garden und Trabanten, welche sonst diese Säle ehrfuchtsvoll füllten, sind mit dem Glanz ihrer Gebieter Staub und Schutt geworden. Es giebt keinen stolzen Hofhalt hier mehr, keinen prunkenden Hof-

kreis, keine Hoffeste, keine Gallatage. Es giebt keine Königin, welche einen strahlenden Kranz edler Damen und Fräulein um sich sammelte; keine Tänze und Bälle, bei denen der Adel und eine hochgeborene Bureaukratie sich vereinigten. Der Adel hat sich grollend abgewandt, der König jagt mit wenigen, oft nicht sehr Hochgeborenen, die er zu seinen Kammerherren machte, und die demokratischen Minister führen ihre Frauen und Töchter wohl in die Soireen der Gräfin Danner; aber der Patriotismus der Kopenhagner nimmt Reißaus, wenn die Hofwagen durch die Straßen fahren.

19.

Vergnügungslust und Sommerfreuden. Der Jahrmarkt im Thiergarten. Die dänischen Damen.

Daß die Kopenhagner vergnügungslustige Leute sind geht aus der großen Zahl ihrer Verguügungsorte hervor, welche sich in der Nähe der Stadt fast alle an einer Seite vor dem Westthor zusammen drängen. Gleich dicht am Stadtwalle hat ein erfinderischer Kopf in solchen Dingen, der sich darin auch in anderen Ländern, sogar in Amerika versuchte, ein in ganz Dänemark bekannter Herr Carstensen, das größte von allen angelegt und „Tivoli" in beliebter Weise genannt. Die Einrichtungen sind wirklich großartig und gegen geringes Eintrittsgeld hat man Theater, Concert, Feuerwerk, Rutschbahnen, Caroussel, Scheibenschießen, Wasserfahrten und eine ganze Reihe anderer Vergnüglichkeiten, sammt Restaurationen und Glücksbuden, wo freilich

überall wieder der Beutel gezogen werden muß. Nach einer Glanzperiode ist jedoch dieser vortreffliche Sammelplatz aller irdischen Freuden bei der anständigen Gesellschaft anrüchig geworden, und wird daher den Loretten und Grisetten überlassen, von denen es in Kopenhagen eine sehr zahlreiche Genossenschaft giebt. Dafür baut der speculative Carstensen eben in der Fredericksborger Schloßallee einen neuen Tempel der Lust für Kopenhagen, den er Alhambra genannt hat, und wo es dereinst ganz orientalisch zugehen soll. Diese Schloßallee ist aber jetzt schon orientalisch genug. Große Vergnügungsgärten reihen sich hier, welche abendlich mit bunten Ballons und farbigen Lampen einen romantischen Zauber verbreiten, und dieser vervollständigt sich durch rauschende Tanz- und Blechmusik, bei der die Pauken und Trompeten einen erfreulichen Spektakel machen. Hierher gehen die Mittelklassen der Bevölkerung mit Weib und Kind, wenn sie ihre Spaziergänge im Frederiksberger Garten gemacht haben, thun sich gütlich in allerlei Getränken und Speisen oder machen doch jedenfalls eine vergnügliche Carousselfahrt oder Eisenbahnfahrt, was eine Lieblingsneigung jedes gebildeten Kopenhagners zu sein scheint. Es ist damit aber nicht eine Fahrt auf der wirklichen Eisenbahn gemeint, sondern eine Anzahl kleiner vierrädriger Wagen läuft an den Stangen eines Caroussels und eine Dampfmaschine von Pappe oder Holz ist sinnbildlich davor

gespannt. Unter dem Gerüste drehen ein paar Menschen im Schweiße ihres Angesichts die Wagen und den Dampfer möglichst schnell im Kreise herum, während die Musik den Eisenbahnwalzer spielt. Dergleichen Maschinen findet man überall, bei uns wohl auch auf Jahrmärkten und in kleinen Städten, hier aber gehört es für Alt und Jung zu den Hauptvergnüglichkeiten, die keinem respectablen Wirthsgarten fehlen darf. Auf diesem naiven Standpunkte der Verlockungen steht das Volk noch, aber alle seine Sommerlust vereinigt sich in den großen Volksfesten, welche es alljährlich sechs Wochen lang während der schönsten Jahreszeit im Thiergarten feiert. Der Thiergarten ist aber kein Garten oder Park, sondern ein vier Meilen großer Wald, der eine Meile von Kopenhagen beginnt. Hier hat im sechszehnten Jahrhundert eine fromme Bäuerin einst eine Quelle entdeckt, deren wunderthätiges Wasser viele Blinde sehend gemacht hat, und noch jetzt vergißt kein guter Kopenhagner Christ jedesmal, wenn er den Thiergarten besucht, aus Kirsten Piils Kilde zu trinken und seine Augen zu waschen, damit sie heller werden, woher denn die Dänen auch so scharfblickende Gesellen geworden. Der schöne klare Born sprudelt noch aus dem Hügel und noch immer drängen sich Schaaren herbei, die sich an seinem Wasser laben, wenn auch die Tage der Wunder und der Wallfahrtsorte, bei dem protestantischen ohnehin nicht sehr gläubigen Volke längst

vorüber gegangen sind. Aus den Wallfahrten zu Christine Piils Quell sind die Volkssommerfeste im Thiergarten entstanden, welche trotz der Zeiten Noth und Schwere noch immer ihre Anziehungskraft ausüben. Die vornehme Gesellschaft bleibt freilich auch hierbei immer mehr aus, allein das Volk läßt keinen guten Tag vorüber gehen, wo es nicht in größerer oder geringerer Zahl sich hier einstellt. Es fährt ein Dampfschiff täglich hieher, mit dem man um geringen Preis eine kleine Meerfahrt längst der Küste machen kann, und vor dem Osterthore in der Allee halten lange Reihen Wagen, meist von der guten Sorte altherkömmlicher Rippenbrecher, mit Bänken an Lederriemen für zwölf oder fünfzehn Personen, zuweilen aber auch modernisirt in Federn und Polstern hängend. An Sonn- und Festtagen kommen auch die Bauern aus der Nähe mit ihren Korbwagen und machen Concurrenz und billigere Preise; wer aber auch diese verschmäht, der wandert mit Weib und Kind den weiten Strandweg fort, der, in der Abendkühle wenigstens, ein äußerst angenehmer ist. Immer am Meere hinlaufend ist er von Fischerdörfern und Landhäusern unterbrochen, und ehe man den Thiergarteu selbst erreicht, trifft man das Lustschloß Charlottenlund an, in dessen weitläuftigem Garten unter den schönen alten Buchen und Eichen ein Theil der Gäste verbleibt, sich lagert oder den mancherlei Gesellschaftsspielen munterer junger Leute zuschaut. In

Charlottenluud ist aber auch der Sammelplatz der aus dem Thiergarten zurückkehrenden Jahrmarktsfreudigen. Hier giebt es einen etwas kleineren Jahrmarkt und viele sogenannte singende Kaffeehäuser, cafés chantants, wir sie die Franzosen in den champs elisée haben, nur in etwas anderer Manier. Während in den eliseeischen Feldern alles öffentlich vorgeht, sitzen die ausgeputzten Sängerinnen, Sänger und Declamatoren, zum guten Theil auch Deutsche, hier innerhalb der Zelte, deren eine ganze Reihe in Charlottenlund bei einander stehen, und aus jedem erschallen die verlockenden Klänge der Harfen und Guitarren oder auch des begleitenden Klaviers, aus jedem ertönen Stimmen, welche meist allerdings vieles zu wünschen übrig lassen und dabei dringt ein olympischer Duft aus diesen Zeltwänden hervor. Der Duft von Bratwürsten und gezwiebeltem Rindfleisch, von verschiedentlichen Braten, und Gemüsen, vermischt mit Bier- und Branntweingerüchen und dem Aroma der zahlreichen Brandopfer, zu welchem die moderne Welt den Taback bestimmt hat. Das beliebte Nationalgericht, die röde Gröd oder rothe Grütze winkt den Lüsternen unwiderstehlich aus großen Satten, mit Flöde, d. h. Sahne übergossen. Nicht geringere Begeisterung aber erweckt die Milchgrütze, welche die dänischen Leckermäuler mit Braunbier übergießen, bei welchen Anblick ein deutscher Magen von tiefem Entsetzen ergriffen wird. Allein Charlottenlund ist doch nur ein Nachspiel zu dem großen

Schauspiel des Jahrmarkts im Thiergarten. Dorthin gelangt man von dem Wirthshause Fortunen am Eingange des Waldes in kurzer Zeit, und wenn zum Sonntag oder Mittwoch recht verlockendes Wetter eintritt, oder etwa Concert und Festlichkeiten von den speculativen Wirthen oder in der ausgeputzten Restauration der Wasseranstalt im Thiergarten auf ellenlangen Zetteln in Kopenhagen angekündigt sind, finden sich hier wohl bald einmal zehn bis zwanzig tausend Menschen zusammen. Der Hügel im Thiergarten ist der Mittelpunkt aller dieser Sommerfreuden. Da stehen ein Dutzend Caroussels und Eisenbahnen, da orgelt und geigt es aus allen Ecken und Winkeln, da tanzen auf den Leierkasten Juden und Türken, da machen Seiltänzer ihre Künste, Equilibristen schleppen ihre Opfer zu ihren, mit Stricken umzogenen Kunsttempeln, Zauberer und Wahrsager schreien sich Schillinge spendende Gläubige in ihre Netze, Gaukler aller Art trompeten von den Gerüsten, Damen mit geschminkten Wangen lassen in weißen Faltenröcken und rosigem Tricot ihre Reize schauen, Wachsfigurencabinette stellen ihre Mörder einladend an die Thüren, ausgestopfte Krocodille, Klapperschlangen, Polichinelltheater, Marionetten, lebendige Wölfe und sechsbeinige Schafe, welche mit ihren ärgsten Feinden in inniger Vertraulichkeit leben, alles dies und noch viel mehr ist hier zu schauen und alles äußerst billig. Das Volksleben und die prächtige

Wald- und Menschenstaffage geben sich aber als das Beste, ganz umsonst. An Sonntagen und bei solchen Festen muß man die Thiergartenfreuden genießen. Es kommen dann auch viele seeländische Bauern mit ihren Weibern und Kindern, und in ihrem Putz mit scharlachrothen, vielknöpfigen Jacken leuchten manche stattlich durch den Wald.

Will man dies Gewühl und Lärmen nicht länger haben, so kann man bald allein sein, und wenn man eine Zeit lang unter den herrlichen Buchen fortgeht, findet man wohl plötzlich eine Heerde schöngeflecktes Dammwild, die so friedlich und unbekümmert hier weidet, als ob sie von der Jahrmarktswirthschaft dicht bei sich nie etwas gehört hätte.

Merkwürdig ist es, daß man in Dänemark, so wenig wie im ganzen scandinavischen Norden nichts von den Schützenplätzen und Schützengilden weiß, welche in Deutschland die Jahrmarkts-Vergnügungen begleiten, und selbst in den kleinsten Städten ihre jährlichen Aufzüge halten. Bei uns sind dies freilich die Reste freibürgerlich städtischer Waffenfeste aus dem Mittelalter, mit deren Fortbelebung man jetzt die monarchisch patriotische Gesinnung zu verstärken sucht, während in der Schweiz die Kantonal- und Gemeindeschießen eine ganz andere volksthümliche Bedeutung haben. In großen Hauptplätzen, wie auch Kopenhagen einer ist, kann solch' Wesen nicht recht mehr aufkommen, allein die

die Bürger sind trotz dessen hier besser in den Waffen geübt und wehrfähiger, als in manchen anderen Staaten mit Schützen und Gilden. Sie bilden eine bürgerliche Infantriee und Artillerie von zehn tansend Mann, welche in Zeiten der Noth ihre Stadt schon tapfer vertheidigen half. Die akademischen Bürger sind zu einem besonderen Jägercorps vereinigt.

Betrachtet man dies Volksleben mit seiner Beweglichkeit, diese bedeutende Zahl von Vergnügungsorten, das Leben in der Stadt selbst, wo es in den Hauptstraßen zahlreiche Wirthschaften, große und kleine Verkaufslokale aller Art giebt und eine Menge Leute davon leben, daß sie Kleinhandel mit den verschiedensten Dingen treiben, so muß man zugeben, daß unter allen nordischen Städten hier die meiste Straßenlebendigkeit sichtbar wird. Die Dänen sitzen nicht gern in ihren Häusern, spazieren gehen oder durch die Straßen flaniren gehört zu ihren vorherrschenden Neigungen, und ganz besonders sind die Damen immer gern dazu bereit. Daher kommt es auch, was vielen Fremden schon aufgefallen ist, daß man in den Straßen zu allen Tageszeiten sehr viele Damen findet, welche wohlgeputzt darin umherziehen, die Kaufläden inspiciren oder mit gleichgesinnten Freundinnen lehrreiche Unterhaltungen über die neuesten Moden und die neuesten Familiengeheimnisse führen.

In Kopenhagen hört man häufig die üble Sitte

vieler Frauen anklagen, sich so wenig als möglich um Haus und Wirthschaft zu kümmern, dagegen aber schon am frühen Morgen auszuwandern, um Besuche zu machen, und setzt es auf Rechnung moderner Verbildung, die sich des häuslichen Fleißes schämt, aber gern allen hochmüthigen und eitlen Tand zur Schau trägt. Selten kümmert sich hier eine Dame, auch wenn sie durchaus nicht etwa der hohen oder höheren Gesellschaft angehört, um ihr Hauswesen, sagte mir eine sehr gebildete und geistvolle Frau. Man kann dem Spott nicht entgehen, wenn man so ordinaire Gelüste hat, Küche und Markt zu besuchen und mit Strick- und Nähnadeln vertrauten Umgang zu pflegen. Daher wird ein vorherrschender Hang zum Müßiggang, zur Verschwendung und zur Putzsucht den dänischen Frauen im ganzen Norden nachgesagt; Vergnügungssucht, die oft alle Verhältnisse übersteigt und Familienunglück herbeiführt. Die dänischen Fräulein lernen gewöhnlich mehrere Sprachen, in den Schulen, deutsch, häufig auch französisch und englisch. Sie lesen sehr viel, treiben Musik, und bei der allgemeinen Bildung, welche in der Jugend und in den Mittelständen vorhanden ist, sind die Gesellschaften belebt und angenehm, aber der Drang, geistreich zu sein, über alles mitzusprechen, zu urtheilen und sich einen ästhetischen Anstrich zu geben, führt zu anmaßenden Selbstüberschätzungen und zu einer unangenehmen, geschwätzigen Vornehmthuerei. In neuester

Zeit ist nun dazu gekommen, daß manche Damen sich auch auf Politik geworfen haben und enragirte Ultradäninnen geworden sind, was sie aber weder liebenswürdiger macht, noch zu den einfacheren häuslichen Sitten ihrer Mütter zurückführt.

So lauten die Urtheile mancher verständigen Leute und im allgemeinen kann man ihnen wohl Glauben schenken. Ist es doch in unseren deutschen Hauptstädten mit Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts nicht eben viel anders bestellt. Daß in keiner nordischen Stadt so viel auf Putz und Toilette gegeben wird und viele Leute Lust und Zeit zum vergnüglichen Nichtsthun haben, ist überall zu bemerken. Alles aber eignet sich auch hier am besten dazu und ist von früh her angelernt worden. Die dänischen Könige haben Jahrhunderte lang einen glänzenden Hof gehalten, und eine Stadt von solcher Größe, mit so vielen Beamten, Land- und Seeoffizieren, der Landesuniversität und zahlreichen wohlhabenden Einwohnern muß vergnügungslustig sein. Kopenhagen ist doch nicht so abgeschnitten zur Winterzeit wie Stockholm und Christiania; es verweilen manche Fremde hier oder können mit der Eisenbahn aus Holstein oder von Hamburg in Zeit von zwölf Stunden zur Stelle gelangen. In Dänemark aber giebt es auch keine zweite Stadt, welche mit Kopenhagen im Entferntesten sich messen könnte. Schweden hat außer Gothenburg doch noch einige Plätze, wo sich geistige und

materielle Bewegung zu sammeln vermag. Norwegen hat die reiche Handelsstadt Bergen und das alte königliche Drontheim. In Dänemark dagegen ist Alles auf Kopenhagen zusammengedrängt, alle anderen dänischen Städte zusammengenommen, haben bei weitem nicht so viele Einwohner, alle zusammen sind elende Nester, wo Niemand wohnen mag, der es nicht nöthig hat. Daher kommt es auch, daß jeder Däne in Kopenhagen zu leben strebt, wo, wie sie selbst behaupten, der gebildete Mensch allein ausdauern kann. Anders und besser würde es in diesem kleinen Staate stehen, wenn es neben Kopenhagen einige bedeutendere Provinzialstädte gäbe, die der ausschließlichen Centralisation vorbeugten. In den deutschen Herzogthümern haben Kiel, Altona und selbst Schleswig sich zu Sammelplätzen der Landeskräfte gemacht und mit deutschem Fleiß und deutschem Ordnungssinn sich auch in deutscher Bildung entwickelt. Bei den Dänen konnte nur ihre Hauptstadt emporkommen, die wie ein Schwammgewächs alle Kräfte aufsaugt. Von hier allein geht alle Bewegung aus, von hier kommt alle Bildung, ohne Kopenhagen ist kein Dänemark denkbar, es kann mit allem Rechte von sich sagen: ich bin der Staat!

20.

Thorwaldsens Museum. Künste und Wissenschaften. Literatur, Maler und Poeten.

Wenn man die Dänen um nichts beneiden mag, was sie besitzen, so giebt es doch etwas, was selbst den Neid der größten Völker erregen kann und wohl werth ist, ihre Hauptstadt zu besuchen: Die Kunstschätze, welche ihnen Thorwaldsen als Erbe hinterlassen hat. Es ist erstaunenswürdig, was ein Menschenleben schaffen, sammeln, und vollbringen konnte, und um so größer und schöner steht es da, weil er, dem dies gelang, mit solcher Macht und Kunst auch die Willenskraft verband, es bleibend für sein Vaterland zu erhalten. Freilich ist es ein langes Menschenleben gewesen, denn Thorwaldsen hat nahe an achtzig Jahre gelebt, aber wie viele sind älter geworden, und was haben sie von ihren Thaten hinterlassen? Er war in

seinen weißen Locken und seiner jugendlichen Rührigkeit ein Liebling der Götter und einer ihrer Auserwählten, die sie aus Staub und Dunkelheit erheben und nicht mit blutigem Lorbeer sondern mit Rosen und Epheukränzen zur Freude aller Menschen schmücken.

Als ich den greisen Künstler zum letzten Male sah, wohnte er in dem alten Schlosse Charlottenburg am Königsneumarkt, wo er als Director der Akademie der Künste sein Atelier aufgeschlagen, dort umringten ihn die herrlichsten seiner Werke. In den Hemdsärmeln saß er mitten darunter und formte an einem der vielen Basreliefsmedaillons, welche jetzt des Museums größte Prachtstücke sind. Ein ganzes Nest voll Amouretten kribbelte in einer Nußschale, die keckſten flatterten daraus hervor, und neben diesem lieblichen Gebilde zogen auf einem andern zwei geflügelte traurig-ernste und schöne Genien durch die Luft, Schlaf und Tod in brüderlicher Nähe.

Ich weiß noch, wie er mich mit den großen klaren Augen, die so schalkhaft und so tief blicken konnten, ansah, als ich ihm sagte: Wie ist es möglich, wie haben Sie doch so Vieles und so Schönes schaffen können, und wollen noch nicht damit aufhören.

Ich hab's in den Fingern, lachte er, meine Finger sind daran schuld. Es ist eine schlechte Angewohnheit, ich kann sie niemals stille halten. Immer muß ich nach etwas greifen, nach dem Zeichenblei oder

nach dem Thonkasten und da kommen denn alle diese Spielereien zum Vorschein.

Mögen die Amouretten denn niemals aufhören den ewig jungen Meister zu umschweben! rief ich aus.

O danke! antwortete er und indem er den Finger zu den Genien aufhob setzte er hinzu: die dort werden auch kommen, aber ich habe noch viel in meinen Fingern.

Ein Jahr darauf war er todt; die unermüdlich geschäftigen Finger waren ruhig geworden. Unter Lilien, Rosen und Palmen liegt der Meister doch noch immer umringt von seinen Werken in der Mitte des Museums und eine reichere Grabesstätte kann dem stolzesten Fürsten nicht bereitet werden.

Mit wenigen Ausnahmen sind sämmtliche Werke Thorwaldsens hier vereinigt; der größte Theil in Marmor ausgeführt, denn die meisten hat er öfter nachgebildet oder nachbilden lassen, da er in der letzten Hälfte seines Lebens nur in Thon arbeitete. Alle die herrlichen Statuen, mit denen er seinen größten Ruhm erwarb: die Grazien, der Adonis, dem Canova den Preis zuerkannte, Jason, Venus, Apollo, Bacchus, Amor und Psyche, Hebe und die Hoffnung, Vulcan und Merkur, dazu die kolossale Reiterstatue des Prinzen Poniatowsky, die Statuen des Copernicus, Gutenberg, Hercules, das große Grabdenkmal Pius des Siebenten und eine Fülle schöner Köpfe und Statuen aus dem Leben, eine wahre Gallerie bekannter und

berühmter Personen. Wohin man blickt, erblickt man Schönes, wohin man geht, sieht man erstaunt was dieser Künstler Gutes und Edles geschaffen. — Nur die berühmten zwölf Apostel findet man nicht in dem Museum. Diese sammt dem segnenden Heiland, dem Engel mit dem Taufbecken, auch schöne Basreliefs muß man in der Frauenkirche aufsuchen. Das Museum enthält davon nur Gypsabgüsse, aber stundenlang und täglich wieder kann der Fremde, immer neu erfreut, hier durch die vielen kleinen Cabinette wandern, deren Wände vielfach mit den herrlichsten Reliefs behängt sind. Nicht nur der berühmte Alexanderzug ist damit gemeint, der eine ganze Seite der Treppenhalle einnimmt, auch die vielen verkörperten Gedanken, die des großen Meisters kunstfertige Finger bildeten. In diesen zierlichen, edlen Gebilden voller Grazie und Gedankenfülle hat Thorwaldsen das Beste geleistet. Die Jahreszeiten, die Lebensalter, die neckischen Amourettenstücke voll künstlerischer Phantasie und Laune sind eben reich an Schöpferkraft, und voll lebensfrischen Frohsinns und üppiger Lieblichkeit, wie andere, z. B. Schlaf und Tod oder Tag und Nacht voll sanfter Trauer und voll ernster Hoheit.

Und wenn man alle diese Schätze anstaunt, welche Thorwaldsen selbst geschaffen, erstaunt man nicht weniger über seinen Sammelfleiß. Gewöhnlich denken Künstler nicht daran, Kunstwerke zu sammeln, aber Thorwaldsen hat mehre Hundert zum Theil werthvolle

Gemälde von berühmten Malern ebenfalls dem dänischen Volke hinterlassen, die nun in den Cabinetten des Museums hängen. Während der langen Jahre, wo er in Rom wohnte, war er der Mittelpunkt des dortigen Künstlerlebens, Freund und Gefährte aller Kunstgenossen, dem viele gern ein Andenken zurückließen. So sind diese Bilder vereinigt worden und nebenher hat Thorwaldsen ägyptische, griechische, römische und etrurische Antiquitäten gesammelt. Seine geschnittenen Steine, antiken Pasten, antiken Medaillen und Münzen füllen eine ganze Reihe Schränke in mehreren Zimmern, dazu manche alte Büsten und Vasen, einige von großem Werth und großer Schönheit, so auch Schriften und Bücher. Er konnte alles gebrauchen, und sein Eifer zum Erwerben und Besitzen ließ niemals nach. All sein Trachten ging auf das Ziel hinaus, seinem Volke ein rechtes Erbe zu verschaffen. Und am Abend seines Lebens machte er sich auf und zog mit seiner reichen Habe nach Kopenhagen; das war vielleicht das größte Opfer, das er seinem Vaterlande brachte. Vierzig Jahre und darüber hatte er in Rom gewohnt, nun sollte er in dem kalten, nebligen Norden leben. Aber sein Zug war ein Triumphzug und die Dänen schauten zu ihm auf wie zu einer Nationalgottheit. Er war so recht dafür gemacht, ihrer nationalen Eitelkeit zum Idol zu dienen, ein Mann, von dem sie sagen konnten, es giebt keinen zweiten solchen unter den Lebendigen.

Schade daß Thorwaldsen nicht ein echter Vollblutsdäne sondern ein Isländer war; doch immerhin, er war ihres Stammes und hat ihnen dies herrliche Museum hinterlassen, ohne welches Kopenhagen ziemlich arm an wirklichen Kunstwerken sein würde. Denn die Gemäldegallerie anf dem Schlosse ist zwar besser als die in Stockholm allein doch im Ganzen unbedeutend, und plastische Kunstwerke giebt es keine andere, als die Reichthümer Thorwaldsens. Am reichsten ist das nordische Museum, allein diese zahlreichen Antiquitäten haben meist sehr geringen oder gar keinen Kunstwerth und dienen nur dem wissenschaftlichen Eifer gelehrter Alterthumsforscher zur Freude.

An Gelehrten ist aber in Dänemark so wenig Mangel wie irgend wo in der Welt, und namentlich haben die Dänen für altnordische Literatur und Sprachforschung das beste geleistet. Die Universität hat seit Jahrhunderten manche bedeutende Lehrer gehabt, Bildung verbreitet und die Wissenschaften gepflegt; unter den Berühmtheiten ist der Naturforscher Oersted in Deutschland am bekanntesten. Man kann auch nicht läugnen, daß während des Glanzes ihrer Königszeit, besonders m vorigen Jahrhundert, hier mehr für Literatur und Poesie gethan wurde als in Deutschland, wo damals Zopf und Korporalstock die Hauptrollen spielten und Friedrich der Große nicht einmal glaubte, daß die deutsche Sprache sich für gebildete Menschen eigne. — In

Dänemark brach früher noch als in Deutschland Lessing, der Satiriker und Lustspieldichter Ludwig Holberg die Bahn zu einer neuen Belebung der Sprache und Literatur. Dann trat eben so wie bei uns eine Sturm- und Drangperiode ein und sie wurde besser unterstützt durch König Friedrich den Fünften und selbst in der nachfolgenden Zeit unheilsvoller Katastrophen, welche die Regierung des wahnsinnigen Christian des Siebenten begleiten. — Die Zeit wo Jens Baggesen und Friederike Brun die neuen deutschen Dichter in Dänemark einführten, weckte viele junge Geister bei den Dänen auf, und unter diesen wurde Adam Oelenschläger ganz besonders ein Liebling der Deutschen. Wie an Holberg so hingen die Dänen ihre Liebe und Bewunderung auch an Oelenschläger fest, den ganz Europa kannte und der ihres Vaterlandes größter Dichter war. Im ganzen Norden wurde er als der Stern der Welt ausgerufen und er selbst glaubte daran, denn wenn die Dänen das eitelste Volk auf Erden sind, so war Oelenschläger jedenfalls der eitelste Däne. Aber er war doch bei alledem ein Poet, und der größte Fehler der Dänen ist es wahrlich nicht, daß sie ihre bedeutenden Geister so hoch preisen, wie sie es vermögen und sie über alles Fremde zu stellen suchen. Thorwaldsen erhielt eine Pension um nach Rom zu gehen, Oelenschläger bezog ein ansehnliches Jahrgehalt, und als ich ihn besuchte, wohnte er im Friedrichsberger

Schloßgarten in einem königlichen Sommerhause. Die Könige riefen hier die Dichter zu sich und theilten großmüthig Jahrgelder und Geschenke, sogar in die Ferne an fremde, deutsche Dichter aus. Erhielt doch auch Schiller ein solches Geschenk als es ihm in Weimar schlecht genug ging, und bis auf heutigen Tag muß man es der dänischen Regierung nachrühmen, daß sie in liberaler Weise sich der Künstler und Dichter annimmt.

Wenn dies nicht geschähe, sagen die Dänen, würden wir keine Literatur und keine Künstler haben, denn wovon sollten diese leben? Unser kleines Volk kann nicht so viele Bücher und Kunstwerke kaufen, daß Dichter und Künstler sich ihre Existenz aus ihren Arbeiten sichern könnten, so ist es denn Pflicht der Regierung uns Kunst und Literatur zu schaffen und zu erhalten, indem sie dem Geist die leibliche Nahrung zuführt. — Die Dänen stehen darin auf einem anderen Standpunkte wie die Schweden und Norweger, wo gar nichts für Dichter und Schriftsteller geschieht, aber die Dänen sind stolz auf ihre Literatur, und die geistige Aristokratie wird selbst von ihrem stolzesten Adel anerkannt. Einem Dichter oder Künstler öffnen sich gern alle Thüren.

Im Uebrigen steht es auch in Dänemark mit der schöngeistigen Literatur jetzt nicht zum Besten. Oelenschläger ist todt, seine Lorbeeren aber sind eben so wie Thorwaldsens Kränze auf keinen Nebenbuhler oder Erben

übergegangen. An lyrischen Dichtern haben sich noch das beste aufzuweisen: Christian Winter und Paludan Müller. Christian Winter ist ein greiser, tauber Mann, der trotz dessen noch immer Liebes- und Frühlingslieder voll zärtlicher Begeisterung dichtet und neulich erst durch sein großes Gedicht „des Hirsches Flucht" allgemeine Theilnahme und Bewunderung im ganzen Norden hervorgerufen hat. Auch Herz, der Dichter von König Renes' Tochter, ist hoch bejahrt, so auch Heiberg, der gerühmte Dichter mancher dramatischer Werke und Gemahl der berühmten Schauspielerin. Junge Talente sollen sich erst entwickeln, aber ein Romandichter von Ruf fehlt auch den Dänen. Der einzige, den sie hatten, Andersen, hat aufgehört, ehe er zu etwas Rechtem gekommen und ist nach Weimar fortgezogen, wo es ihm besser gefallen muß. Daß er so lüstern nach den Orden deutscher Fürsten ist, können ihm die Dänen am allerwenigsten vergeben, und der Vielgeschmähte, der so gerne seine Arbeiten vorliest und so gerne sich loben hört, darf schwerlich hoffen, jemals wieder vor den Augen seiner Landsleute Gnade zu finden.

Die Malerei ist bei den Dänen, wie überhaupt im Norden, erst in neuerer Zeit zu größerer Vollkommenheit gelangt. Aus dem vorigen Jahrhundert giebt es wenige Meister von Ruf, aber in den letzten Jahrzehnten hat sich eine stärkere Zahl guter Landschaftsmaler gebildet, und auch hierbei ist diesem kleinen Staate

nachzurühmen, daß er nicht allein die Künstler bei ihrer Ausbildung unterstützt, sondern ihnen auch Bilder abkauft und eine Sammlung von dänischen Gemälden angelegt hat, welche aus mehr als 150 Stücken besteht. Größtentheils sind es Werke aus den letzten zwanzig Jahren, manche darunter werthvolle Arbeiten, obwohl die Norweger, was Landschaftsmalerei anbelangt, größeres Talent entwickeln. Aber die Dänen kaufen und sammeln, suchen ihre Künstler dem Lande zu erhalten und eine eigene Schule zu bilden, was ihnen freilich nur theilweis gelingt, denn mehrere ihrer besten Talente, wie Gurlitt und Melby sind doch nach Deutschland und Frankreich ausgewandert.

Bei diesem Verlangen, einen Platz unter den Völkern einzunehmen und durch Geist zu ersetzen, was dem Körper an Kraft gebricht, darf man sich nicht darüber wundern, wenn der an sich edle Drang zuweilen sich überschlägt und anmaßlich erscheint. Ist doch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein kleiner Schritt; allein es gibt Dänen genug, die weit davon entfernt sind, sich und ihr Ziel zu überschätzen und keineswegs den Kreis gränzenloser Eitelkeit verdienen, der ihnen in Deutschland so häufig zuerkannt wird. Ein so kleines Volk, das an vergangener Größe und Macht zehrt, das aus der Geschichte von den Tagen seines Ruhms liest und dem von jung auf davon erzählt worden ist, glaubt um so leichter daran, noch immer

etwas davon übrig zu haben, da es ja fortgesetzt auf dem Weltschauplatz steht und — das kann Niemand läugnen — sich dort tapfer seiner Haut wehrt.

Es ist darum mit den Dänen, wie mit einem Menschen, der, von Natur zu klein, gern Stiefeln mit hohen Hacken anzieht und alle möglichen Künste braucht um was seinem Körper an Länge abgeht, bestens zu verstecken. Darum strengen sie sich in aller Weise an, ohne doch ihre Mängel ganz bedecken zu können. So ist es in ihrem Staatswesen, so ist es in ihrer Hauptstadt und so ist es mit ihren Künsten und ihren Gewerben. Sie können nirgend gleichen Schritt halten mit den großen europäischen Völkern und deren Entwickelungen und halten sich doch dessen fähig, glauben an sich mit solcher Eigenliebe, wie die Franzosen, und sehen darum auch stolz auf andere Völker, namentlich auf die Deutschen, als seien sie das auserwählte Volk, dem der Herr in seiner Weisheit ganz besondere Eigenschaften verliehen.

Nun ist es wahr, daß viele Dänen aufgeweckte Köpfe sind, allein wo haben sie denn irgend eine bedeutende Erfindung gemacht, irgend eine besondere Intelligenz offenbart. In keinem Zweige menschlicher Thätigkeit sind sie jemals an die Spitze getreten, weder im Handel und Wandel, noch im Fabrikwesen, noch in mechanischen Wissenschaften, noch im philosophischen Denken oder in den Gebieten der Kunst und Poesie. Sie ha-

ben allerdings unter den nördlichen Völkern dafür immer noch das Meiste gethan, aber die Schweden und Norweger regen sich in Handel, Industrie und Schifffahrt jetzt mit größeren Hülfsmitteln, und so werden sie auch nach und nach weiter in den Künsten kommen. Was die Dänen voraus haben, ist ihre allgemeinere Bildung und die glücklichere Lage ihres Landes, ihre größere Bekanntschaft mit der Welt und ihre vom Glück begünstigten Prätensionen. Sie sind beweglich und nervös, daher ist ihre Einbildung lebhaft, und darum sind sie geschickte Diplomaten und geschickte Schauspieler; aber obwohl sie auch auf ihr Schauspiel, wie auf Alles, was sie besitzen, sehr stolz sind, ist doch auch dies nur noch der erblassende Schimmer aus glanzvollerer Zeit. Es ist damit so wie mit allem anderen in diesem kleinen Lande. Da nur eine bedeutende Stadt darin vorhanden ist, kann es auch nur ein gutes Theater geben, und da es nur diese eine Hofbühne giebt, ist es unmöglich, daß viele vorzügliche Schauspieler sich ausbilden. Die Dänen haben unzweifelhaft den meisten Beruf zu dieser Kunst, das beweisen die verschiedenen umherziehenden Gesellschaften, aber deren Loos und Schicksal kann doch die Kunst selbst nicht fördern. Es giebt in Kopenhagen einige treffliche Schauspieler, und die Dänen begeistern sich noch immer für die alternde Frau Heiberg, eine rhetorische Künstlerin von großem Werthe. Jüngere große Talente wachsen auch hier nicht auf den

Bäumen, und wenn wir auf die Bühnen der größten Völker, der Deutschen, Franzosen und Engländer blicken, läßt sich den Dänen kein allzugroßer Vorwurf darüber machen, daß ihre Bühne einen Verfall gegen frühere Zeiten erweist, denn wo ließe sich dies nicht sagen?

Von dem mit Ratten gefüllten Schauspielhause habe ich schon erwähnt, daß man diese zu entfernen versucht hat. Trübselig alt und grämlich steht es in einer Ecke des Königsneumarkts und scheint an die Zeiten Friedrichs des Fünften und der schönen Königin Mathilde zurück zu denken, wo Struensee hier prachtvolle Feste veranstaltete, und sein Freund Enevold von Brandt Theaterdirektor war, der den geistesschwachen Christian den Siebenten mit Balletten und Opern zu zerstreuen suchte, endlich aber dafür mit Struensee gemeinsam geköpft und geviertheilt wurde. Ei blot til Lyst (nicht blos zur Lust) steht drinnen über der Scene geschrieben, und gern kann Jeder glauben, daß hier Manchem schon die Lust an Schauspielvergnüglichkeit gründlich ausgetrieben wurde.

21.

Das Ultradänenthum und die deutsche Sprache. Der demokratische Gesammtstaat und die Scandinavier. Die Parteien und ihre Zukunft. Demokratische Minister.

Man kann keinem Dänen eine größere Freude machen, als wenn man Kopenhagen lobt, und über irgend eine dänische Einrichtung sich anerkennend äußert. Wenn es möglich ist, in seiner Brust ein wohlwollendes Gefühl für einen Deutschen zu erwecken, kommt es dadurch gewiß zum Vorschein. Es giebt jedoch eine Klasse fanatischer Ultradänen, welche hart wie Stein gegen alle deutsche Gemüthlichkeit ist, vor jedem Deutschen zu Eis erstarrt und jede Berührung mit ihm vermeidet, aber diese Klasse, welche gewöhnlich der scandinavischen Partei angehört, ist eigentlich lange nicht so schlimm, wie die, welche Freundlichkeit heuchelt und über ihre wahre Meinung zu täuschen sucht.

Am wenigstens vermögen dies doch immer die Damen. Eines Tages setzte mich das Schicksal in einer Gesellschaft an die Seite der jungen, schönen Gattin eines hohen Staatsbeamten. Ich hatte schon gehört, daß sie eine eifrige Patriotin und Demokratin war, und bemühte mich, ihr zu gefallen, was mir jedoch lange Zeit nicht gelang; denn sie war eine entschiedene Feindin alles Deutschen.

Erst als ich Kopenhagen um Thorwaldsens Schätze beneidete, thaute sie ein wenig auf. Dergleichen ist allerdings in Deutschland nicht zu finden, sagte sie stolz lächelnd, und plötzlich fügte sie hinzu: Finden Sie nicht, daß wir die meiste Verwandschaft mit den Franzosen haben?

O, geistige Verwandschaft, erwiederte ich. Ich halte die Dänen für sehr beweglich.

Auch in den Sprachen ist Verwandtschaft, fuhr die Dame fort. Wir sprechen unsere Sprache sehr schnell, der Klang unserer Worte ist zuweilen ganz französisch. Finden Sie das nicht?

Ich habe in der That geglaubt, versetzte ich belustigt, daß das Dänische zunächst und zumeist mit dem Deutschen verwandt sei.

Wir lieben das Deutsche gar nicht, fiel sie ein, deutsch wird sehr wenig bei uns gelernt und gesprochen. Wir ziehen das Französische bei Weitem vor.

Aber ich habe an allen Orten, wo ich bisher Zei-

tungen gefunden, nie eine französische gesehen, sagte ich, wohl aber deutsche in beträchtlicher Zahl. So auch sind die Buchhändler mit deutscher Literatur in Fülle versorgt.

Sie schüttelte lebhaft den Kopf und sah geärgert aus. Was thut das, sagte sie; Niemand spricht deutsch, wir fühlen uns den Franzosen weit näher.

Ich hätte wirklich geglaubt, das Deutsche müsse mehr bevorzugt werden, fuhr ich standhaft fort.

Woher glauben Sie das?

Weil mehr als ein Drittheil der Bevölkerung des jetzigen dänischen Staates Deutsche sind, die Könige selbst aus Deutschland stammen, die Hofsprache früher sogar deutsch war, ein großer Theil der Beamten nothwendig beide Sprachen lernen und sprechen muß, endlich Deutschland doch immer in sehr engen Verbindungen mit Dänemark gestanden hat.

Diese engen Verbindungen sind unser Unglück gewesen! rief sie aus, aber sie haben ihr Ende erreicht. Sie werden sich bald überzeugen, wie wenig deutsch man hier versteht, auch ist es kein Zeichen von Bildung, in Dänemark deutsch zu sprechen.

Am Tage nach dieser Unterhaltung fragte ich auf der Straße einen ältlichen Herrn, wo in der Nähe wohl die Post sei?

Ich hatte dänisch gefragt, bekam aber den Bescheid in gutem Deutsch.

Sie sprechen also deutsch, sagte ich. Das freut mich. Ich hörte, daß Sie ein Deutscher sind, und bei uns spricht jeder gebildete Mensch deutsch, antwortete er in einem Tone, als nähme er es übel, daß ich glauben könnte, er gehöre nicht zu den Gebildeten.

Es ist also doch wohl kein Zeichen von Roheit, deutsch zu verstehen und zu sprechen, sagte ich zu mir selbst. Nur bei den Ultradänen gilt es beinahe dafür. Ich fürchte, man haßt alles Deutsche hier? fuhr ich fort.

Haßen? Gott bewahr's! Ja, die Zeitungen schwatzen noch viel über die Deutschen, aber das sind ja Thorheiten! Warum sollten wir nicht deutsch lernen. Wir brauchen die Deutschen weit mehr, wie diese uns. Wenn von Haß die Rede sein soll, so müßten wir die Schweden hassen, mit denen wir Jahrhunderte lang in Krieg lebten und die uns niemals etwas Gutes gethan haben.

Aber jetzt wird ein neuer scandinavischer Bund geschlossen werden.

Scandinavischer Bund? fragte er mit einem Ausdruck von Spott. Sie meinen die Studentenzüge. Was kann dabei heraus kommen? Sollen wir etwa eine schwedische Provinz werden oder soll uns der Schwede in's Haus kommen? Die jungen Leute thun sich zusammen, halten Reden voll Luft und Wind, wenn's aber zum Treffen kommt, ist nichts dahinter. Und es kann wahrlich nichts daraus werden, Herr,

sobald man es näher betrachtet. Dänen sind wir und wollen es bleiben. Hören Sie wen Sie wollen, ob das dänische Volk sich den Schweden an den Hals werfen will.

Und der ehrliche Bürger sprach auf jeden Fall wahrer, als die schöne Dame. Das dänische Volk sehnt sich so wenig nach dem neuen Scandinavien, wie das schwedische und norwegische Volk; ja nach Allem, was ich in Kopenhagen hörte und sah, ist bei den Dänen noch weniger Lust und noch mehr tiefgewurzelter Widerwille gegen ein solches Utopien vorhanden. Dieser Widerwille braucht nur aufgeweckt, dem Volke nur vorgehalten zu werden, was die begeisterten Scandinavier eigentlich wollen und wünschen, um gegen diese Ideen völlig einzunehmen.

Wenn man die neueste dänische Geschichte betrachtet, wird man nicht verkennen, daß ihre politischen Zustände keinesweges gesichert sind. Die Schweden besitzen eine alterthümliche, vierständige, schwerfällige Verfassung, aber vor reaktionären Gelüsten ist diese ziemlich sicher. In Norwegen hat sich die Demokratie seit länger als vierzig Jahren befestigt, hier dagegen sind noch nicht zwei Jahre verflossen, wo eine Verfassungsänderung zu Gunsten der Herstellung der alten Monarchie sehr nahe war. Erst seit dieser Zeit, wo das Ministerium Oersted beseitigt wurde, hat die Demokratie sich auf die leeren Stühle breit hingesetzt. Sie lieferte die neuen Minister, darunter einige hartverfolgte Männer, wie der

gegenwärtige Ministerpräsident André, der kurz vorher noch seiner Stelle als Oberst-Lieutenant im Generalstabe entsetzt wurde; allein die Anklage gegen Oersted und seine Collegen auf Hochverrath, vor dem höchsten Gericht endete mit einer Freisprechung.

Die Demokraten haben jetzt gesiegt, sagte mir ein, bei diesen verschriener Publicist, aber es wird nicht lange dauern, so werden sie sich selbst einen Tanz aufspielen. Ihre Spitze bildet die scandinavische Partei, welche Dänemark von der Landcharte streichen möchte, um es als Theil eines starken und einigen scandinavischen Reichs vor russischer Herrschaft zu bewahren. Diese Partei enthält manche fähige aber viele fantastische Köpfe, denen sich ein ganzer Haufe junger Leute, ein Theil der studirenden Jugend angeschlossen hat. Man hat lange Zeit die Unionsideen, als zur Zeit nützliche Träumereien betrachtet, doch jetzt haben diese durch die eigenthümlichen Verhältnisse in den höchsten Kreisen Aufmunterung und Förderung erhalten.

Bei alledem ist der Scandinavismus weit davon entfernt, das dänische Volk zu begeistern, wie man dies in Deutschland vielleicht glaubt. Man kann es aber merken, wie es damit steht, da das Hauptorgan der Scandinavier, Fädrelandet (das Vaterland) kaum tausend Abnehmer hat, wogegen die Gesammtstaatsorgane Dagblad und Flyveposten (fliegende Post) wohl in zehnfacher Zahl verbreitet sind.

Die demokratische Gesammtstaatspartei hat die royalistische Gesammtstaatspartei besiegt, doch ohne deren Hülfe hätte sie die Staatsleitung gar nicht übernehmen und weiter führen können. Es war das sonderbarste Schauspiel von der Welt, daß der des Hochverraths angeklagte Minister Bluhme zu derselben Zeit, wo er vor dem höchsten Gericht stand, in demselben Christiansborger Schlosse mit den Bevollmächtigten der fremden Mächte, um Ablösung des Sundzolls unterhandelte. Eben so ließ sich der Finanzminister, Graf Sponeck, erbitten, als Direktor das Ministerium weiter zu leiten, da der neue Finanzminister André, welcher Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule bisher gewesen, vom Finanzwesen des Staates so viel verstand, wie vom Chinesischen. Ein dritter Hochverräther ließ sich nach Rußland zu Unterhandlungen über den Streit mit den deutschen Höfen schicken, uud so halfen die besiegten royalistischen Gesammtstaatsmänner ihren Gegnern, die keine erfahrenen und praktischen Talente für die Staatsleitung, welche sie an sich gerissen, besaßen. Mit Noth und Mühe haben sie die Ministerstellen besetzen können, andere oder bessere Männer wie diese hat aber ihre gesammte Partei nicht aufzuweisen, In ihrer Noth haben sie daher auch dem Herrn von Scheel die wichtigsten Aemter einräumen müssen, obwohl sie lieber ihre Hände in Pech getaucht hätten. Zum Dank dafür hat Herr von Scheel auch nicht ermangelt, sich zum Meister

der Situation und zum Liebling des Königs und der Gräfin Danner zu machen. Die royalistischen Gesammtstaatsmänner haben um des Vaterlandes Willen den demokratischen Gesammtstaatsmännern geholfen, jetzt stehen diese gegen ihre eigenen Freunde und Zöglinge die scandinavische Partei, und lange dauert es gewiß nicht mehr, so wird es zum offenen Kampfe zwischen Beiden kommen. Die jetzigen Minister haben schon einen Schwarm von unwissenden jungen Schwätzern in den Staatsdienst untergebracht, die Scandinavier aber sind die aller unpraktischten Träumer und Ideologen.

So urtheilen die dänischen Royalisten und Absolutisten. Die dänischen Demokraten sind ihrerseits dagegen einig, ihre Gegner für ohnmächtig und unfähig zu halten. Das demokratische Gesammtstaatsministerium hat von seinen besiegten Gegnern vor der Hand allerdings nichts zu fürchten, auch hat die demokratische Verfassung nichts zu fürchten, so lange der König damit einverstanden ist; ob diese Verfassung aber schon so feste Wurzel geschlagen hat, um Stürme bestehen zu können, ist eine andere Frage. Der größere Theil der Bürger in Kopenhagen ist mit den jetzigen Zuständen zufrieden. Die Dänen haben keine hohen Staatslasten zu tragen, Steuern und Abgaben sind mäßig. Sie haben während der letzten Jahre gute Geschäfte gemacht, ihre reichen Erndten, ihr Vieh, ihre Butter, alle Produkte der Landwirthschaft zu hohen Preisen ver-

kauft. Viel Geld ist in's Land gekommen, die Staatskassen sind im guten Stande und dabei die beste Aussicht vorhanden, durch den günstigen Verkauf des Sundzolls die Staatsschulden zu bezahlen, und manche allgemein nützliche Reformen auszuführen. Warum sollte das Volk also mit der demokratischen Verfassung unzufrieden sein? Die Unzufriedenheit des Volkes ist immer nur Folge seiner materiellen Leiden. Auch die Bauern sind aus jenen Ursachen zufrieden und haben noch einen besonderen Grund, es mit der Demokratie zu halten. Das bäurische Eigenthum ist größtentheils nicht ganz freies Eigenthum, sondern Erbgutspacht, die großen Gutsherrn ziehen Zins davon.

Die Befreiung der Bauerngüter vom Erbpachtskanon und deren Umwandelung in freies Eigenthum ist eine brennende Frage für die Dänen. Die Fästeangelegenheit (Fäste heißt Pacht; verfesten, handfesten, verschreiben ist ein altgermanisches Wort) ist immer verschoben worden, allein sie muß jetzt gelöst werden. Ein Theil der Demokratie möchte den Gutsherrn gar keine Entschädigung zusprechen, ein anderer Theil scheut sich vor einem solchen Schritt; die Betheiligten verlangen natürlich wie überall vollen Abkauf. Die Fästefrage ist daher längst zum Zankapfel zwischen der Demokratie geworden. Es hat sich eine Partei der Bauernfreunde gebildet, an deren Spitze besonders der frühere Kriegsminister Oberst Tscherning steht. Die scandinavische

Partei drängt auf das Ministerium, den Bauern freies Grundeigenthum zu sichern, die Erbpacht einfach aufzuheben, allein die jetzigen Minister scheinen in ihrer Majorität gegen ein solches Verfahren zu sein; überhaupt aber sind die jetzigen Minister weit mehr Gesammtstaatsmänner von gut dänischer Sinnesart. Unter allen wird nur der Unterrichtsminister Hall von den Scandinaviern als ein Mann ihrer Ideen betrachtet, der Finanzminister André gilt als ehrgeiziger Kopf, die anderen Minister als unbedeutend, mit Ausnahme des Herrn von Scheel, den alle Welt zwar äußerst klug nennt, dem doch keine Partei vertrauen will.

Nun war in Kopenhagen noch viel von dem Feste die Rede, welches der König den Studenten gegeben hatte, und wie man in Christiania nächstens einen Besuch des Königs von Dänemark erwartete, so erwartete man in Kopenhagen nächstens den Besuch des Kronprinzen von Schweden, der denn auch richtig erfolgt ist. Ob er den Wünschen und Erwartungen der scandinavischen Partei entsprochen hat, läßt sich nicht sagen, aber der Fackelzug, welcher dem Prinzen von dieser Partei gebracht wurde, und die Reden, welche dabei gehalten wurden, haben sicher dem Gesammtstaatsministerium nicht gefallen. Es suchte jede Demonstration zu hintertreiben, aber die scandinavische Jugend kehrte sich nicht daran, und ohne Zweifel hängt die nachfolgende Ministerkrisis mit allen diesen Vorgängen zusammen.

Das Gesammtstaats-Ministerium ist auf den Punkt gelangt, wo es entweder dem Drängen der scandinavischen Partei weiter nachgeben, sich ihr immer mehr nähern oder aber sich ihrer gänzlich entledigen muß, und zu letzterem ist so eben der Anfang gemacht worden. Die Gesammtstaatsorgane greifen die scandinavische Partei auf's Heftigste an, beschuldigen sie, daß sie das Vaterland verrathe, Dänemark theilen wolle, und dazu mit den Schweden sowohl, wie mit den Deutschen im Bunde sei. Zum Theil klingen diese Vorwürfe allerdings lächerlich, und an Vertheidigung wird es nicht fehlen, aber nichts desto weniger ist es nicht schwer, die scandinavischen Bestrebungen so zu verdächtigen und zu verhöhnen, daß das dänische Volk und die öffentliche Meinung sich zornig von dieser entarteten Jugend abwenden muß, die das alte ehrwürdige Dänemark zu einer schwedischen Provinz machen will.

So steht es jetzt mit den Parteien in Dänemark. Der kleine Staat scheint noch lange nicht aus den Stürmen heraus gekommen und seine Zustände besser befestigen zu können. Die demokratische Gesammtstaatspartei, welche jetzt das Ruder hält, ist vorläufig die mächtigste, von der einen Seite aber steht der ideenreiche, die Jugend begeisternde Scandinavismus, von der andern lauern die besiegten Gegner des Gesammtstaats und ein Thronwechsel oder ein Fall der gegenwärtigen Günstlinge und Vertrauten kann plötzlich Vieles verän-

dern. Im Uebrigen sind die dänischen Minister wirklich demokratisch einfach und bescheiden, was ihr Aeußeres, ihre Wohnungen und Umgebungen betrifft. Von Glanz und Pracht und der Staffage, die bei uns ein Ministerhotel von Innen und Außen umgiebt, ist hier sehr wenig die Rede. Die alten Paläste in der Amalienstraße stehen verlassen. Der Premierminister Bang bewohnte in einer abgelegenen Seitenallee am Friedrichsberger Garten ein ziemlich schäbig aussehendes Haus, das von ärmlichen Gefährten umringt war. Mehrmals habe ich auch verschiedene der Herrn Minister so bürgerlich schlicht umherspazieren sehen, wie gewöhnliche Geschäftsleute, so auch die Frau Ministerinnen durchaus ohne aristokratische Tournüre. Diesen Herren und Damen ist es aber auch sämmtlich nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einst an der Spitze der Gesellschaft erscheinen sollten. Die meisten waren kleine Beamten in bescheidenen Kreisen lebend, aber das eben ist der Zug der neuen Zeit, daß sie die Loose umschüttelt, die alten Begriffe von Recht und Berechtigung zerschmilzt und neue Berechtigungen schafft, und daß selbst die mächtigsten Monarchen nicht mehr danach fragen können, ob ihre getreuen und geschätzten Diener auch der Klasse angehören, aus welcher jene sonst allein hervorgehen durften.

22.

Die dänische Demokratie gegen die deutschen Herzogthümer. Sprachstreit und Geldstreit. Neue dänische Klagen gegen Deutschland. Dänische und deutsche Rechtsbegriffe. Eisenbahn und Dampfschiffe nach Kiel.

Nichts liegt den Dänen so sehr am Herzen, als jeden Deutschen wo möglich von der Gerechtigkeit ihres Verfahrens gegen die deutschen Herzogthümer zu überzeugen. Sie beklagen sich aufs Bitterste über die Ungerechtigkeit der Deutschen, über den blinden Haß der deutschen Presse, über die fortgesetzten Hetzereien und Wühlereien, um die deutsche Bevölkerung der Herzogthümer aufzureizen und am allerübelsten ist die preußische Regierung bei ihnen angeschrieben, weil diese nie aufhöre, sich in dänische Angelegenheiten zn mischen und jetzt wieder einmal die Aufregung in Deutschland über den Domainenverkauf in Lauenburg und Holstein hervorgerufen habe.

Die Bevölkerung in den Herzogthümern ist ganz zufrieden, sagte mir ein zur Regierung gehöriger Herr. Aller Lärm geht von dem Adel aus. Der Adel protestirt gegen die demokratische dänische Verfassung, ihm ist unser jetziges Staatsleben ein Gräuel, und hinter diesem Adel steht die preußische Regierung.

Aber so viel ich weiß, wandte ich ein, handelt es sich um viele offenbare Rechtsverletzungen. Der Adel ist allerdings wieder an die Spitze der Opposition in den Herzogthümern getreten, und es mag sein, daß er für sich und seine Rechte kämpft. Hinter ihm aber steht die große Majorität des Volks.

Glauben Sie das nicht, erwiderte er eifrig. Sehen Sie das Beispiel, das der Advokat Bargum giebt. Er ist ein eifriger, entschiedener und vorurtheilsfreier Demokrat, daher ist er für uns, weil er die Junker in Holstein durchschaut, ihnen nicht helfen und dienen will.

Und dafür gilt er bei seinem Stamme als Renegat. Wie will man die Herzogthümer versöhnen und ihnen freundliche Gesinnnngen beibringen, wenn man sie fortgesetzt durch Eingriffe in ihre Rechte beleidigt.

In Holstein können wir nichts thun, sagte er achselzuckend, daran hindert uns der deutsche Bund, aber wollten die Schleswiger uns vertrauen, wir würden ihnen alles geben, was wir selbst haben.

Dänisches Geld, dänische Prediger und Schulmeister, dänischen Sprachzwang und dänische Verkümmerung.

Ist es nicht der böseste Wille, daß sie unser schönes Silber nicht wollen, rief er zürnend, daß sie ihr schmutziges, schlechtes Geld vorziehen. Sehen Sie hier — er zog einen blanken dänischen halben Thaler aus der Tasche und einige abgegriffene Stücke Schleswig-Holsteinisches Courant — unser neues gutes Silber verschmähen sie, diese abscheuliche Münze ist ihnen lieber.

So lassen Sie ihnen das alte, ihr eigenes Geld.

Der Gesammtstaat kann nicht verschiedenes Geld haben.

Aber muß der dänische Gesammtstaat auch dänische Prediger und Schulmeister in Gemeinden einsetzen, wo die Leute kein dänisches Wort verstehen?

Wir können nicht ruhig zusehen, erwiderte er, daß in dem bestrittenen Lande die deutsche Sprache immer weiter vorwärts dringt. In Angeln, zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen, ist noch vor fünfzig Jahren überall dänisch gesprochen worden. Dies Land ist dänisches Land, Niemand kann es uns verargen, wenn wir es Dänemark erhalten wollen.

Und die Domainen in Lauenburg und Holstein gehören gewiß ebenfalls dem dänischeu Gesammstaate an?

Herr von Scheel hat darüber im Reichsrathe den Beweis geführt; im übrigen hat der dänische Reichsrath darüber entschieden.

Aber kann der dänische Reichsrath über die Rechte und das Eigenthum deutscher Bundesländer entscheiden?

Der deutsche Bund hat den dänischen Gesammtstaat eben so wohl anerkannt, wie Oestreich und Preußen dies gethan haben. Auch die Staaten müssen die Consequenzen ihrer Handlungen anerkennen, fügte er lachend hinzu.

Aber diese Anerkennung betraf nur den ersten Entwurf, welcher die selbständigen Rechte der deutschen Bundesländer ausdrücklich verwahrte, nicht aber die später beliebte Zusammensetzung des dänischen Reichsraths.

Man hat niemals gegen denselben protestirt, bis es jetzt den deutschen Mächten auf Preußens Antrieb einfällt, sagte er, ohne meine Einwendungen zu beachten. So wird uns denn der holsteinische und lauenburgische Adel auf den Hals gehetzt, gegen Herrn Scheel wird eine Ministeranklage erhoben. Alles, was wir thun, was unser unzweifelhaftes Recht ist, wird in das schlechteste Licht gesetzt und nichts gespart, um die Volksmasse in den Herzogthümern gegen alles was dänisch heißt, was von uns kommt, zü verbittern.

Und wie ist dies möglich, da die dänische Regierung doch alle Macht in Händen hat, um das Volk über sein wahres Bestes aufzuklären? Das Volk selbst begreift gewöhnlich sehr gut, was zu seinem Vortheile gereicht.

Er schwieg einen Augenblick, drnn sagte er: Es ist der Racenhaß. Wir können thun, was wir wollen, es läßt sich nichts dagegen machen. Der Adel in den

Herzogthümern benutzt die tiefgewurzelte Abneigung des deutschen Stammes gegen die Dänen. So bleibt uns denn nichts übrig, als die Rechte Dänemarks und des dänischen Gesammtstaates trotz aller Böswilligkeit mit aller Strenge durchzusetzen.

Es ist der Racenhaß, das erkennen die Dänen also selbst an, aber sie erkennen nicht an, wie er entstanden ist. Für ihren Gesammtstaat wollen sie den deutschen Ländern ihr Geld aufdrängen, für ihren Gesammtstaat den Deutschen bis zur Schlei die dänische Sprache aufdrängen, für ihren Gesammtstaat alle die gewaltsamen Maßregeln durchsetzen und dabei meinen sie, das Volk in den Herzogthümern empfinde davon gar nichts, sei ganz zufrieden und glücklich, nur der Adel, der das demokratische Dänemark hasse, reize das Land auf und hinter ihm stehe die preußische Regierung, welche Deutschland und den deutschen Bund aufreize.

Es giebt nicht leicht etwas so Widersinniges vor, als das Benehmen der Dänen gegen die deutschen Herzogthümer. Ein altes Wort sagt allerdings, Gott züchtige, die er lieb habe, aber daß es mit den Dänen derselbe Fall sein sollte, ist nicht zu glauben. Es giebt allerdings auch Männer in Dänemark, welche gerecht und stolz genug sind, das Verfahren der Regierung und ihrer eigenen Partei streng zu tadeln, und mehr als Einer hat mir gesagt, es sei blödsinnig, zu glauben, daß man in solcher Weise die öffentliche Meinung gewinnen, alte Feindschaft

versöhnen könne, unklug und rachsüchtig die Herzogthümer gewaltthätig zu behandeln, und verwerflich die Deutschen zu Dänen machen zu wollen. Von anderer Seite aber habe ich ohne Weiteres erklären gehört: da die Deutschen sich nicht gutwillig fügen, unsere Wohlthaten nicht annehmen, freie dänische Männer nicht werden wollen, so muß man zusehen, was durch Gewalt mit ihnen zu machen ist. Endlich werden sie doch wohl mürbe und müde werden, auf Deutschland und auf deutsche Hülfe zu hoffen und zu warten. Deutschland hat sie einmal schon im Stich gelassen, dasselbe wird auch jetzt wieder geschehen. Aufreizung kommt aus Deutschland genug, aber von kräftiger That ist dort nie etwas zu erwarten. Viel zu mild haben die Dänen verfahren, viel zu leicht haben sie Verrath und Empörung verziehen. Niemand ist hier zu Pulver und Blei begnadigt worden, Niemand ist hier in Ketten gelegt, an Ehre und Vermögen gestraft worden, vielmehr stehen noch jetzt Manche in Amt und Brod, die damals in den Reihen der Rebellen und an deren Spitze sich befunden, ja mehrere sind selbst in Kopenhagen angestellt worden, ohne etwa Besserung zu geloben. Kömmt es jetzt aber noch einmal so, dann muß und wird die Zeit der Gnade vorbei sein, nnd wer es mit den Deutschen in den Herzogthümern gut meint, muß sie warnen, nicht auf Deutschland und die aufreizenden

Einflüsterungen zu vertrauen, denn nur zu ihrem Unglück wird es endlich auch diesmal ausschlagen.

Bei allen diesen Großsprechereien, Selbsttäuschungen und anscheinender Kühnheit, ist den Dänen doch nicht gut zu Muthe. Die Tonangeber hegen manche heimliche Besorgnisse, daß das thatlose deutsche Volk und der kraftlose deutsche Bund sich endlich dennoch zu einer That aufraffen könnten. Sie hatten offenbare Angst, daß der Bund in gesetzlichster Weise eine Executionsmaßregel gegen den Herzog von Holstein und Lauenburg ausführen und nöthigen Falls diese beiden Bundesländer von einem Bundesheere besetzen lassen könnte. Bei diesem Gedanken wurde ihnen unheimlich, denn was vermöchte der dänische Gesammtstaat dagegen zu thun. Dieser Gesammtstaat wackelt jedesfalls bedenklich genug, um nach auswärtigem Streit und Kampf lüstern zu sein, und es wäre wohl möglich, daß er bei dieser Gelegenheit einen vernichtenden Stoß erhielte. Wenn der deutsche Bund wirklich Ernst macht, die Rechte der Bundesländer zu schützen, so bleibt den Dänen nichts weiter übrig, als zu gehorchen und alle Großsprecherei und Berufung auf die Majestät des dänischen Reichsraths und dessen Beschlüsse wird alsbald verstummen. So lange man aber von Wien, Berlin und Frankfurt nur Noten schreibt und diplomatische Proteste erhebt, wird man in Kopenhagen gar wenig erlangen und erreichen. Es wäre den deutschen Staats-

männern wohl zu wünschen, daß sie in echt dänischen Kreisen einmal eigenohrig über sich und ihre Werke urtheilen hörten.

Die demokratischen Gesammtstaatsmänner sind, trotz aller zur Schau getragenen Kühnheit von der Ahndung befallen, daß Holstein und Lauenburg doch eines schönen Tages unerwartet abhanden kommen könnten. Es scheint ihnen daher höchst gerecht und billig, zum Besten des Gesammtstaates die holsteinschen und lauenburgischen Domainen zu verkaufen, damit Dänemark davon den gehörigen Nutzen ziehe, und wenn die Länder wirklich einmal aufgegeben werden müßten, doch die Domainen in zweckmäßiger Weise verbraucht worden seien.

Es kommt bei allen diesen Dingen jedenfalls darauf an, was Deutschland sich gefallen läßt, aber nach der Meinung der Dänen sind die Deutschen sowohl ohne Recht wie ohne Macht, um dem dänischen Willen ernsten Widerstand zu leisten, und wenn die allgemein verbreitete Meinung über die Unfähigkeit der Deutschen thatkräftig zu handeln und über die Unfähigkeit der deutschen Regierungen es weiter als zu leeren Demonstrationen durch diplomatische Proteste zu bringen, nur zur Hälfte wahr ist, so kann man es allerdings den Dänen nicht verdenken, wenn sie so trotzig höhnend und anmaßend auf alle Deutsche blicken und über die leere Wortmacherei der deutschen Noten lachen.

Die strengen Scandinavier sind auch hierbei wieder die Verständigsten und Gemäßigsten, denn eben sowohl wie sie offen genug sich über Dänemarks wirkliches Recht am Sundzoll aussprachen und den Verkauf um jeden Preis verlangten, so hört man auch von ihnen die Sache der Herzogthümer in billigerer Weise beurtheilen. Auch bei dieser Mäßigung ist allerdings die scandinavische Idee leitend. Sie wissen, daß Schweden und Norweger darauf dringen, zunächst den Streit um Schleswig-Holstein zu schlichten, daß das Scandinavien der Zukunft keine deutschen Elemente in sich aufnehmen kann und will, daß jene es am liebsten sähen, wenn ganz Schleswig für die Dänen verloren ginge. Deshalb sind sie mehr als je geneigt, eine Theilung nach der Sprachgrenze als die natürlichste und beste Vermittlung zu betrachten. Alles historische Recht aus alten zweifelhaften Documenten hervorgesucht, beweist um so weniger die Wahrheit, sagen sie, da andere historische Documente und andere Auslegungen jenen entgegen gesetzt werden können. Es bleibt daher nichts übrig, als die Nationalitäten in Betracht zu ziehen und nach ihnen eine Scheidung vorzunehmen.

Man kann nicht läugnen, daß dieser Vorschlag billig klingt, denn Nordschleswig hat wenige deutsche Bewohner. Der Jütenstamm liefert das gesammte Landvolk, nur die Städte sind deutsch. Vom Flensburger Fjord ab gehört das Land den Dänen, und wenn sie

darauf Ansprüche erheben und es hart und unbillig finden, wenn von deutscher Seite auch darauf Anspruch gemacht wird, kann man ihnen nicht Unrecht geben. Anders ist es freilich damit, daß die Dänen diese Sprachgrenze und ihre Ansprüche bis an die Schlei und an die Stadt Schleswig verschieben, Angeln als ihr Eigenthum erklären und den Menschen darin mit Gewalt die dänische Sprache wieder aufdringen wollen. Auf diesem bestrittenen Boden halten sie für ihre Zwecke auch alles für erlaubt. Hier eben werden deutsche Prediger und Schullehrer verjagt, hier zwingt man den deutschen Adel und die deutsche Bevölkerung dänisch an ihre dänische Obrigkeit zu schreiben, schickt ihnen dänische Befehle zu, die Niemand versteht, auch nicht verstehen will, maßregelt das ganze Land mit dänischen Ortsnamen, dänischen Voigten und dänischen Beamten, purificirt die Gerichte, greift unbedenklich in alle Rechte, wenn sie den dänischen Machthabern nicht zusagen, und giebt keinen Klagen und Vorstellungen Gehör. Der neue Minister für Schleswig, Herr Wolfshagen, ist ein wahres Musterbild dieser Art von Verwaltung, welche die Verwirrung auf's Höchste treibt, und dem zähen, passiven Widerstand der Schleswig-Holsteiner immer neue Nahrung giebt. Wie können sie sich bei solcher Behandlung wohl zu den Dänen hingezogen fühlen, die aus allen Kräften thun, was sie können, um den dänischen Namen zum Schrecken und Abscheu zu machen,

den Racenhaß immer höher steigern, dabei aber in Kopenhagen darüber seufzen und klagen, daß das deutsche Volk nicht einsehen will, wie gut sie es mit ihm meinen, oder endlich gar behaupten, das Volk sei zufrieden, der Adel allein nicht, und die preußischen Hetzereien seien der wahre Grund, wenn nicht alles sich vortrefflich befinde. Das ist eben so lächerlich, wie empörend.

Deutschland kann nur wünschen, daß es wirklich recht bald zu der nordischen Union kommt und den Dänen dazu seinen Segen geben. Von der dänischen Gesammtstaatsdemokratie hat es auf keine friedliche Versöhnung zu hoffen und ebenso wenig oder noch weniger wird die royalistische Partei, wenn ihr jemals wieder Tage der Herrschaft kommen, den deutschen Zukunftsplänen Rechnung tragen. Der schleswig-holsteinische Adel kann allerdings vielleicht dann wieder im Vollgenuß seiner Vorrechte sich befestigen, in den Provinzialständen die übergewichtige Rolle spielen und ein Schimmer größerer Selbständigkeit die deutschen Provinzen Dänemarks von den dänischen trennen, aber der dänische Staat wird das deutsche Land festhalten und die Elbe ihr dänisches Wachtschiff mit der Danebrogfahne nicht los werden.

Unter den jetzigen Verhältnissen ist Kopenhagen, wie sich aus Allem ergiebt, kein besonders angenehmer Aufenthalt für einen Deutschen, der sich nicht von aller Politik entfernt halten kann. Der neu aufkeimende

Streit mit Deutschland hat das Mißtrauen wieder geschärft und von mehren Deutschen wurde über die üble Stellung und die Anfeindungen geklagt, welchen Deutsche jetzt mehr als bisher ausgesetzt sind. Den dänischen Prätensionen beizustimmen ist unmöglich, ihnen auszuweichen aber eben so schwer, denn die meisten Dänen welche auf dem Standpunkt stehen lebhaften Antheil an den Schicksalen ihres Staates zu nehmen, gerathen, wenn sie einen Deutschen sehen, in einen gereizten Zustand. Sie wollen ihn von ihrem Rechte überzeugen, wenn sie es nicht vorziehen, von Anfang an feindlich, grob und anmaßend aufzutreten.

Hat man Thorwaldsens Museum gesehen und sonst keine Ursache seinen Aufenthalt zu verlängern, so werden einige Tage vollkommen hinreichen, sich ein Bild dieser glanzlosen Hauptstadt und ihrer Zustände zu verschaffen. Es ist wahr, daß Kopenhagen viele große, doch keine großartige Bauwerke besitzt, viele Erinnerungen alter Herrlichkeit, die einst wohl Bewunderung erregen konnten, viele Zeichen ehemaliger Pracht, welche jetzt nur noch beweisen, was sonst hier gewesen; manche alte Paläste, die meist öde stehen, manche Einrichtungen, die für einen größeren Staat bestimmt waren, manche Schöpfungen reicher, verschwenderischer Fürsten, die ihre Macht damit bekräftigen wollten. Für die Dänen freilich ist Kopenhagen der Mittelpunkt ihres ganzen

Volks- und Staatslebens, es ist der Schauplatz ihrer Geschichte, es enthält Alles was sie haben.

Eine Wohlthat für das Reisen ist die nun vollendete Eisenbahn nach Korsör. Hätten die Dänen sie aus eigenen Mitteln bauen sollen, würde sie eben so wenig vorhanden sein, wie Gasbeleuchtung, Trottoire, Markthallen und fließende Brunnen, aber auch hier halfen die Engländer mit ihrem Gelde und auch hier haben sie ein gutes Theil davon verloren, denn die Bahn rentirt sich schlecht. Wo soll der Verkehr da herkommen, wo es keine bedeutende Städte, keine Fabrikation und keinen Handel giebt. Röskilde, vier Meilen von Kopenhagen, ist der einzige namhaftere Ort, welcher von der Eisenbahn berührt wird. Hätte dieser noch die hunderttausend Einwohner, welche er einst gehabt haben soll, so würden die Finanzen der Eisenbahn besser stehen, und die englischen Unternehmer hätten nicht fallit zu werden brauchen. Jetzt aber sind von jener Zahl kaum 4000 übrig geblieben, und aus der Stille niederer Hütten ragt nur der alte merkwürdige Dom hervor, welchen manche Fremde zu besuchen pflegen. Die Kopenhagener fahren lieber nach dem Thiergarten oder belustigen sich in den munteren Wirthshäusern am Friedrichsberger Garten und im Tivoli. Was sollen sie in dem öden, kahlen Rothschild bei den versunkenen Königsgräbern? Die Eisenbahn schafft daher gewöhnlich nur eine mäßige Zahl Fahrgäste fort und bietet diesen auch keinerlei

malerische Genüsse an schönen Gegenden u. s. w. Seeland, wo es nicht seine Buchenwälder trägt, ist ein zwar recht fruchtbares aber eintöniges Land. Das eiserne Roß jagt mit seinem Wagenzuge durch Kornfelder und Wiesenflächen, Sandhügeln und Torfmooren hin und hält nach drei Stunden bei dem kleinen Hafenplatz Korsör an, der so recht mitten in einer Sahara gelber Sandhügel sich eingenistet hat. Aber schon weht die schwarze Dampfsäule des langen schmalen Dampfers dem Reisenden entgegen, der ihn in sechs Stunden über Belt und Bucht nach Kiel bringen soll. Düstere Wolken bedeckten den Himmel, der Wind heulte durch Ketten und Tackelwerk. Eine ganze Schaar Passagiere stürzte sich in das kleine Schiff, um irgend ein Plätzchen in der Kajüte zu erwischen.

Ich sah durch die Luke hinunter und fand, daß ich ohne Zweifel zu spät gekommen sei.

Es wird eine wilde Nacht werden, sagte Jemand neben mir, die da unten werden es bald empfinden.

Ein heftiger Windstoß und fallende schwere Tropfen gaben dieser Warnung Nachdruck. Ich zog meinen Regenmantel über den Kopf zusammen und setzte mich dicht an den Schornstein.

Und es ward eine wilde Nacht. Der kleine Dampfer arbeitete stöhnend durch Wogen und Gischt, die über Buge und Radkasten geschleudert wurden. Aber als es Morgen wurde, lag Deutschlands Küste vor

uns. Bald war das freundliche, reinliche deutsche Kiel erreicht. Deutsche Worte schallten umher. Verstoh keen dänsch! antwortete ein Arbeiter, den eine Däne dänisch ansprach. Das war der erste Gruß auf deutscher Erde, prophetisch klang er mir zu. Die deutschen Herzogthümer werden niemals dänisch verstehen lernen. Deutsch sind sie und deutsch werden sie bleiben!